Fh. u. 476 w
(7
Ros.
1391 (2)
11891654

Raffinerien

für

raffinirende Theologen.

Le monde se raffine tous les jours.

I. Ditzel. Del. & Sculp. Dresden 1785.

Erster Band.

Berlin, Frankfurt und Leipzig.

1785.

Th. m. 476 w (1) C

Pes.

Ein Brief
statt
einer Vorrede.

Lieber Bruder!

Du hast immer nicht glauben wollen, daß ich Wort halten werde. — Aber da hast du nun meine Raffinerien — lies sie — lobe sie — oder vielmehr tadle sie. Ja ich sehe schon zum Voraus, wie du da sizt auf deinem Aristarchenstuhl — mein Buch als einen armen Sünder vor dir hast — und mit ihm in ein Gericht gehst, das, wenn es gleich nicht so unbarmherzig als der Rezensenten Gericht ist, als welche sogar einen schwarzen Punkt, den die Unbescheidenheit einer Fliege an den unrechten Ort gesetzt hat, dem Autor zur Sünde anrechnen, und ihn darüber zum Tode verurtheilen — doch immer, nach deinem mir bekannten Ernst, strenge genug seyn wird.

Nicht ohne Furcht besorge ich, daß dir gleich der Titel meines herzlich geliebten Buches, unausstehlich ist. Ich weis, daß du ein alter guter Deutscher bist, der überhaupt auf alle Titel wenig — auf französische aber gar nichts hält. Du siehst es eben so lächerlich an, wenn ein Deutscher seinem Buche einen französischen Namen giebt, als wenn ein Deutscher seine werthe Person anstatt des ehrlichen Hannß — Jean nennet. Da magst du nun nicht ganz Unrecht haben, lieber Bruder;

allein ich hoffe auch nicht ganz unrecht zu haben, wenn ich meyne: man müsse bisweilen ein wenig vornehm thun.

Aus dieser Ursache haben vormals viele vortrefliche Leute ihre Namen aus Rom und Griechenland verschrieben, und wenn ich mich unter andern auf den Hermolaus Barbarus und auf den Melanchton nicht berufen soll, so berufe ich mich doch auf dich, der du dich bis auf den heutigen Tag Magister Suppius nennest, ob du gleich auf gut deutsch, nur Meister Suppe heißest.

Aus eben dieser Ursache bitten auch unsere jetzigen vortreflichen Büchermacher nicht nur die Römer und Griechen, sondern auch die Franzosen zu Gevattern; und ich darf dich nur an das deutsche Museum, an das Odeum — an die Chronologen — an die Bibliotheken — an die Reverien, an die Journale erinnern, so habe ich dich überzeugt. Ja einige, welche recht vornehm thun wollen, schreiben sogar den Göttern des heidnischen Himmels einen Gevatterbrief, wie du an dem deutschen Merkur deutlich wahrnehmen kannst. Warum soll ich denn nicht auch ein wenig vornehm thun?

Aber du fragst weiter: Was für ein Sinn und Verstand soll in dem mir bis jezt gar noch nicht vor die Ohren gekommenen sonderbaren französischen Wort: Raffinerien — verborgen liegen? Ich antworte demüthig: In meinem französischen Wörterbuche, welches eines der besten von der Welt ist, wird das Stammwort: Raffiner auf gut lateinisch also übersetzt: de rebus

bus juſto ſubtilius et naſutius judicare. Raffinerien (eigentlich Raffinements; aber ich erlaube mir, dem Worte eine deutſche Endung zu geben,) wären alſo naſeweiſe und ſpitzfindige Raiſonnements, welche andere Leute beleidigen, und welche, weil ſie die Atomen auf der Nadelſpitze tanzen laſſen — für alle diejenigen, welche kein Sonnenmikroſkop beſitzen, ein unnützes Spiel ſind. Aber da es mir frey ſteht, hinauf oder hinabzuſtimmen, ſo werde ich gewis nicht meinen Raffinerien einen ſo erhabenen Sinn, wie ihn das Wörterbuch angiebt, beylegen. Dieſe ſollen blos geſunde Raiſonnements ſeyn, welche ſich über die alltäglichen und gewöhnlichen um etliche Grade erheben. Und wenn ich ſie für raffinirende Theologen beſtimmt habe, ſo meyne ich ebenfalls keine Theologen, welche juſto ſubtilius et naſutius judiciren, — nicht ſolche, welche gleich einem Hill, der bey ſeiner Unterſuchung der Infuſionsthierchen — auf einem Haar vom Pinſel, welcher ins Waſſer fiel, dieſe winzigen Thierchen auf- und ablaufen ſah, — eben ſo die zarteſten Nüancen der Theologie bemerken — und ihre Gedanken, die daran auf- und ablaufen, berechnen — nicht einmal ſolche, welche ſo helle und doch dabey beſcheidne und glückliche Denker ſind, wie die Teller — Eberharde — Steinbarte und Döderleine — ſondern Theologen, welchen Gott nur etwas mehr Verſtand gegeben hat als dem gemeinen Troß der Theologen, und welche zum Theil ſchon von der Kraft zu denken einigen Gebrauch gemacht haben, zum Theil aber erſt anfangen die geſunde Vernunft über das Syſtem — über den

orientalischen und afrikanischen Schnickschnack, und über leere und schwärmerische Träume siegen zu lassen. Für solche Theologen bin ich mit meinen Raffinerien da, aber nicht eben als Führer oder Vorreiter — sondern als Gefährte. Wir gehen mit einander den Weg zum Lichte, und auf dem Wege theilen wir einander unsere Gedanken mit, über alles was unserer Absicht zuträglich ist.

Nun Bruder! ich denke du lässest dir das gefallen. Aber es ist mir noch wegen einer Sache bange. Da du ein alter Murrkopf bist, dem die Leute welche launicht und lustig, wie Knoblauch sind, und der nur denen Leuten wohl will, welche gravitätisch einherschreiten — saure Gesichter machen, und so eiskalt sprechen, daß ihre Worte, bis sie ihren Kreis zu den Ohren durchwirbelt haben, halb gefroren sind; so muß ich leider vermuthen, daß dir auch die Art, wie ich mich gegen meine denkenden Reisegefährten betrage, und der Ton, in dem ich mit ihnen rede, gar nicht behagen wird: Denn wenn ich gleich keine Entrechats mache, keine Possen treibe, und keine Ungezogenheiten begehe, so weis ich doch gar zu wohl, daß ich einen muntern und freyen Gang führe — einer fröhlichen Laune den Lauf lasse, und oft ein Bonmot vorbringe, welches, wenn es gleich nicht immer witzig genug ist um bewundert zu werden, doch auch nicht zu abgeschmackt ist, um nicht zu belustigen. Allein ich muß mir nur für dieses mal deinen Unwillen zuziehen, weil ich meinen Gefährten gefallen will, von denen unter hunderten vielleicht kaum viere deinen finstern Humor haben. Ein trockner und übelaufgeräumter Gesellschafter, wäre

er

er auch sonst so weise als Sokrates, ist vielen ein unerträglicher Mensch. Ein lebhafter und wohlaufgeräumter aber, wenn er auch nicht ein Doktor ist, ist stets wohlgelitten. Ein solcher darf auch gemeiniglich ein Wort mehr reden als der Mann, der wie ein Magister spricht; und ausserdem, daß er leichter überzeugt, hat er auch den Vortheil für sich, daß, wenn er ja zuweilen ein wenig aus dem Zirkel kommt, ihm williger vergeben wird.

Sonst wirst du bemerken, daß meine liebe Muttersprache, wenn sie gleich nicht von Barbarismen rein ist, doch nicht, oder vielleicht selten, mit Provinzialismen, und Kraftwörtern befleckt ist. Wenn du das ganze ansiehest, so wirst du auch wahrnehmen, daß ich die deutsche Grammatik wohl innen habe, und daß ich mich besonders auf die Interpunktion und auf die Gedankenstriche vortreflich verstehe. Solltest du also wider mein Vermuthen hie und da ein Punktum mit einem Semikolon verwechselt — ein hartes t für ein weiches gesetzt, — einen Namen verunstaltet, einen Perioden verschraubt, ein für mit einem vor vertauscht — und einen Gedankenstrich übel angebracht finden; so kannst du sicher glauben, daß der Herr Korrektor ein allzugelinder Zuchtmeister ist. Eine Entfernung von mehr als 50 Meilen hat mich, zur glücklichen Wiedergeburt meines Kindes selbst etwas beyzutragen, schlechterdings verhindert. — Wenn ich mich wegen der gebrauchten Barbarismen nicht entschuldige, so geschieht es deswegen, weil ich mit ihnen, den wackern Theologen für die ich schreibe, und welche mit französischen und lateinischen Wörtern so vertraut

sind als eine Dame mit ihrem Schooßhund, nicht anstössig bin. Ueberdem ist ja die Theologie ihrer Natur nach barbarisch.

Doch du wirst nicht wollen, daß ich mich ewig über Titel, Worte und Sylben vertheidigen soll! Du wirst sagen: Zur Sache! Nun gut. — Aber was hast du an Nro. I. auszusetzen, du Scharfrichter meines Ruhms? Soll ich eine Thorheit in Israel begangen haben, daß ich mich auch zu den Myriaden Skriblern geselle, welche die heutige Welt mit Reformationsschriften überschwemmen? — Ich geselle mich nicht zu den Skriblern, sondern — ich stelle mich dem Verfasser der Briefe von Berlin, aus sehr wichtigen Ursachen gegenüber.

Wenn es dir noch nicht bekannt ist, so sage ich dir, daß dieser Briefsteller ein durchtriebener Witzkopf ist, welcher um den Fortschritt der Reformation Josephs, wenn es ihm möglich wäre, zu hemmen, nicht nur die bisherige Reformation in allen ihren Theilen aufs tiefste herabwürdigt, sondern auch die Zeiten wieder zurückrufen will, in welchen man das Licht, weil es noch keine Laternen gab, in Ochsenhörner steckte. Du hast gewiß noch nie daran gezweifelt, daß der Kaiser befugt sey, mit seinem magischen Stab, die magischen Dünste des Aberglaubens aus seinem Gebiete zu verscheuchen. — Aber der Briefsteller weis es recht scheinbar zu machen, daß sich hierin der Kaiser eine Macht anmasse die ihm nicht gebühre. Du warest gewiß stets überzeugt, daß der Wohlstand eines Volks von der Religion unzertrennlich sey, und daß das Glück im bürgerlichen Leben mit der Aufklärung in der

Religion — in gleichem Schritt gehe. Aber der Briefsteller behauptet, daß die Religion gar nicht, — dagegen aber die Polizey und eine gute Gesetzgebung die eigentliche Quelle des Glücks auf Erden wäre. Ob du ein aufgeklärter Protestant, oder ein bigotter Katholik bist, ob du wie vormals die Egypter die Hunde und Katzen anbetest — ob du wie die Römer die Hühner und Gänse heilig preisest, ob du wie die Griechen an die Orakel glaubest, oder ob du wie die Chineser die Schildkröte zu deinen Gott, und die wahrsagenden Heere der Bonzen und Bonzinnen zu Priestern und Priesterinnen der Gottheit macheſt, daran liegt seiner Meynung nach nicht das geringste. Der unsinnigste Aberglaube bringt dem Staat keinen Schaden, — und die vernünftigste Religon schaft ihm keinen Nutzen. Indem er diese paradoxen Sätze nach seiner Art, das heißt nach der Art des Herrn Voltaire seligen, aus der Geschichte beweiset — so ziehet er endlich den Schluß: Ergo ist Josephs Reformation höchst unnöthig. Doch noch nicht genug; — sie muß ihm auch höchstschädlich seyn — und wie er dir das sehr herrlich zu demonstriren weis, so weis er dich auch zu versichern, daß der ganze Plan der Reformation falsch sey, und daß sie selbst völlig zur Unzeit komme. (d. i. 1000 Jahre zu früh.) Nun guter Bruder, wie wird dir? Läuft dir nicht die Galle über? Meynst du nun nicht, daß man sich eine Staffel in den Himmel baut, wenn man den Leuten zuschreyet, gegen einen solchen beißigen Hund auf ihrer Huth zu seyn. Gewiß, du würdest ihm wohl mit dem Stock entgegen laufen, wenn du ihn

nur

nur zu suchen wüßtest. Aber er hat dir klüglich nicht kund gethan, wo er in seiner Hütte liegt um daraus das erste Licht des Mondes anzubellen, und niemand weis, ob er Spitz oder Cerberus heißt. Nur so viel will man endlich ausgegrübelt haben, daß er zu dem Geschlechte der gefährlichen Thiere gehöre, welche äusserlich die Gestalt der Bologneser Hunde — innerlich aber die Natur der Tiger haben, — nämlich zu den Jesuiten. Nichts ist auch wahrscheinlicher. Nur ein Jesuit ist in der ganzen weiten Welt fähig die Religion für eine Klapper auszugeben, und dem Aberglauben zu seiner Vertheidigung seine Krallen zu leihen. Dieses letztere erlaubt sich nicht einmal der ärgste Freygeist. Bruder! du hast immer geglaubt, daß die verschmizten Jesuiten ihr Spiel ausgespielt haben; aber du siehst nun offenbar, wie sie noch immerfort ihr Wesen haben — und wie sie bis diesen Augenblick an politischen Raffinements unerschöpflich sind.

Aber um so mehr sollen wir gegen diese Tückköpfe wach seyn — und einem jedem, der es mit der aufkeimenden Aufklärung und dem davon abhangenden sittlichen und politischen Wohl der Menschheit ehrlich meynt, muß der Beruf obliegen — möglichst zu verhindern, daß sie kein neues Unheil anstellen. Als rechtschaffene Protestanten müssen wir auch, nicht nur jeder Bemühung des Kaisers die cimmerische Nacht zu vertreiben, sollte jene auch noch so unvollkommen seyn, unsern Beyfall zurufen, sondern wir müssen auch aus allen Kräften dazu helfen, daß der Koloß des römischen Aberglaubens, der

uns

uns immer fürchterlich ist, so lange er da steht, unter-graben werde. Sollte ich mit meinem Gegenstück zu den Briefen, das ich schlechterdings für nichts weiter als für eine Skizze oder für ein Scherflein ausgebe, nur ein sehr geringer Mithelfer seyn, so würde ich mir es doch immer zur Ehre anrechnen. den guten Willen gehabt zu haben. In magnis voluisse sat est. Meine raffinirenden Mitbrüder können durch mein Beyspiel veranlaßt werden mehr zu thun, oder doch wenigstens ihre Aufmerksamkeit auf Jesuiterschliche, welche die Religion für ein Spielwerk ausgeben, um uns wieder in die Hände des Herrn Pabstes zu spielen, zu verdoppeln.

Weil ich mein Gegenstück nur für eine Skizze ausgebe, so wirst du nicht übel nehmen, daß ich die 40 oder 50 Oktavseiten meines Gegners nicht mit 3 Folianten geschlagen habe — daß ich meinen Gegenstand nicht so lange beschauet habe, bis er durchsichtig wie Krystall wird, und daß ich nicht zu tief ins Detail gegangen bin. Man kann auch mit wenigen viel sagen, — und drey Beweise vertreten oft die Stelle von hunderten. Unser heutiges Publikum hat überdies einen andern Geschmack als das ehemalige, und schon Hume hat in seiner Geschichte sehr gut bemerkt, daß bey der Verfeinerung des Gaumens grosse Stücke Fleisch aus der Mode kommen. — Was die poßirlichen Sprünge betrift die du mich manchmal wirst thun sehen, so bitte ich dich, daß du diese nicht mir, sondern meinem Gegner zur Last legest, den ich immer so fest gepakt habe, daß er mich zuweilen mit fortreisset, und dem ich nachfolgen muß,

wenn ich ihm einen Stoß beybringen will. Eben so wirst du billigen, daß ich mich nicht gleich sans façon balge, sondern erst dem schalkhaften Jesuiten, den ich leider für einen Protestanten hielt, weil er sich so stellen konnte, — den Hauptinhalt seines Kriegsmanifestes publiziren lasse. Der Beobachter weis auf diese Art besser, wie er daran ist — sieht gleich mit wenig Blicken worüber der Streit geführt wird — wird begieriger auf die Art und Weise des Widerstandes — und ist fähiger jeden einzelnen Angriff nach seinem wahren Werthe zu schätzen. Aber warum — wirst du fragen, wird auf den verkappten Exjesuiten, nachdem er zum Streit geblasen — und schon alle seine Kanonen hat spielen lassen — nicht sofort ohne Zeitverlust wieder losgedonnert? — und warum müssen sich erst die Protestanten in einem Intermezzo raufen? Ich antworte: Was ich jetzt thue, weißt du jetzt nicht; aber du wirst es hernach erfahren. Richte nicht vor der Zeit, sondern warte, bis des Buches zweyter Theil komme. Da wirst du dann finden, daß alles den schönsten Zusammenhang hat — ja du wirst dann ohne Brille sehen, was du in deinem langen Leben nicht mit der Brille gesehen hast. Daß ich übrigens unterlassen habe bey einigen Stellen Jselins Geschichte der Menschheit — und die sehr billigen Urtheile eines Recensenten in der allgemeinen deutschen Bibliothek, zu citiren, reuet mich sehr, weil ich damit mehr Gewicht in meine Waagschale hätte legen können. Doch es ist dir ja Jselins Geschichte so bekannt, daß du diesen Ehrenmann, wo er dir nur begegnet, so gleich

kenneſt,

kenneſt, und in der Allgemeinen Bibliothek darfſt du nur die Recenſionen der Wiener Schriften in den acht und funfzigſten und neun und funfzigſten Bänden, beſonders aber eines Herrn von Großings Schrift nachleſen — ſo findeſt du auch bald meinen Gewährmann. Die Maſchinerie mit dem Geheimdenrath von S— und den andern Schnickſchnack wirſt du überſehen, und wenn ſich bisweilen der Herr Geheime Rath vergißt, ſo lerne auch du vergeſſen.

Zu Nro. II. wirſt du auch deine Gloſſen machen. — Es mag ſeyn. Aber ſo viel will ich dir nur ganz kurz und gut ſagen, daß jeder Brief ſine ira et ſtudio geſchrieben ſey, und daß alle zuſammen keinen andern Endzweck haben, als den, welchen ein jeder Liebhaber der Aufklärung wünſchen kann. Sapienti ſat. Bey auswärtigen Leſern können dieſe Briefe die Stelle einer neuen nicht unerheblichen Reiſebeſchreibung vertreten — und wohl auch Anlaß zu manchen vernünftigen Gedanken geben.

Wegen der kurzen Raffinerien will ich mich auch nur kurz faſſen. Ich gebe ſie nicht für jeden Leſer als Neuigkeiten aus. Du haſt von mir vernommen für wen ich ſchreibe — und wenn du bedenken wilſt, daß ich hauptſächlich für raffinirende Theologen in Franken ſchreibe, welches ich dir gleich anfänglich hätte ſagen ſollen, ſo wirſt du nichts weiter einzuwenden haben. In unſerm Franken und vielleicht auch noch in einigen andern Provinzen Deutſchlandes fängt man erſt an zu raffiniren — und da muß man nur erſt im Schritte gehen ehe man laufet. Nach und nach kommt man auch zum Ziel.

Das

Das Licht welches unsere hochadeliche Theologen ausschicken — blendet noch in unsern Gegenden.

Und nun, lieber Bruder! steige von deinem Aristarchenstuhl herab, und gieb mir freundlich die Hand. Wenn du mir deine Hand darreichest, so ist mir dann wenig daran gelegen, wenn gewisse Menschenkinder, welche gewohnt sind, gewisse Meynungen tief in das Gedächtniß zu drücken, um den Verstand davon zu überzeugen — ihre Hände von mir zurückziehen. Ja es kann sogar geschehen, daß ich von manchen Mitarbeitern am christlichen Weinberg, die nicht untersuchen aber dafür glauben — die das Nichtdenken nebst den alten Büchern und verschlagenen Münzen von ihren Vätern seligen geerbt haben, und die, um Gott einen Dienst zu thun, ihrem Nächsten oft einen kleinen Schaden thun, — ausgeschimpfet werde. Aber ich kehre mich nicht daran — und wenn ich mich daran kehren sollte, so habe ich in dem zweyten Theil meines Buches Gelegenheit genug ihre Thorheit zu rügen. Bleib du nur mein guter Herzensbruder — und lebe wohl.

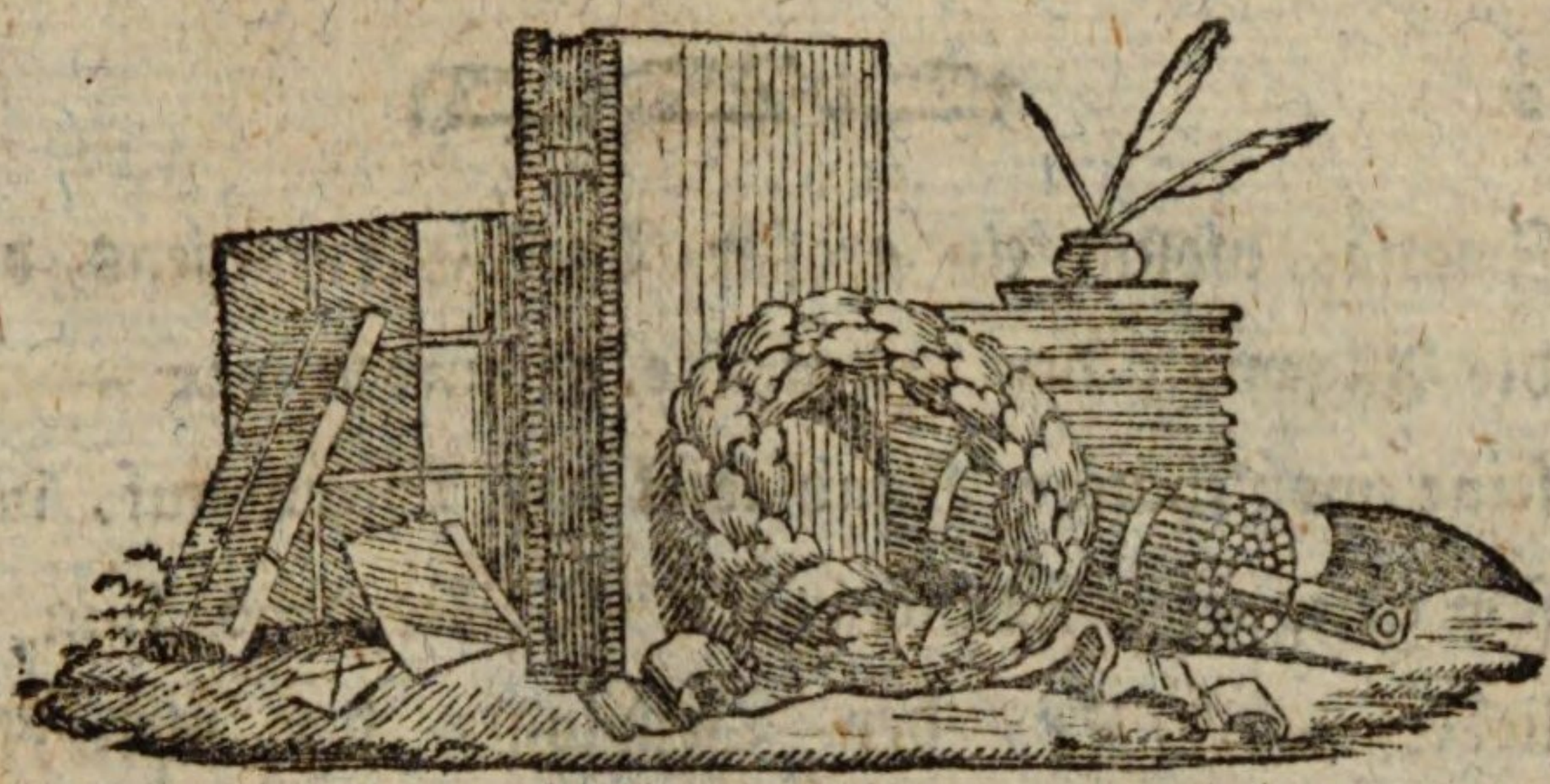
Verzeichniß des Inhalts.

I. Ueber Macht — Nothwendigkeit — Art und Weise — und Zeit zu reformiren. Ein Gegenstück zu den Briefen von Berlin Seite 1 bis 188

II. Theologische Briefe — über verschiedene kirchliche Gegenstände im Fürstenthume Bayreuth S. 189—318

Kurze Raffinerien.

1. Erasmus im Gedränge = 319—325
2. Ueber die Ehescheidung = 325—337
3. Ueber das Ehelichwerden = 337—341
4. Ueber das Händeauflegen = 341—347
5. Ueber den Exorcismus = 347—354
6. Ueber Kindereinfalt — und Kindertaufe. 354—370



I.

Ueber die Macht — Nothwendigkeit — Art und Weise — und Zeit, zu reformiren.

Ein Gegenstück zu den Berliner Briefen. *)

Endlich stürzt der Aberglaube von seinem Thron — die Vernunft darf wieder athmen — die Religion kann ihr Haupt wieder erheben und ihre Rechte behaupten. — Joseph spricht: Es werde Licht, und es wird da Licht, wo die Menschen Jahrhunderte durch in Finsterniß und Schatten des Todes sassen. Joseph erblickt mit seinem Adlerauge, die Irthümer, die Vorurtheile, den gewaltsamen Zwang,

*) Briefe aus Berlin, über verschiedene Paradoxe dieses Zeitalters. Berlin und Wien 1784.

Zwang, womit ein großer Theil Germaniens durch die Allgewalt der Hierarchie gebunden war — und seine wohlthätige Hand löset das Band auf, indem sein gesegneter Mund ruft: Völker seyd klug und liebet euch. Er, der Bezwinger der vielköpfigen Hydra, lenkt das Steuerruder dem römischen Bischof — mindert seine Heere von Matrosen, die hundertartigen Mönche — bessert das wurmstichige Schiflein Petri aus, und macht, daß es mit mindern Ceremonien als das Fahrzeug des Venedigischen Doge bey seiner Vermählung mit dem adriatischen Meer, in See geht.

Was ist noch künftig zu erwarten? Josephs Schritte sind langsam — Schreier mögen sie immer schnell nennen, an Schreien liegt nichts; Aber endlich wird er den steilen Berg ersteigen — auf dem der Tempel des Ruhms steht — und Eingang finden. Der Weg ist betreten — zu unserer Zeit betreten. Glückliche Epoche! So jauchzen die Gönner der Josephinischen Reformation unter Katholiken und Protestanten. Aber indem ich diesen Jubel hier vernehme — höre ich dort ein düsteres Gekreisch, gleich dem der Frösche in trüben Sümpfen — ein klägliches Geheul, gleich dem der Nachteule in der Finsterniß. Tausende und aber tausende in der katholischen Christenheit seufzen in dem Innersten ihres Herzens —

über

über die jetzt ausgeposaunte glückliche Epoche, segnen und kreuzigen sich. Die Mönche, welche die Kutten ablegen müssen, legen sie mit Wehmuth weg — und diejenigen, nach welchen der Löwe nicht greifen darf, sprühen Flammen. Pius VI. muntert seinen Ketzertrabanten Merz auf, doppelt ins Sprachrohr der Verläumdung zu schreien, und die lieben Beichtväter die nur von Ohr zu Ohr reden, theilen den andächtigen Seelen ihr Entsetzen darüber mit, daß die allerseligste Jungfrau und ihr Hofgesinde die Heiligen rein entkleidet, und mit einer bösen Schminke von Sudlern überschmieret, christkatholischen Augen sich präsentiren.

Auch unter den Protestanten, — diesem Völklein, welches mit so gegründetem Recht für die Reformation Luthers dankt, ohne weiter daran zu denken, wie buntübereck es dabey gieng und gehen mußte — blicken manche mit scheelen Augen auf den Adlerflug Josephs, und sein großes Beginnen — schütteln den Kopf — und schelten seine Reformation, ohne zu wissen daß sie dadurch auch die ihrige herabwürdigen.

Erstlich gefällt es ihnen sehr übel *) daß gerade Joseph reformirt.

*) Der Verfasser der Briefe aus Berlin, der unus ex illis ist — fängt hier an — seinen Spruch herzusagen. —

Joseph ist ein Monarch, sprechen sie — und von einem Fürsten muß das Reformiren nie unternommen werden. Joseph reformirt, aber seine Reformationen sind Machtsprüche, mit welchen nichts gedient seyn kann. Allezeit sind reformirende Monarchen gefährlich — den Rechten der Menschheit nachtheilig gewesen. Diese können zwar reformiren, wenn, wie und wo sie wollten. Nicht blos gottesdienstliche Handlungen und ihre Einrichtung — selbst die Lehrbegriffe der Religion, in ihrem weitesten Umfang, stehen in ihrer Gewalt — was sie wollen darf oder darf nicht auf Schulen oder Kanzeln gesagt werden — was sie erlauben — wird zum wesentlichen in der Religion; was und wie viel sie aber daran aufzuheben für gut befinden blos zur Disciplin — unter die Nebendinge — Adiaphora gezählt. Aber wer will ihnen die Gränzlinie bezeichnen? Wer darf ihm widersprechen, dessen Winke sogleich 100,000 Mann zu vollstrecken bereit sind.

Gewiß es ist eitel Täuschung und Spielwerk, wenn sich das Volk, oder das Pabstthum einbildet, unter einem souverainen Reformator, noch eignen Willen und Stimme zu haben. Auch nicht eine Reformation der Fürsten war, die nicht durch den sichtbaren Misbrauch der obersten Gewalt, mehr oder weniger der Menschen Freyheit gekränkt, und den Völ-

kern

kern zur Last geworden. Konstantins, Karls des Großen, — und der Ferdinande Reformationsgeschichte beweiset zur Genüge. — Friedrich von Preussen reformirt nicht — duldet allen Unsinn. Seine Staatsverfassung macht blos Sicherheit von aussen — und Ruhe von innen zu ihrem wichtigen Endzweck; alles was ausser diesen Gränzen liegt, ist frey und eines jeden Willkühr überlassen; diesem folge man.

Nachdem man zu beweisen sich bemühet hat, daß Joseph kein Reformator sey — sein Licht andre zu erleuchten nicht gebrauchen, sondern vielmehr auslöschen solle, so giebt man sich

Zweytens die Ehre zu behaupten, daß die jetzige Reformation die Völker nichts weniger als glücklich und den Staat blühend mache — und erwartet dieses Heil blos von Polizey und Gesetzgebung — Nicht Religion und Nebenwerk heist es, sondern Polizey und gute Gesetzgebung sind in jeder bürgerlichen Gesellschaft, die eigentliche Quelle des Glücks, oder was man auch sonst bürgerlichen Wohlstand nennt. Egypten war selbst bey dem Thierdienst ein blühender Staat — Griechenland hinderten die kindischen Orakel von Delphi und ein weit finsterer Aberglaube, als aller Aberglaube der Christen ist, keineswegs eine fruchtbare Mutter der Künste und Wissenschaften und

die Lehrerin aller gesitteten Völker des Erdbodens zu seyn. Was hatten der uns unerreichbaren Grösse der Römer, ihre heiligen Hüner und Gänse geschadet? Was die Schildkröte mit dem ganzen wahrsagenden Heer von Bonzen und Bonzinnen dem gesitteten über unsere Zeitrechnung hinaus blühenden Staat der Chineser? Auch den bigottesten Katholiken hindert sein Aberglaube nicht in jeder Situation des bürgerlichen Lebens ein brauchbares, nützliches und selbst grosser Handlungen fähiges Mitglied zu seyn. Als Landmann baut er eben so glücklich das Feld als irgend andere — als Künstler liefert er Meisterstücke. Im Reiche der Wissenschaften wird er darum nicht weniger Redner, Dichter, Geschichtsschreiber, Astronom, Naturkündiger. — Haben sie nicht ihre Descartes und Malebranches? Er kann im Kriegsheere und auf dem Schlachtfelde ein Eugen — im Staatsrath ein Richelieu und auf dem Thron ein Karl seyn. — Also aufgeklärte Religion trägt nichts zum Glück des Staats bey — und Irthum mit allem Gefolge des Aberglaubens schadet der allgemeinen Wohlfarth nichts! — Deswegen frommet auch Josephs Reformation zu nichts; vielmehr ist sie eine Geisel. Denn indem man reformirt, kann zugleich nicht verhindert werden, daß nicht das Privateigenthum von vielen Tausenden verletzt, die Gewissensfreyheit auf der einen

Seite gegeben, auf der andern eingeschränkt — die hergebrachten Religionsgebräuche des Volks, die ihm so heilig als die Religion selbst sind, angetastet, verändert und zum Theil aufgehoben — folglich so manche Menschen gegen ihre Grundsätze — Gewissen und heilige Gelübde zu handeln gezwungen werden. Möchte man, heist nun das tröstliche Epiphonem, doch jedem seine Puppe lassen, damit er nicht weine — sie ist ihm lieb — füllt seine leeren Stunden aus — und thut ihm recht herzlich wohl. Was dem einem Klapper, Schnörkel und Spielwerk scheint, ist Heiligkeit für den andern, und so lange es ihm das ist, macht es sein Glück. Aber ist denn die aufgehobene Hand gegen die Mönche, — dieses in vielen Augen inutile terrae pondus — nicht wohlthätig? — Nein. Sie waren schon, da wir, unsere Väter und Vorväter noch im Concavo Lunä waren — sehr nützliche Diener des Staats. Durch sie sind Wüsten angebauet — Künste und Wissenschaften vom gänzlichen Untergange gerettet — Städte verschönert und Barbaren gesittet gemacht worden. Sie sind bis auf diese Stunde die Zuflucht der Andächtigen, das Kleinod der Altäre. Sie sind nicht immer blinde Werkzeuge des Römischen Ehrgeizes und der Geldbegierde — sondern auch Menschenfreunde — und vielen Tausenden ihrer Nebenmenschen Samariter und Lehrer gewesen.

Wenn zuweilen Schurken unter ihnen waren, so beweist das nichts zu ihrem Nachtheil, weils in allen Ständen Schurken giebt. Aber Censur und Preßfreyheit — sind doch preiswürdige, heilsame Geschenke — womit Joseph seine Staaten beglückt? Sie sind allerdings Mittel wodurch die Aufklärung und die ganze Nation auf eine höhere Stufe des Lichts erhoben werden können — Allein Josephs Censurfreyheit — kränkelt, weis nicht was sie seyn will, und was sie nicht seyn will, ist noch hart gefesselt.

Die Preßfreyheit hat man, und hat sie nicht. Ihre Achse darf sich nur um drey Punkte bewegen, um die nemlich, welche die Staatskunst erlaubt. Diese sind 1.) allgemeine Toleranz 2.) Einschränkung der Gewalt des Pabstes 3.) Schwächung der Einkünfte der Geistlichen, und Darstellung ihrer Unbrauchbarkeit. Die Schriftsteller die jetzt über diese drey Punkte so viel in die Welt hineinschmieren, stiften mehr Böses als Gutes. Sie sind nicht im Stande die Begriffe von solchen Dingen, die der allgemeine Volksglaube Jahrhunderte durch geheiliget hat, auszulöschen und der neuen Lehre, wenn auch nichts als Kirchenzucht und Ceremonien ihr Gegenstand wäre, im Herzen der Nation Eingang zu verschaffen. Dagegen werden durch ihre Streitschriften Väter gegen Kinder und Kinder gegen Väter gereizt, Bürger gegen Bürger

auf=

aufgebracht — der Saame der Zwietracht allgemein ausgestreut — Toleranz und Menschenliebe erstickt, und den Faktionen im Staat das heimliche aber eben darum gefährlichere Schwerd der Verfolgung in die Hände gegeben. Kann man also die neue Preßfreiheit in Ansehung dieses Punktes noch länger als eine Wohlthat ausschreien, die der allgemeine Zuruf der denkenden Menschen feiert? Besser Joseph hätte allen Klopfechtern de part & d'autre das Handwerk gelegt, in den höchstnachtheiligen Reformationsfehden die Preßfreiheit gänzlich verweigert — dagegen aber den völlig freyen Bücherhandel in seinen Staaten erlaubt und befördert. Mit der Hinwegräumung der Furie Intoleranz — und der Einführung der göttlichen Duldung, soll es eben fast nicht viel auf sich haben. Es ist dem Protestanten nur eine Interimsherberge gewährt, und unter einem Nachfolger Josephs — wenn nicht sein Geist siebenfach auf ihm ruht, kann das Beyspiel des Wiederrufs des Edikts von Nantes leicht erneuert werden. Uebrigens ist die Furie noch nicht einmal völlig gebändigt, das beweisen die Hussiten, die als Verbrecher, die Abrahamiten, die wie Missethäter behandelt werden — die Prediger, die auf Toleranz und Ketzer schimpfen — die öffentlichen Lehrer der Weltweisheit, welche Bücher übersetzen dürfen, worin geradezu behauptet wird, daß

Intoleranz ein Karakter der Göttlichkeit sey — welcher der wahren Religion ausschliessungsweise zukommt. Und da noch überdies Joseph II. selbst in seinen allergnädigsten Reskripten von seiner allein seligmachenden Mutterkirche spricht, so ist das Glück der Protestanten in Oesterreich in Absicht auf die Toleranz gar nicht zu beneiden. Kurz man ist nicht nach Grundsätzen; sondern blos nach Absichten tolerant.

So ist doch das eine Wohlthat für die Völker, daß das Thier in Rom nicht mehr das Blut denselben aussaugen, und Millionen ihrer Baarschaft verschlingen darf? daß die grossen Einkünfte der katholischen Geistlichkeit beschnitten und gemeinnützig angelegt werden? Antwort: Vater Pabst schluckt nicht so viel als man posaunt; er gleicht vielmehr, mitten unter den Reichthümern seiner ihm ganz ergebensten Christenheit — dem Tantalus, der seine Schätze mit Begierde verfolgt und niemals erhascht. Das Vermögen seiner gesamten Söhne, das ist, der gesammten katholischen Geistlichkeit, ist zwar überaus groß — aber das Individuum nichts weniger als reich. Den größten Antheil am geistlichen Vermögen haben die geilen Auswüchse der Hierarchie — An diese ist die Axt des Reformators noch nicht gelegt.

Niemand bilde sich auch ein daß nunmehr alle Rekurse nach Rom aufgehört haben, und daß die Bischöfe sammt und sonders wissen und glauben wollen — was man ihnen gesagt hat, daß ein jeder Bischof in seinem eigenen Sprengel selbst Pabst ist. Die meisten sind nicht die größten Freunde der Reformation, und suchen durch allerley Mittel und Wege die Befehle des Kaisers zu kludiren. Doch ist zu gestehen, wenn gleich die Wirkungen der durch Joseph hierüber getroffenen Verfügungen, noch so schwach sind und das dem Staat versprochene Geldquantum so ansehnlich nicht ist, als manche schrien, so bleibt doch dieses Geld im Lande. Mit der Zeit kann der neue oekonomische Zweig, der durch den Reformationsplan dem Staat eingeimpft ist, Wurzel schlagen und zum Baum gedeihen — nur jetzt ist er das noch nicht — was daraus gemacht wird. Was ist weiter wider die Reformation Josephs einzuwenden? O, noch sehr viel, meine Herren, die sie Ohren haben zu hören, und Augen zu sehen. Lassen sie sich gefallen, wenn sie wollen,

Drittens zu vernehmen, daß der Plan und der modus procedendi bey der gegenwärtigen Reformation ganz falsch sey.

Der Plan ist: Sic volo, sic jubeo. — Der modus procedendi ist rasch und gewaltsam.

Luther

Luther gieng anders zu Werk als Joseph. Wie denn? Ohne alle Hülfe des weltlichen Arms. Mit der Bibel in der Hand und — mit Menschenkenntniß — und tiefer philosophischer Einsicht ausgerüstet, fieng er sein Werk an. Er stellte alles zur selbst beliebigen Wahl anheim, und drang nichts mit Gewalt auf — er trug nur die Wahrheit deutlich vor — und that nichts anders als sie nach den Begriffen eines jeden einleuchtend zu machen. — Indem er sich mitten auf den Schauplatz des mit Aberglauben — Mißbrauch und Irthümern erfüllten christlichen Europa hinstellte, so sagte er allen und jeden, deren Augen auf ihn gerichtet waren, was dort Josua zu seinen versammelten Israeliten sprach: So fürchtet nun den Herrn und lasset fahren die Götter, denen eure Väter gedient haben. Gefällt es euch nicht, daß ihr dem Herrn dient, so erwählet euch heute welchem ihr dienen wollt. Ich aber und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen. So rief Josua — so rief Luther — und siehe, jenem fiel ganz Israel bey, und auf das Wort des letzten verliessen Mönche und Nonnen freywillig die Zwangsstätten. Fürsten — Volk — Geistliche und Laien hiengen der Lehre dieses Mannes zu Hunderttausenden an. Luther hat nicht einmal angerathen, daß man die Klostergüther berauben und einziehen sollte; vielmehr hierwider geeifert. Auch hat

dieser

dieser Reformator sich nie geäussert, daß man Mönche und Nonnen gerade zu aus den Klöstern verjagen und sich letztere zueignen sollte; wohl aber, daß man allen Ordensleuten die Fesseln abnehmen, und, vermöge der ihnen gleich wie andern Menschen zukommenden christlichen Freyheit, die Klostermauern, die sie etwa als ein Gefängniß betrachtet, zu verlassen erlauben sollte.

Damit endlich viertens das Gebäude des Widerspruchs seine gänzliche Vollendung erhalte, so hat man nur noch hinzuzufügen:

Daß die jetzige Reformation völlig zur Unzeit geschehe, oder zu früh komme und des Guten zu viel thue — Wie zu früh? Ja — das Land ist zur Saat noch nicht gehörig umgepflügt, zur Hervorbringung der Früchte noch nicht urbar gemacht — oder ohne Bild: Das Volk, das reformirt werden soll, hat noch zu ungeläuterte Begriffe, kann sein Glück nicht einsehen und daher auch nicht geniessen. Wie sollte der gute Saame gedeihen der unter die Dornen — das ist, unter ein Volk geworfen wird, das bis jetzt nicht im Stande ist Kirchenzucht und wahre Religion von Kirchenpolitik und Religionsschnörkeln zu unterscheiden — das von dem wahren Brennpunkt der Aufklärung noch zu weit entfernt ist, um die grossen Wirkungen der ihnen zugedachten Wohlthat,

die

die eine der größten ist, anerkannt, hochgeschätzt, bewundert zu werden verdient — zu erkennen und dankbar zu empfinden? Darzu gehören schon helldenkende Köpfe. Ehe man reformire, kläre man also die Leute erst auf — oder man überlasse es dem sich selbst mehr und mehr ausbreitendem Lichte der Vernunft, die Finsterniß der Völker zu erleuchten — und sie werden, in dem Maas als sie den Einfluß des wohlthätigen Lichts, das ihnen nicht mit stürmender, sondern sanfter Hand aufgesteckt worden, empfinden, wieder mit ihrer Hand selbst den Altar abbrechen, den ihre Väter dem Irthum und Aberglauben erbauet hatten.

Diese Methode ist es allein durch die ein Reformationsgebäude, vermittelst vorhergehender Aufklärung des Volks, einen soliden Grund, folglich Festigkeit und Dauer gegen alle Stürme der Zukunft, erlangt; dagegen bey jeder andern Verfahrungsart das schnell hinausgezauberte Luftwerk nur durch ein alles vermögendes Tel est notre plaisir aufrecht erhalten wird. In diesem Fall wird zwar schnell, aber meistens nur fürs Auge und pro tempore, in jenem, in dem sich gemeiniglich der sein Zeitalter aufklärende Privatlehrer befindet, zwar langsam aber für die Ewigkeit gebauet.

Hier endet sich die Kette von Schlüssen, die der weit aussehenden und majestätisch einhergehenden

Refor-

Reformation der Katholiken, von einem Generalgewaltigen an den linken Fuß geworfen wird, der in der That nicht ganz zu verschmähen ist. Man hat freylich nicht jedes verschlungene Glied dem Auge deutlich gemacht — weil man mit der Ausdehnung nichts zu gewinnen hofte, jedoch auch kein Glied abgerissen, das zur Zusammenhaltung unentbehrlich gewesen ist. — Wenn aber das Ende des einen Dinges in rerum natura gemeiniglich der Anfang des andern ist — so läßt sich, ohne daß man erst ad captandam benevolentiam der hochgeneigtesten Leser die Schlinge legen dürfe, sogleich aus dem Tod der österreichisch katholischen Reformation zum Leben der jetzigen glorreichen protestantischen Reformation hinüber gehen. Man weis nemlich eben so wohl, daß auch die Herren Protestanten meisterlich daran arbeiten ihren Huth anders aufzuschlagen — und ihren Rock zu wenden. O der alte theologische Huth — dem Luther seine das heutige Kostume beleidigende Form gegeben — ist in gar zu lächerlichem Kontrast mit den Locken und den Manieren eines Sächsischen Doktors — der völlig abgetragne und durch Handbreite Flecken verunstaltete Rock — den der werthe Calvin seinen demüthigen Verehrern zum anschaulichen Betrachten — und zur Hoflivre an Galatägen per Testamentum vermacht hat, kömmt einem ehrlichen Brandenburger, der

gerne

gerne was simples und doch reinliches — und einem geplagten Pfälzer, der, was für Kälte und Hitze Verwahrung giebt, auf dem Leibe haben will, zu dieser letzten Zeit, nicht anders vor, als ein spanischer Mantel, in dem ehemals die Hofbedienten die ein Versehen begangen, zur Schau ausstehen mußten. Wie billig wünschen daher auch diese Herren, daß einmal ihre Fürsten, ebenfals wie Joseph, die Einsicht und den guten Willen haben mögen, die Garderobe zu reformiren! Wer kann es ihnen verdenken, wenn sie, da ihre Fürsten, ihre heiligen Synoden, ihre hocherleuchteten Konsistorien von einer neuen Tracht durchaus nichts wissen wollen, selbst die Hand ans Werk legen und mit eigner Hand bald stürmend den nach ihrer Meinung verlegenen Kram auf die Strasse werfen, bald, nachdem es ihre Konvenienz erfodert, nur im Stillen ausräumen — und nach und nach selbsteigen etwas neues zusammenflicken.

Oder ohne Allegorie! — wer kann es den protestantischen Gottesgelehrten vor übel haben, wenn sie in dem hergebrachten Lehrbegrif Lücken und Fehler sehen — wenn sie wünschen, daß den Mängeln abgeholfen werde, — wenn sie ein Verlangen haben, auf dem Wege, auf den sie der große Luther und seine Gehülfen geführt, weiter zu gehen — und dahinstreben, bey dem grossen Licht, das gesunde Philo-

sophie

sophie, helle Schrifterklärung und unpartheyisch studirte Kirchengeschichte aufgesteckt hat, den Wirkungskreis zu erweitern, und die christliche Religion ihrer ursprünglichen Lauterkeit immer näher zu bringen? Oder hat die Religionserkenntniß schon ihren Gipfel erreicht? Ist alles und jedes was unsere Dogmatiken auf die Bahn gebracht haben unverbesserlich? War es nur von 1517 an bis 1580 erlaubt, an der Reinigung der Glaubenslehren zu arbeiten? Ist seit jener Zeit die Sonne nie mehr untergangen?

Aufgegangen ist sie damals — die liebliche Sonne — aber wer nur ein Paar gesunde Augen hat, hat nicht bemerkt, daß sie bis jetzt immer hinter Wolken gewesen, und nur dann und wann einen warmen, freundlichen Blick hervor gethan hat? Wenn nun allgemach die Nebel verschwinden, wenn sich nun der Himmel aufklärt, sollen wir nicht frohlocken? oder sollen wir auf allen Bergen und Hügeln Holz aufthürmen und Köhlerhaufen anzünden, damit Wirbel von Rauch ausdampfen, und den Horizont wieder verfinstern? Nur ein Kind der Finsterniß kann auf diese schwarzen Gedanken gerathen.

Nur die Götze, die Piderite und ihres gleichen können es sich beyfallen lassen die Fakel der Vernunft und aufgeklärten Religion auslöschen zu wollen.

Nur die schwachen Köpfe — die Freunde des

Nichtdenkens sind, weil sie so leichter in den Himmel zu kommen gedenken, die kein Zeichen dieser Zeit beurtheilen können, weil sie vollauf damit zu thun haben, Wetterbeobachtungen über die aufsteigende Dünste ihres Unterleibes anzustellen, die wie Nebukadnezar lieber auf fetten Wiesen grasen, als auf dem Throne der Weisheit das schwere Scepter halten wollen, und die überhaupt zu alt sind, um wieder jung zu werden und im Mutterleibe zurückzukehren, nur diese können den alten Schlendrian unverbesserlich finden, und es für unnöthig, ja Seelengefährlich halten, an der norma normata den verschlungenen Faden mit der Fingerspitze zu berühren. Aber ein Mann der ausgegangen aus der Welt und zur herrlichen Freyheit der Kinder Gottes gekommen ist, der sich noch nie wider die Arithmetik versündigt hat und darauf schwört, daß 1 mal 1 nicht 3 und 1 mal 3 nicht eins seyn kann, kann nicht, so lieb ihm seine Seele ist, in jener ihren bösen Rath einwilligen, kann den edlen Drang, die Wahrheit zu sagen, nicht ersticken, — muß das Joch, welches die Konfessionen und Menschensatzungen schwer auf ihn gelegt haben, es sey sanft oder unsanft, abwerfen. Die Konfessionen — ja man öfne doch nur das halbe Auge — und man wird unwiedersprechlich sehen, daß diese eben so viele protestantische Päbste sind, die von dem Römischen im

Grund

Grund nicht weiter verschieden sind, als ein Nasenloch von dem andern. Der Pabst zu Rom ist Alleinherrscher über die Gewissen seiner Glaubensvasallen, die Confessio Aug. oder Form. Concordiae oder Catechism. Heidelb. führen auch das Regiment über ihre Glaubensvasallen — Der Pabst zu Rom ist in essentialibus infallibel — Die Konfession ists auch — denn wer da zweifelt, der wird sogleich verdammt. — Der Pabst zu Rom ist der Richter der Streitigkeiten, — die Konfession entscheidet auch lediglich was orthodox oder heterodox ist. — Der Pabst zu Rom gründet seine Hoheit auf die Schlüssel Petri; — die Konfession gründet ihre Hoheit auf die Schlüssel der Statuum Protestantium. Der Pabst zu Rom legt die Bibel aus nach seinem Wohlgefallen, — und die Konfession erklärt sie auch, wie sie will. Der Pabst zu Rom wirft auf die Bibel einen verächtlichen Blick, und ist selbst der Text über den seine Diener an heiliger Stätte lesen — die Konfession legt auch die Bibel neben hin, und läßt über sich selbst Predigten halten. Endlich der Pabst zu Rom schleudert Bannstrahlen auf die, welche seinen Pantoffel nicht küssen, — die Konfession spricht das Anathema aus — führt in die Kohlkammern *) jagt ins Exilium die ihr nicht treu

 bleiben,

*) Kohlkammern sind in verschiedenen Reichsländern die Bastille der strafbaren Geistlichen. Sie sind Gewölber

in

bleiben, weil sie mit den Jahren älter und klüger worden. Mein Gott! wo ist denn die Gränzlinie zwischen Rom, Augspurg und Dordrecht? — Wenn ich mir ja einen Pabst wählen müßte, so will ich mir doch lieber den lebendigen als den todten wählen. Jener kann doch zur Noth dispensiren, kann den Segen über mich sprechen, an dem können sich doch wenn er schön ist, wie Pius der VI. meine Augen weiden, und wenn er wohlredend ist, wie dieser, meine Ohren erquicken, und was das schätzbarste ist, er kann meine Seele aus dem Fegfeuer erretten. Aber der protestantische Pabst — der seit 200 Jahren ein todter Götze ist, bleibt unveränderlich (wehe dem, der ihn wie Melanchton zu einem veränderlichen Dinge machen wollte,) auf seinem Platze, wie die Styliten in den finstern Jahrhunderten — hat Augen und sieht nicht, Ohren und hört nicht — läßt blos seine Priester mit sich verstecken spielen; heften ihm diese etwas auf, so muß er sichs gefallen lassen — drehen diese seinen schweren Kopf schief, so muß er ihn schief halten; — ziehen sie ihm ein modernes Gewand an, so muß er darinn figuriren — ziehen sie ihm dasselbe wieder aus und bedecken nicht einmal seine Blösse, so darf er auch

in den Kirchen, in welchen die Todten aufbewahrt werden bis zur Begräbniß. Hier wohnen also die Lebendigen bey den Todten.

auch keinen Seufzer thun. — Wahrlich! wenn ja ein Pabst seyn muß, so laßt mich dem in Rom huldigen.

Aber es soll gar kein Pabst seyn. Einer ist euer Meister, Christus. Es soll in eines jeden Christen Freyheit und Wahl stehen, welchem Weg er zum Himmel gehen wolle — es soll jeder christliche Wahrheit suchende und liebende Sterbliche die Wahrheit herholen dürfen, wo er sie findet, und die Einbringung derselben nicht als Kontrebande angesehen werden, weil sie vom Ausland kommt oder weil sie nicht aus der Landesfabrik ist; es soll auch nicht Feuer gerufen werden, wo nur Nordschein ist, und da kein Menschenkind mit der Unfehlbarkeit beschenkt ist, so soll alles Kommandieren zu diesen und jenen Glaubensartikeln unterbleiben. Dagegen soll jeder den Balken in seinem Auge sehen und einer den andern zu tragen und zu lieben bemüht seyn. Man lasse schreiben was man will, man lasse reden was gut deucht. Ist der Rath aus Gott, so wird er bleiben; ist der Rath aus verfaulten Menschengehirn, so wird er untergehen, von sich selbst.

Man lasse auch predigen, was ein jeder zu predigen meint, aber den Prediger blos seiner Gemeinde, nicht dem Konsistorio responsabel seyn. Predigt er dieser recht, was gehts andre an. Predigt er Un-

sinn — predigt er die Wahrheit nicht behutsam genug — macht er Lerm, so mag ers haben, wenn ihn die Gemeinde vor ihren Richterstuhl zieht, und ihm das Exilium abeundi giebt. Aber die Furcht hievor, wird ihm Klugheit lehren, und es wird alles geschehen zur Besserung. Die ersten christlichen Gemeinden bestellten ihre Lehrer selbst und richteten auch über sie; und wir wissen, daß auch die Apostel dies Gericht nicht verschmähten. Sie eiferten wider diejenigen, die sie als Herren über ihren Glauben ansehen wollten, und einer der größten unter ihnen empfiehlt ihnen nicht nur alles — auch die Geister der Propheten zu prüfen, sondern versichert auch, daß Lehrer und Lehrlinge Glieder eines Leibes wären, die einander zu dienen, nicht aber über einander zu herrschen, von Gott berufen wären. Eben dieser Apostel dessen Talent und Eifer jeder Gemeinde zu gefallen, und auf diesen Weg immer etliche selig zu machen, bey weiten noch nicht genug in Betrachtung gezogen worden ist, war gleich weit entfernt, dem Urtheil der Gemeinden Fesseln anzulegen, als den Predigern einen aufs Haar bestimmten Typum zu ihrem Lehrvortrag, unter Strafe der Excommunication auf den Nacken zu werfen. Er will nur daß man den rechten Grund lege, welcher ist Christus. Für das Gebäude aber, das einer auf diesen Grund bauet, läßt er jeden, Gott, der Gemein-

meinde — und seinem Gewissen responsabel seyn. Einen andern Grund kann Niemand legen, ausser dem der gelegt ist, welcher ist Christus Jesus.

So aber jemand auf diesen Grund bauet, Gold, Silber, Edelstein, Holz, Heu, Stoppeln; so wird eines jeglichen Werk offenbar werden, der Tag wirds klar machen, — das ist die Zeit — nicht der Ketzermeister, nicht das Symbolum Athanasii, nicht die Libri Symbolici werden's lehren, ob sein Gebäude tüchtig ist. Wird jemandes Werk bleiben das er drauf gebauet hat, so wird er Lohn empfangen. Wird aber jemandes Werk verbrennen, so wird er den Schaden davon haben. Eine klügere und christlichere Toleranz als diese ist, die Paulus predigt, kann schwerlich ausgedacht werden. Und würde man diese annehmen wollen; so würde die christliche Welt eine ganz andere Gestalt gewinnen. Wenn gleich die Fabeln und Mährlein, die Alfanzereien der Kirchencere-monie — die unverdaulichen — Dogmen, die Widersprüche — die Verdammungen, nicht uno ictu aus dem Weg geräumet würden; so würde doch der Koloß des Aberglaubens und Schwachglaubens allmählig untergraben, und er stürzte endlich zusammen, ohne grosses Geräusch zu machen und jemand zu beschädigen. Oder wenn es nach psychologischen Gründen nicht möglich ist, daß eines jeden Kopf in der Welt von

Heu und Stoppeln leer und vollkommen helle sey, daher auch nicht alle Köpfe unter einen Hut gebracht werden können, so wird doch auf Seiten der Aufklärung und der reinen Religion das Uebermaaß, und den Kriegen des Herrn gesteuert seyn. Daß die Fürsten am besten auf diesen Zweck mitwirken können; sieht jeder leicht ein. Sie sollen es auch thun; aber sie sollen sich für Machtsprüchen und für Zwang in Acht nehmen, und nur durch ihr eigenes Beyspiel und die Erlaubniß über Religionssachen frey zu reden und zu schreiben, die gute Sache empfehlen. — Jeder Gemeinde, auch der kleinsten Dorfgemeinde, sollen sie ihr Recht, den Prediger zu erwählen, zu verabschieden — oder mit ihm über ihr Seelenwohl zu konferiren, frey lassen, und lehrte der Prediger auch die größten Heterodoxien, aber die Heterodoxien gefielen der Gemeinde, so müßte jener nichts von der Gewalt des Landesherrn zu fürchten haben. Nur in dem Fall kann und soll sich der Fürst seiner oberherrlichen Macht bedienen — wenn die Ruhe des Staats gestört, Schwärmereyen ausgeheket und die guten Sitten offenbar verletzt werden.

Dieses ist der Trompetenschall, womit die allerraffinirtesten unter den Protestanten, die Ohren ihrer Glaubensbrüder betäuben, oder erschüttern.

Daß aber von andern wieder auf verschiedene

Art in die Trompete gestossen wird, läßt sich sehr leicht begreifen — denn jeder hat eine anders modifizirte Lunge — anders formirte Lippe — andere Anlage und Geschick zum Blasen. Es würde einem das Gehör vergehen, wenn man alle, welche heilsame Vorschläge zur Protestantenreformation thun — ihr auswendig gelerntes Stückchen wollte hertrompeten lassen.

Es ist genug zu bemerken, daß ihr Lied ein Thema hat, über welches Variationen, bald in b dur bald in f moll daher tönen. Aber das ist nöthig zu sagen, daß die Herren Blaser mit ihrem Getöne vielen Ohren wehe thun. Sie sprechen zwar — was kümmern uns die Midasohren — aber mit solchen Komplimenten ist nichts ausgerichtet. Man retorquirt nur, und ein Langohr nennt den andern wieder Langohr. Die Hasen haben auch lange Ohren. Wie gut sich hierauf die Orthodoxen verstehen, lehrt die leidige Erfahrung. Wenn bey den Glaubensreinigern bitteres Lächeln und empfindlicher Spott von den Lippen träufelt, so strömt aus dem Munde des Glaubensbewahrers — eine Fluth von Schimpfwörtern — in welchen besonders die Herren Pastoren auf dem Lande stark sind, welche die ganze Fehde nur von Hörensagen haben. So kenne ich Ehrwürden, die in ihrem langen unberühmten Leben auch nicht eine

Sylbe in den Schriften eines Tellers, Lessings, Bahrdts, Semlers, Döderleins gelesen haben, und wenn sie solche vor ihre Nase gebracht hätten, ihre Abweichung oder Uebereinstimmung mit Luthers Katechismus nicht einmal nur riechen, ich will nicht sagen beurtheilen können, und die doch, wenn man jene Namen nennet, aus vollem Halse über sie schreyen. O der böse Bube der Bahrdt, belieben sie zu grunzen — die gottlosen Socinianer, die T. und S. sind alle des Teufels. Gott stehe seiner armen Kirche bey und bringe mit dem Schwert seines Mundes die Bösewichter um.

Aber mit Erlaubniß meine Herren Flucher! die Sie wie Simei das Herz voll Bosheit haben, oder wie Bileam zum Fluchen wie zum Segnen ohne eigne Wahl, blos durch den Instinkt gereizet werden — haben sie mit Herrn Doktor Bahrdt studiert — oder ihn etwa in seinem Schlafrock gesehen?

Sie sprechen von seiner erzketzerischen neuesten Offenbarung — sagen sie mir — welche Stellen darin sind ihnen anstössig? Sie halten die Semlers, die Spaldings, die Steinbarts und Konsorten, sogar einen ehrlichen Seiler, weil er geschickt die Bibel abzukürzen versteht, für Heyden und Zöllner! Haben Sie die Güte mir ihre Beweggründe zu entdecken; legen sie mir ihren Zeigefinger, den sie jetzt so bedenk-

lich in die Höhe heben, als wollten sie den Glaubensfeinden etwas damit auf die Nase geben, — auf die schädlichen Exkremente der genannten Erzketzer und stieren sie den abgegangenen Wurm hervor. Aber sie murmeln zwischen den Zähnen: Was schiert mich der Bahrdt oder Steinbart und wie sie weiter heißen. Es heist: Einen ketzerischen Menschen meide. Ich habe diese Weltverkehrer nie gesehen, und Gott behüte mich, daß ich sie nie zu sehen bekomme; ich müßte ihnen nur ihre Schalksaugen auskratzen. Gott sey auch bey uns in Gnaden, daß ich nie ihre Wechselbälge in meine rein lutherischen Hände nehme — und das Licht meiner Augen an ihren in der Finsterniß ausgebrüteten Basiliskeneyern verderbe. Was ich von ihnen weis, bin ich meinem Herrn Nachbar dem Herrn Magister und Subdiaconus Iournalicus schuldig — dieser hat mirs wirklich versichert, und der Herr Hauptpastor zu Hamburg — der mir so lieb ist, als der Pabst, hat mirs in seinen deutlichen Predigtentwürfen, die ich alle Jahre, aus Mangel selbst etwas bessers zu sagen, auf meiner Kanzel repetire, unverhalten gelassen, daß jene Männer Beleidskinder sind. Was brauchts weiter. Man muß doch den historischen Glauben nicht wegwerfen wollen. Aber noch eins Herr Leichtglauber! Weil sie ja so viel auf Glauben, oder was eben so viel ist Nachbeten halten, warum

glaw

glauben Sie denn den Berlinern nicht, welche von allen vernünftigen Leuten hochgehalten werden? Die Berliner — ja wer sind denn diese Herren? — Die Herren Verfasser der allgemeinen deutschen Bibliothek. Ach die allgemeine deutsche Bibliothek; jetzt weis ich, was sie sagen wollen. Aber diese lese ich nicht, weil der Herr Professor S. als ich ein Kollegium über die theologische Bücherkunde hörte, diese das Heterodoxen, die Danziger Berichte aber das Orthodoxenjournal betitelt hat. Wer kann fodern, daß ich der Heterodoxen ihr Zeug lesen soll. Wenn ich die Berliner nun nicht lese, so kann ich ihnen auch nicht glauben. Ich will lieber glauben, das die Berliner des Teufels Vorläufer sind; denn dazu habe ich doch Grund, weil mirs der wohlgedachte Herr Journalicus und der Hauptpastor auch gemeldet haben.

Gegen solche Fechter ist nun freylich kein Fußbreit Landes zu gewinnen — denn sie stehen wie Mauern; und es ist fast ihren denkenden Gegnern nicht zu verargen — wenn sie diese Mauern, da sie solche nicht umwerfen können, aus gerechtem Zorn mit Koth bewerfen.

Allein nicht alle Widersacher der belobten Protestantenreformation, sind Pastoren die nichts von Raison wissen, und zu den Kalmuckenhorden gehören; man sieht auch geschickte — kluge — moderate, thätige

Männer

Männer auf dem Kampfplatze auftreten — welche nicht mit Seufzen oder Fluchen, sondern mit Syllogismis und Consequentiis für das von ihren Vorfahrern mit Guth und Blut verfochtene uralte Lutherthum streiten, und denen man keine Kirchen- und Ketzeralmanache und Pasquille sondern wohlexercirte und wohldisciplinirte Truppen entgegen stellen muß. Diese Männer die vor den Riß der Mauern Zions treten, sind zwar so billig zuzugeben, daß in liturgischen und im adiaphoristischen Fach des lutherischen Religionsarchivs manche bessere Einrichtungen zu treffen seyn mögen — loben die Toleranz und gestehen, daß in den Bekenntnißschriften der Kirche manches dictum classicum verkehrt da stehe; meynen aber gar nicht, daß wegen einiger unbeträchtlicher leicht zu reparirender Risse im Gebäude, das ganze Gebäude müsse eingestürzt, und ein neues oder modernes aufgeführt werden. Wenn sie gleich die Augspurger Konfession, es sey die veränderte oder unveränderte, nicht für das non plus ultra des Denkers halten, so behaupten sie doch, daß bis jetzo noch nichts klügers zum Vorschein gekommen sey, und daß der Westphälische Friede keine neue Lehre zulasse. Sie geben den Reformatoren schuld, daß sie die Lehren der Bibel so lange drehen und zerren, bis sie über den philosophischen Leisten, den man sich nach eigner Wahl gemacht

macht hat, passen, daß sie unter dem Vorwand des vernünftigen Nachdenkens die Vernunft zum Herrn und Richter in den Glaubenswahrheiten machen, da doch die Christen ihre Vernunft unter den Gehorsam Christi gefangen nehmen sollten. Was stößt sich eure thörichte Vernunft — sprechen sie, an den Geheimnissen? Diese sind nicht nur der Religion nicht unanständig und zur Ausübung mancher schönen Tugenden nothwendig — sondern auch sogar ein Beweis ihrer Göttlichkeit. Euer Grundsaz ihr Neologen, man müsse bey den Lehren der Religion alles vollkommen einsehen und begreifen, wenn es zur moralischen Besserung dienen soll, und alles was nichts darzu beytrage, folglich nicht vollkommen deutlich und verständig sey, das sey auch keine Religionswahrheit, sondern Menschensatzung, Aberglaube und Ueberbleibsel aus der scholastischen Sophisterey. Dieser Grundsaz ist offenbar falsch und beweist zu viel. Selig sind die nicht sehen, und doch glauben. Ist die Meynung der Arianer, Socinianer, der Tellerischen, und Semlerischen Parthey von Christo begreiflicher als die bisherige orthodoxe Lehre der evangelischen Kirche von dem Gottmenschen? Ist durch die Umschmelzung und Ausmusterung dieser und jener Lehrsätze für die Religion noch der mindeste Vortheil erwachsen? oder ist der Schade nicht vielmehr offenbar? Werden

nicht

nicht viele Tausende in ihrem Glauben irre und wankend gemacht? — Werden nicht die Leute auf die Gedanken gebracht, als ob die Religion eine blos menschliche Erfindung sey? Eine Religion die göttlichen Ursprungs ist, muß beständig in ihren Lehrsätzen und unveränderlich in wesentlichen Stücken seyn. Verachtet man doch eines Menschen Testament nicht, wenn es bestätigt ist, und thut nichts dazu. Sollte man nun wohl so verächtlich mit dem Testament des Sohnes Gottes umgehen, bald etwas dazu thun, bald etwas davon abnehmen. Gesetzt die Religion habe noch dieses oder jenes Menschliche und Abergläubische, so ist doch dieses weit unschädlicher als die neuern gar zu freyen Meynungen die zum Naturalismus und Freygeisterey führen. Uberhaupt kann man, die Glaubensverbesserer fragen aus welcher Macht thut ihr das? Einen göttlichen Ruf, hat doch keiner aufzuweisen wie Luther. Und wenn dieser auch nicht göttlich authorisirt gewesen wäre, so findet sich doch zwischen seinem Unternehmen und dem Unternehmen derer, die sich in unsern Tagen eigenmächtig zur Verbesserung der Kirche aufwerfen, ein himmelweiter Unterschied. Luther, grif blos den Pabst, Aberglauben, Menschensatzungen, das lasterhafte Leben der Pfaffen und Mönche an; allein unsere neuern Reformatoren wagen sich sogar bis an die Gottheit Christi, — an

die

die Persönlichen und Wundergaben des heiligen Geistes, — an die wichtige Lehre von der Versöhnung — an die Ewigkeit der Höllenstrafen — an das natürliche Verderben und dessen Zurechnung — sogar an die heilige Dreyfaltigkeit. Aber es ist ihnen nicht um die Wahrheit, sondern um die Gunst und Ehre bey den Grossen und Weisen dieser Welt zu thun; und es dünkt ihnen viel zu schimpflich, daß sie mit Paulo Narren um Christi willen werden sollen.

Wie männlich doch die Orthodoxen ihre gute Sache vertheidigen, — wie derb sie ihr Hirtensteinlein dem Philister auf den Helm schleudern. Nur Schade, daß dieser kein Loch hat, wie Goliaths seiner. Ohne Zweifel aber würde ein vollkommner Sieg auf ihrer Seite seyn, wenn sie nur auch beweisen könnten, daß Luther und Melanchthon und Kalvin infallibel gewesen, und die symbolischen Schriften, nicht der Pabst unter den Protestanten wären. Es ist zu wünschen, daß recht bald ein starker Simson unter ihnen aufstehen, um diesen Stein des Anstosses — woran sie bishero alle angestossen — aufheben und den Feinden ins Gesicht werfen möge; Alsdann werden sie mit Recht jauchzen können Io Triumphé.

Aber da wir vielleicht noch lange zu warten haben, meine vielgeehrtesten Herren Leser, bis wir dieses Io Triumphé vollstimmig hören, auch noch lange

schlafen

schlafen können, bis Josephs grosse Posaune, seine christkatholischen Unterthanen zu einem neuen Himmel und einer neuen Erde erweckt; so deucht mir gut zu seyn, daß wir in dem langweiligen Zwischenraum über die Macht, Nothwendigkeit, Art und Weise und Zeit zu reformiren, worüber jetzt so viel Geschrey auf katholischer und protestantischer Seite ist, nach unsern grossen oder geringen politisch-theologischen Einsichten etwas justo nasutius judiciren, oder, welches eben so viel ist, etwas raffinieren.

Weil ich aber nicht weis, ob sich die Herren Leser eine so höchst saure Mühe geben mögen, und ich selbst in einer so delikaten Sache, nicht gerne meine Finger verbrennen mag, die ich zum Vielschreiben noch länger nöthig habe — so erzähle ich ihnen, was ein grosser Mann, dem es weder an Verstand noch an Herzen, weder an Muth noch an Unpartheilichkeit fehlt — raffinirt hat.

Es ist der Herr Geheime Rath v. S. — und ich referire ihnen zuerst seine Raffinerien über die ihnen bewußten Einwendungen des Berliner Briefstellers wider die Reformation Josephs — so gut *ich mich dessen* erinnern kann. Ich lasse ihn aber selbst reden; und er hat also gesprochen: Es ist nie meine Sache gewesen, mit vielen wenig zu sagen, und ich habe es stets für ein Zeichen eines übelbeschaffenen

Hirns gehalten, wenn ein Mensch wie das Orakel zu Delphos zu sprechen sich erkühnet. Entweder er wird blos errathen, oder er wird betrügen. Nichts geziemt den Sterblichen weniger als ein Machtspruch — und glauben sie es, meine Herren, ich habe in dem vieljährigen Dienste meines Fürsten — in dem ich die Menschen von hunderterley Seiten, und die Dinge in tausenderley Gestalten zu sehen Gelegenheit und Beruf gehabt habe, Behutsamkeit gelernt, meine Meynungen nur mit Schüchternheit zu sagen. Mehr als einmal habe ich zu meinem Schaden erfahren, daß das, was ich für Weisheit hielte, am Ende Thorheit gewesen ist. — Nur gar zu oft habe ich bemerkt, daß das hellste Auge seine Gränzen hat, und daß es zu nichts frommt, wenn man ausser seinem Gesichtskreiß, ein Seher werden will. Ein kluger, aber auch frommer Mann, hat sich nicht gescheuet diese Erklärung zu thun: Daß ausser der Mathematik, wenn man alles scharf prüft, allgemeine zuversichtliche Behauptung in jeder Wissenschaft, vielleicht gefährlich und schädlich ist. Ich unterschreibe dieses Urtheil, und damit ich nicht gleich selbst in Widerspruch komme, so sage ich ihm auch das vielleicht nach. Meine Maxime, von der ich überall ausgehe, ist diese: Was uns das allerwahrscheinlichste deucht, ist nicht immer das, was wirklich der Wahrheit am nächsten kommt.

Man

— Man denke stets, daß das, was wahrscheinlich ist, falsch seyn kann, und stimme ihm nie durchaus und ohne Einschränkung bey. Hernach untersuche man die Gründe sehr wohl, auf welche sich eine Wahrscheinlichkeit stützet. Bemerkt man, daß diese Gründe blos unsere Erfahrung sind — so denke man, wie begränzt unsere Erfahrung ist — und erwarte mit Mistrauen auf seine gegenwärtigen Einsichten, daß die kommende Zeit die Wahrheit die man nicht füglich entdecken kann, klar und offenbar machen werde. Man mag diese Bescheidenheit Pyrrhonismus, oder wie man will, nennen — genug sie ist mein Grundgesetz das aus 100,000 Erfahrungen abstrahirt ist, und der Herr Verfasser der Briefe aus Berlin, würde sich besser dabey befunden haben, wenn er dasselbe stets zu seinen Mentor gemacht hätte. Mir scheint es immer, daß sein witziger Kopf, der an sich lobenswerth ist, dem tiefen Nachdenken vorgelaufen ist. Indessen weil es ihm einmal gefallen hat, zu klügeln, so soll es auch mir einmal gefallen zu klügeln. Wie man in den Wald schreyt — so hallt's wieder. Um die Unwahrscheinlichkeit gewisser Meynungen ins Licht zu setzen — muß man sie in eben dem Tone vortragen, in welchem sie ihre Anhänger vertheidigen. Und so seys also gewagt.

Wenn ich recht bemerkt habe, so ist der Brief-

steller darüber unwillig, daß der Reformator des katholischen Oesterreichs ein Monarch, oder Joseph der II. ist, und daß seine Reformationen bloße Machtsprüche sind. — Das erste ist nicht zu leugnen, das andere ist ausser Zweifel. Es ist nur die Frage, ob ein Monarch weniger befugt ist zu reformiren, als ein Doktor, und ob eine Reformation ohne Machtsprüche möglich ist? Wenn sich ein Doktor Theologiae, er heiße Luther oder nicht Luther, einfallen läßt mit der Wurfschaufel in der Hand aufzutreten und den Waitzen von der Spreu zu reinigen, so muß er sich diesem Geschäfte ohne Zweifel deshalben unterziehen, weil seine Augen die Spreu sehen, und seine Ordnungsliebe wünscht reinen Waitzen in seiner Scheuer zu haben: — Oder ohne Bild; — offenbare Irthümer und Mißbräuche, welche die Religion verunstalten, müssen ihm das Kreditiv zum Reformator geben. — Nun wollen wir annehmen, der Monarch in einem Lande hat ein Paar eben so helle Augen und einen eben so edlen Eifer für die Wahrheit, als sein Doktor. Er erblickt so gut wie dieser das fürchterliche Gespenst des Aberglaubens, und bemerkt so genau wie jener das schädliche Rumoren der Macht der Finsterniß, er ist auch, wie der Schriftgelehrte, in seinem Herzen darüber entbrannt, und voll Verlangens den brüllenden Löwen — der umhergeht und

sucht wen er verschlinge — an die Kette zu legen. Warum soll dieser nicht eben so gut das Kreditiv zum Reformator haben, als der Schriftgelehrte?

Soll er eben deswegen, weil er ein Monarch, oder, welches gleich viel, der Vater der Völker ist, die Augen zu drücken, und seine Hand in die Tasche stecken? Das wäre eben so viel von ihm gefodert, als wenn man von einem Hausvater fodern wollte, er solle alle Ungezogenheiten und Thorheiten seiner Kinder oder seines Hausgesindes, welche er mit Schmerzen beobachtet, unkorrigirt lassen, weil er der Hausvater wäre, und also leicht Machtsprüche thun könnte, wodurch das Gewissen und die Freyheit seiner Familie in die Enge käme; dagegen aber blos dem Candidato Theologiae, der als Hof- und Zuchtmeister in seinem Hause vegetirt, dies Geschäfte nach seinem bon plaisir frey lassen. Wenn der Hausvater gegen den unsinnigen Remonstrator mitleidig genug wäre, um nicht das Hausrecht gegen ihn zu gebrauchen; so würde er doch klug genug seyn zu antworten: Wem gehet meine Familie näher an, dem Zuchtmeister, — oder mir? — Wer wird das Wohl der Schaafe eifriger bedenken? Der Hirte oder der Miethling? — Wer mich zum Oberhaupt meines Hauses gesetzt hat, hat mir zugleich die Macht und Gewalt gegeben, nicht nur einen Hofmeister für meine Familie anzunehmen

und selbst diesem Vorschriften zu geben, sondern auch überhaupt Anordnungen und Verbesserungen, von was vor Art sie seyn, in meinem kleinen Staate zu machen. Wehe mir! wenn ich von meiner Macht, keinen Gebrauch mache, — wenn ich nie nachfrage, wie der geistliche Herr, den ich besolde, meinen Kindern den Himmelsweg lehrt, — wenn ich lediglich nur den Bedacht nehme zu verhindern, — daß meine Söhne und Töchter nicht blinzeln — nicht schielen — den Kopf nicht schief halten, den Hausfrieden nicht stören, einst keine niedrige und arme Rolle in der Welt spielen; dagegen aber in einer ewigen Schlafsucht über alles, was ihren Geist adeln, ihre moralischen Grundsätze berichtigen, ihr Herz bilden und ihre künftige Glückseligkeit jenseit des Grabes ungezweifelter machen könnte, bliebe; kurz, wenn nur die Temporalia der Zweck meiner Väterlichen Regierung sind, die Spiritualia aber, oder die Sorge vor die Seelen, einzig dem gemietheten Lehrmeister, oder dem unmündigen selbst überlassen bleiben. Die Seele ist mehr denn der Leib — Weisheit wiegt mehr als Gold, — Tugend kleidet besser als Flitterstaat und Religion nützt mehr als Kultur. Gehen Ew. Wohlweisheit hin, wo Sie hergekommen sind, ich bin Herr im Hause und nicht Sie — ich habe Sie nie um ihren Rath gefragt; — ich vermuthe, daß Sie zu

dem Geschlechte der Hagestolzen gehören, die für die wahre Haus- und Familienverwaltung keinen Sinn haben, weil sie keine Mehrer des Reichs sind. Lassen Sie mich schalten und walten, wie es mir der Himmel befiehlt, und wie es meine reife Beurtheilung für recht erkennt.

Ich wüßte nicht was Seine Wohlweisheit mit Grund weiters hiewieder einwenden könnte! Aber so viel weis ich, daß ein Regent das im Grossen, was der Hausvater im Kleinen ist. Eben darum heist auch ein Regent des Landes Vater. Noch niemand ist so boshaft gewesen — diesen erhabenen Namen den Fürsten zu derogiren — und jedermann ist darinn einverstanden, daß er kompetent sey. Soll aber dieser Name etwas mehr als eine klingende Schelle — soll er von Bedeutung seyn — so muß der Regent auch in seinem grossen Hause das seyn und das thun dürfen, was ein Hausvater in seinem kleinen Hause ist und thun darf — so muß er nicht nur Oberhaupt — Herr — Gewalthaber, sondern auch Hoherpriester, Seelenwächter, Wegweiser zum Himmel seyn; — weil seine Unterthanen alle seine Kinder sind, so hat er nicht nur das jus circa politica, sondern auch das circa sacra in seinem weitesten Verstande. Dieses wissen auch unsere protestantischen Fürsten zu gut, als daß sie deshalb einen Widerspruch litten,

und die ersten christlichen Kaiser haben auch nie gemeynt, daß man ihnen hierinn die Hände binden könne; wie denn auch ihre Unterthanen, — selbst Pabst und Klerisey sich dessen gar wohl zu bescheiden wußten.

Die Kirchengeschichte setzt ausser allen Zweifel, daß die Kaiser und Fürsten Kirchenversammlungen prüften, — ihnen beywohnten — ihre Schlüsse bestätigten, — Kirchenämter besetzten, — in Kirchensachen Gesetze gaben, — Gottesdienstliche Personen bestraften, — und daß das Priesterthum, ehe noch das Pabstthum einen Strich in die Rechnung machte, dieses alles für recht und billig erkannte. Eusebius schreibt: Konstantin der Grosse wurde nicht nur ohne Schwierigkeit als der gemeinschaftliche, von Gott eingesetzte Bischof der Christen titulirt, wie er sich denn diesen Titel selbst beylegte; sondern er übte auch seine kirchliche Gewalt so gar als ein bloser Lehrling des Christenthums, ohne getauft zu seyn, über 20 Jahre mit der grösten Dankbarkeit und Zufriedenheit der Christen aus. Des Justinians Constituriones, Novellas anzunehmen, weigerte sich die christliche Kirche auch nicht — und wie schön die Bischöfe zu Rom den allgemeinen Bischöfen der Christenheit anfänglich gehorsamen mußten, erhellet daraus, daß der orthodoxe Pabst Johannes der I. auf Befehl nach

Konstantinopel reisen mußte, um den Arianern die Religionsfreyheit auszuwirken. Ja! auf dem Concilio zu Sardika lobte man so gar den Kaiser, daß er es erlaubt habe, aufs neue den Glauben zu untersuchen, den nemlich — der zu Nicea anbefohlen war. Freylich ist nicht zu leugnen, daß die Regenten bey der Anwendung der ihnen zustehenden Macht, öfters sehr despotisch handelten. Allein hebt denn der Mißbrauch den rechten Gebrauch einer Sache auf? Weil manchmal ein Vater gegen seine Familie ein Poltron, ein Tyrann ist, — soll denn deswegen allen Vätern die häusliche Herrschaft abgenommen werden? — weil manchmal ein Vater ein schlechtes Erziehungssystem im Kopfe hat, oder wohl gar seinen Kindern verbietet die Bibel zu lesen, damit sie ihren Geschmack im Briefschreiben nicht verderben; sollen nun deshalben alle Kinder im Staat von der väterlichen Erziehung dispensirt werden? Keinem vernünftigen Mann wird so was einfallen. Lassen wir es nun geschehen, daß ein Fürst ein ungerechter Haushalter und ein übler Verwalter seiner Macht ist, daß er, was wir als das schlimmste ansehen, in Religionssachen mehr mit dem Kommandostab in der Rechten und mit dem Blitzstrahl in der linken, als mit dem Helm des Heils und mit dem Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, sich thätig beweist; so

folgt doch weiter nichts daraus, als daß der Landesvater ein Stiefvater ist, — daß es unvermeidliche Uebel unter der Sonne giebt, und daß seine Kinder wohl seufzen, nicht aber daß sie die Herrschaft überhaupt in Zweifel ziehen, oder daß sie ihm das Scepter aus der Hand reißen dürfen. Es ist doch dieses nicht weniger arg, wenn ein Monarch durch drückende Auflagen und Erpressungen die Geldbeutel seiner Unterthanen ausleert, — durch übelverwaltete Justitz eine Mördergrube aus seinem Staate macht, — oder seine oberste Gewalt dazu mißbraucht, um den Unterthanen die bürgerliche Sklavenkette an den Fuß zu werfen. Aber — noch kein vernünftiger Mann, hat aus einem solchen Mißbrauche der obersten Gewalt den Schluß gemacht: Also, weil Monarchen zuweilen den Rechten und Freyheiten der Menschen gefährlich sind, so muß man ihnen ihre Gewalt nehmen und jedem Unterthan die Freyheit lassen, sein eigner Regent zu seyn. Ihr sollt allerdings nicht widerstreben dem Uebel, lehrt Jesus seinen Bekennern — und der alte Paulus, der doch auch von sich dachte, daß er den Geist Gottes habe, scheut sich nicht zu bekennen, daß wer sich wider die Obrigkeit setzt, der widerstrebet Gottes Ordnung. Nur in einem einzigen Fall haben Kinder die Erlaubniß den väterlichen Befehlen ungehorsam zu seyn, wenn diese Befehle offenbaren

höhern, das ist: deutlich erkannten göttlichen Geboten *e diametro* widersprechen — und eben so haben auch Unterthanen nur in dem einzigen Fall die Befugniß, zu dem Ja ihres Oberherrn Nein zu sagen, — wenn es klar am Tage liegt, daß sein Ja allgemein erkannte sittliche Pflichten, die evidentesten und ersten Wahrheiten der Religion, annulliren will. Hier gilt allerdings die Regel des sonst für die Obrigkeit seine Stimme ablegenden Apostels — Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Aber auch dieses Nein muß mit Ehrerbietung gesagt werden — und wenn es der Landesvater ungnädig aufnimmt, so bleibt blos dieses übrig, daß man das väterliche Haus verlasse und in die Fremde gehe, oder wenn dieses nicht erlaubt wird, daß man den Nacken dem Tyrannen hinreiche, und ihm zurufe: Hau ab! So hat Christus, — so haben seine Apostel, — so haben viele vortrefliche Männer in der alten und neuen Welt ihren Weg gewandelt. Ob heut zu Tage solche Henker von Landesvätern, unter der Sonne gefunden werden, ob in unserer jetzigen philosophisch-politischen Welt a la mode Karls des Grossen — und der Ferdinande in irgend einer Ecke der Geist auf Unkosten des Leibes und des ganzen zeitlichen Wohlstands von seinen vermeintlichen Schlacken gereinigt, ob irgend eine Reformation zum Schaden

der Menschheit betrieben wird, weis ich nicht zuverläßig, weil ich nicht alle Winkel von den vier Welttheilen durchkrochen bin. Auch darauf will ich nicht schwören, daß es, wenn es bis jetzt noch keinem Monarchen eingefallen ist, seine Gewalt zu mißbrauchen — es auch in Zukunft keinem einfallen werde, und wer kann dafür? Aber dieses will ich betheuern — ob ich gleich kein Freund von Betheuren bin, — daß je länger die Welt steht, desto seltner die blutigen, die Gewissen offenbar verletzenden Reformationen zum Vorschein kommen werden. Unsere heutigen Fürsten sind ein ganz anderes genus hominum als die vor 150 oder vor 900 oder vor 1400 Jahren waren; und sowohl die immer mehr wachsende Aufklärung, als auch das politische System Europens, decken vor allen erheblichen Mißbrauch der Fürsten in Religionssachen.

So viel ist auch unstreitig wahr, daß Joseph bey seinem Reformiren die Schranken nicht im geringsten überschreitet, und weder die Gewissen noch die Rechte seiner Unterthanen beleidigt. Hat denn der Kaiser noch seine Hand ausgestreckt das wesentliche der Religion zu zerstören? — Hat er ein Anathema darauf gesetzt, wenn jemand Gott im Geist und in der Wahrheit dienen will? — Hat er an der Spitze von hunderttausenden befohlen, daß man Gott

und seinen Nächsten nicht mehr lieben — Christum nicht mehr für seinen Herrn und Erlöser halten — und nach denen in der Bibel deutlich geoffenbarten Lehren nicht mehr sich richten solle? Dies sagt kein Mensch; aber so sollte auch alle Welt sagen — Joseph reformirt nicht das Wesentliche; und ist daher auch kein Gewissenszwinger. Der dumme Pöbel mag freylich denken, daß das ein Gewissenszwang sey, wenn er nicht mehr nach Maria Taferl gehen und die heilige Jungfrau mit ein Paar Tauben um ihren Schutz bestechen darf; wenn er seine Andacht in Processionen und Brüderschaften nicht mehr zur Schau tragen, oder das himmelblaue Skapulier der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria nicht mehr bey sich führen, oder die lieben Engelein im Himmel nicht mehr singen, das ist: die dickbeleibten Mönche auf dem Chor nicht mehr brummen hören — oder die Rippe der heiligen Agnes und die schwarze Mutter Gottes, welche sich durchaus nicht übermalen läßt, weil sie lieber in ihrem wunderthätigen Schmutz bleiben will, nicht mehr demüthig verehren darf! Der dumme Pöbel mag freylich, dieses nicht mehr dürfen — als einen Gewissenszwang ansehen. Aber wer kann für seine Narrheit? So könnte es ihm einmal einfallen, wenn es ihm ein abergläubischer Pfaffe weis machte, anstatt daß er sonst den Kalvari Berg

zu Herrnals auf den Knieen vor todten Bildern, unter Geisselhieben und schweren Kreuzschleppen, hinauf- und herunterrutschete, auf den Knieen nach Rom zu rutschen — und da selig zu entschlafen. So könnte es ihm einfallen, wenn er von den wohleifrigen Kontroverspredigern die Protestanten als Feinde Gottes und Höllenbraten schelten hört, einen Kreuzzug zu thun, um das Land von seinen Gräueln zu säubern? Und wer weis was ihm weiter einfallen könnte? Aber wo steht denn geschrieben, daß ein Regent die tollen Einfälle abergläubischer Narren, und die Mißgeburten eines verbrannten Gehirns zu respektiren den Beruf habe? — Wer denn nur einen Funken Vernunft hat, mag dieses einen Mißbrauch der obersten Macht heissen — wenn ein Monarch, nach den Urtheil aller aufgeklärten Leute, in der Welt allgemein anerkannte offenbare Thorheiten und Albernheiten aus dem Tagebuche seiner Völker ausstreicht, und offenbar ärgerliche und dumme Grimassen nicht mehr schneiden läßt. Laßt dem dummen Pöbel alles das Aeusserliche genommen werden — was er so hoch schätzt — laßt ihn um den ganzen Trost heiliger Statuen und Bilder, — um Weihwasser und Lukaszettel — um Stockfische und Murenen — um Mönche und Nonnen — und was des Zeugs mehr ist, um das alles gebracht werden, —

ja laßt in Gottesdienstlichen Handlungen und ihrer Einrichtung die größte Umschmelzung geschehen — was schadet ihm dieses alles in seiner Religion und Gewissensfreyheit? Gott und sein Sohn bleibt ihm doch — eine geistige Gottesverehrung und die Tugend kann ihm doch niemand nehmen, — wenn er nicht will, und schliest man ihm auch hie und da die Tempel zu — so hat er einen von Gott erbauten, den niemand zuschliessen kann — sein eigen Herz, in dem er jeden Augenblick Gott wohlgefällige Opfer bringen kann.

Singet und spielet dem Herrn in euren Herzen — ruft Paulus, und der erhabene Stifter der Religion sagt: Sprechet nicht: hier ist des Herrn Tempel, — dort ist des Herrn Tempel — Wahrlich es wird die Zeit kommen, daß man weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem den Herrn anbeten wird.

Sogar Lehrmeynungen, und theologische Spekulationen, sie mögen auf dem heiligen Stuhl oder in der Klosterzelle ausgeheckt werden, können weder der wahren Religion noch der Gewissensfreyheit Eintrag thun. Es sind lauter Adiaphora. Und so wie es freylich eine Dummheit ist, wenn gewaltige Herren, es seyn Geistliche oder Weltliche, einen solchen selbst zusammengebettelten Kram zu Glaubensartikeln machen, und als solchen respektirt wissen wollen, so ist es auch auf der andern Seite ein wahrer Unverstand,

wenn

wenn man dieserhalben Lermen macht, und glaubt, daß mit der Aufrechterhaltung oder dem Umsturz menschlicher Spitzfindigkeiten die wahre Religion stehe oder falle. Man sollte sich doch einmal in der That anfangen zu schämen, um nichts ein Geschrey zu machen, und Kirchenreligion von Geistesreligion unterscheiden lernen.

Wenn wie gesagt der grosse Joseph den rechten Weg zum Himmel durch seine Reformation versperrte, so liessen sich im Grunde Seufzer rechtfertigen; da er aber nicht einmal die seichtesten Dogmen der römischen Kirche nur modificirt, — und es wäre zu wünschen, daß er auch für diese bald eine neue Form giessen liesse, — da er wirklich nur äusserliche kirchliche Einrichtungen modelt, so ist jeder Seufzer ungerecht; und doppelt ungerecht, wenn er aus der Brust eines Protestanten ausgestossen wird. Sogar das Haupt der Protestanten, ein Luther ist hier auf seiner Seite, und dieser grosse Mann ist so weit entfernt davon, den Fürsten ihre kirchliche Gewalt einzuschränken, daß er vielmehr öffentlich für die Erweiterung derselben seine Stimme ablegt. *) Luther sagt also;

*) Princeps *potest* suis subditis ut subditis imponere, *quidquid visum fuerit*, modo pium & licitum sit, & *subditi tenentur* obedire. Si Caesar praecipiat gene-

also: „Ein Fürst kann als Fürst seinen Unterthanen befehlen was ihm auch dünkt, wenn es nur was gutes und erlaubtes ist, und die Unterthanen sind schuldig zu gehorchen. Wenn der Kaiser durchgängig allen und jeden anbefiehlt zu fasten — *) so müssen alle die Folge leisten, auch die welche die Kirche vorstellen — denn die Kirche steht unter dem Kaiser — leiblicher

generaliter omnibus jejunium — obediant etiam ii qui sunt Ecclesia — quia Ecclesia est sub Caesare secundum carnem. Ferner: Haec cura omnia sunt politica quibus Ceremoniae splendidiores et ornatiores redduntur, ut sunt vestes, gestus, jejunia, dies festi & alia id genus, siquidem deus haec rationi humanae subjecit, ita ut nobis quidlibet in his statuere licitum sit atque permissum. Terrena enim sunt quae in terris existunt, omniaque rationi subjectae, dicente Deo: Dominamini terrae. —

*) In vielen protestantischen Ländern wird wirklich auch das Fasten befohlen — nemlich an den Buß- und Bettagen. Wie wenn die Fürsten ein Gebot ausgehen liessen — nicht nur im Herbst und Frühling an gewissen Tagen — von früh an bis 5 Uhr Abends den Magen zuzuschnüren — sondern auch an jedem Sontag des Jahres einen Ekel vor der Speise zu haben? Wehe uns armen Protestanten die wir ans Hunger- und Durstleiden nicht gewöhnt sind. Und doch dürften wir nicht über Mißbrauch der oberherrlichen Macht schreien? Wir würden sonst unsern ehrlichen Luther beschämen.

licher Weise. Ferner: da alles was Ceremonien und ihren Pomp anbetrift, wohin auch Kleidungen — Aufzüge — Feste — Feyertage und dergleichen gehören — blos als politisch anzusehen ist — denn Gott hat alles dieses der menschlichen Willkühr überlassen, so hat man auch Erlaubniß in dergleichen Dingen anzuordnen und zu bestimmen, was beliebt. Was auf Erden ist, ist irdisch und alles den Menschen unterworfen, nach den Worten Gottes: „Herrschet über die Erde.“

Auf solche Weise schreibt Luther an den Churfürsten von Sachsen und zwar nicht Anno 1517 sondern 1530. Er fügt zwar die Klausel, wenn es nur was gutes und erlaubtes ist, hinzu; allein damit wirft er seine Sätze nicht über den Haufen — er zeichnet nur hier die Gränzlinie. Und daß eine Gränzlinie seyn müsse, wird niemand bestreiten wollen. Es kommt alles darauf an, wie ich schon einmal gesagt habe, ob ein Fürst in kirchlichen Einrichtungen oder Abänderungen der wahren Gottseligkeit nicht zu nahe trete, und offenbaren Hauptlehren in der Bibel nicht das Auto da Fé mache. Ist er von solchen Anmassungen fern, so thue er, was er will, quidquid visum fuerit. Die Unterthanen sind verbunden ihm Gehorsam zu leisten — und dies von ihrer Seite, so wenig mit Seufzen über Gewissenszwang, als vielmehr

mehr aus Gewissensdrang selbst. Aber wenn nun der Fürst zu blind ist die Gränzlinie zu sehen — oder ihm seine noch blindern oder eigennützigen Rathgeber eine falsche vorzeichnen? Dieses ist freylich ein Unglück. Allein wenn nun der Fürst ein helles Auge hat, wenn ihm die erleuchtesten — aufgeklärtesten Köpfe im Vaterland und Ausland die Fakel vortragen — wenn er die Gränzlinie aufs genaueste bemerkt, und dann anfängt, aus Wohlwollen getrieben — die kirchliche Welt, die sich aus dem Angeln gedacht hat, wieder einzurichten, so wird jeder kluge Mensch sprechen — das ist ein Glück. Heil dem Könige, der da kommt im Namen des Herrn. Und in diesem Verhältniß befindet sich die jetzige katholische Welt und Joseph. Mögen immer viele Bigotte das Jesus Maria! ohne Joseph aussprechen, — mögen immer Karl des Grossen und der Ferdinande Reformationen nicht die säuberlichsten gewesen seyn — mag immer Friedrich der Grosse le roi tres philosophe, der auch le roi trés politique heist, allen Unsinn erlauben! *) Alles dieses kann nicht verhindern, daß nicht

*) Indessen ist doch der König dem Aberglauben der Katholiken in seinem Lande so hold eben nicht. Im April 1782 kam ein Mensch Namens Kaspar Tief, mit einer angeblichen Kopie eines zu Großzelle in Steyermark befind-

die unpartheyischen, die gescheuten, die menschenliebende Leute in der Welt die Reformation Josephs preisen

befindlichen Marienbildes, welches er auf seinen Schultern nach Rom und zurückgetragen hatte, um es vom Pabste weihen zu lassen, zu Fuß in Potsdam an, und stellte dem Könige vor: „Er habe ein Gelübde gethan, dies Bild auf den Spizberg bey Wolfersdorf in der Grafschaft Glatz, in die daselbst neuerbaute Filialkapelle aufzusetzen. Da aber der dortige Dechand eine andere (schon in Glatz, Neiß, Brieg, Strehlen und Breßlau befindliche) Kopie des Marienbildes, zu Gensano (im Kirchenstaate) für besagte Kapelle bestimmt habe; so bitte er allerunterthänigst fußfallend: Sr. Königl. Majestät werden allergnädigst geruhen, obbesagter von Rom bis nach Potsdam gebrachter, von Jedermann wegen ausbündiger schön und lebhaften Gestalt, bewunderter Kopia, Allerhöchst dero Insiegel, und mit diesem den allergnädigsten Befehl beyzudrucken, daß solche vor allen andern in obbemeldter Filialkapelle aufgestellet werde. Er bekam zur Resolution: Daß Se. Königl. Majestät keine Marienbilder authentisiren, und Supplikant sich billig schämen sollte, seinen Glaubensgenossen ein Marienbild aufdringen zu wollen. Damit wanderte er mit seinem Marienbilde weiter, wird es aber, da es einmal vom Pabste geweihet war, schon sonst irgendwo untergebracht haben. Nikolai Reisen 1 B. p. 112.

Ueberhaupt hat der König seine grossen Staatsursachen, warum er nicht auch die Thorheiten bey seinem katholischen Israel reformirt. Schlesien liegt zu nahe an Böhmen und Berlin nicht weit genug von Wien. Im Jahr 1776 waren die Jesuiten in seinen Staaten plötzlich des Todes — 1779 lebten sie wieder. Anno 1776 war Friede; Anno 1779 war der Bairische Krieg. Ohe, jam satis est.

preisen — und laut gestehen — wenn ein Reformator nöthig ist — so ist kein besserer zu wünschen, als ein einsichtsvoller und wohlwollender Monarch, wie zum Exempel Joseph. — Eben der Umstand, daß er an der Spitze von 100,000 Mann reformiren kann, ist ein wahres Glück, und macht seine Reformation der bürgerlichen Wohlfarth der Völker weit unschädlicher, als die Reformation eines Lehrers ohne Gewalt und Macht. Wer weis nicht, daß Luthers Reformation zufälligerweise ganz Deutschland verwüstete? Wären die Kaiser und die Fürsten die Reformators gewesen, so würde alles in Ruhe und Friede abgelaufen seyn. In Schweden und Dännemark bauete sich auch die Reformation ihren Thron — und ohne alles Toben der Furien — aber das kam blos daher, weil sich die Könige mit dem Scepter in der Hand, neben der Reformation zur rechten Seite auf den Thron setzten — und durch Landsknechte und Reisigen den Thron beschützen liessen.

Noch einmal sey es also gesagt, daß der Reformator des katholischen Oesterreichs ein Monarch ist, das ist so wenig übel zu nehmen, daß es vielmehr höchlich zu loben, und mehr als eines Te Deum laudamus würdig ist. Aber wenn dem Kaiser auch die Macht zu reformiren zukommt — ist denn seine Reformation für den Staat nöthig und heilsam? Ich

bin überzeugt, sie ist nöthig und heilsam; obgleich der Berliner Briefsteller anders überzeugt zu seyn scheint, welcher meynt daß die jetzige Reformation die Völker nichts weniger als glücklich und den Staat blühend mache.

Und warum mein Herr Paradoxenjäger?

„Weil überhaupt nicht Religion oder Nebenwerk, sondern Polizey und gute Gesetzgebung, in jeder bürgerlichen Gesellschaft, die eigentliche Quelle des Glücks, oder was man auch sonst bürgerlichen Wohlstand nennt, ist, weil überhaupt der Irrthum mit allem Gefolge des Aberglaubens der allgemeinen Wohlfarth nichts schadet; Ergo ꝛc. brauchts keiner Reformation.“

Ich muß gestehen, daß so ruhig sonst mein Blut zirkulirt — daß es doch bey solchen Paradoxen in schnellere Bewegung kommt. Wäre ich ein ehrwürdiges Mitglied des heiligen Ministeriums, so würde ich nicht blos vor Wuth schaumen, sondern auch in der nächsten Predigt die Apostel solcher heillosen Grundsätze mit Schimpfen und Schelten von der Kanzel werfen, und sie als Belials Kinder, für deren Zischen jede redliche Christen Seele in die Steinklüfte und Felsenhöhlen fliehen müsse, dem Satan übergeben. Ja ich würde meinen christlichen Eifer noch weiter treiben. Wenn ich heftig genug über Atheisterey und Freygeisterey

geschrien

geschrien hätte, so würde ich die Beherztesten unter meinen Pfarrkindern bey ihrer Seelenseligkeit beschwören, mit Schwerden und Messern dergleichen Antichristen in allen Ecken der Welt aufzusuchen, und jeden, der den Kopf aus seinem Schlupfwinkel herausteckt, zur Ehre der heiligen Religion ohne Barmherzigkeit zu skalpiren. Aber so bin ich zum Glück der übelberüchtigten Antichristen kein Seelsorger, und da ich auch von der Natur mit einer guten Dosis Phlegma beschenkt bin, so haben die politischen und theologischen Ungeheuer nichts weiter von mir zu fürchten, als daß ich ihnen höchstens mit einer etwas zusammengezogeneren Stirne, entgegen rufe: Hie Schwerd des Herrn und Gideon.

Daß die Religion keinen Einfluß auf das Wohl oder Wehe, auf das Glück oder Unglück der Völker habe, hat so viel ich weis, noch kein kluger Kopf gesagt, und die Geschichte aller Zeiten, wäre allein schon hinlänglich, dergleichen Gerede, als Nonsens und offenbare Lüge zu brandmarken. Es ist wohl kein Volk von einiger Bedeutung, und das nicht völlig barbarisch war, vor und nach der Wasserfluth auf Gottes Erdboden gewesen, welches geglaubt hätte, daß ohne die Bande der Religion irgend eine feste Verknüpfung der grossen und kleinen Gesellschaften geschehen, oder daß ohne Religion ein Reich blühen und gedeyhen könne.

Es ist wohl noch kein Fürst, unter dem Monde gewesen, der dafür gehalten hätte, daß er ohne Beyhülfe der Religion ein Volk bezähmen — sicher beherrschen, oder weislich lenken könne. Selbst die größten Despoten haben es sich so wenig herausgenommen hieran zu zweifeln, daß sie vielmehr nur gar zu oft zur Religion, als zu ihrer einzigen Helferin aus allen Nöthen, ihre Zuflucht genommen haben, wenn sie ihren Thron wankend, oder ihre Machtsprüche unwirksam sahen.

Gute Nacht! Polizey und Gesetzgebung, ihr so gerühmten Menschenbändiger und Menschenbeglücker! wenn ihr nicht mit der Religion ein Triumvirat macht, — oder ihr wohl gar den Krieg ankündigt. Kaum werdet ihr euch unter die rohen und wilden Menschen gewagt haben, so werdet ihr auch schon unter den Erschlagenen liegen — kaum werdet ihr den Fehdebrief ausgefertigt haben, so werdet ihr schon Kron und Scepter verlohren haben. Die besten Polizeyanstalten reichen nicht so weit, und haben zu keiner Zeit so weit gereicht, daß durch sie allein, ein Volk auf den glücklichen Standpunkt gebracht werden könnte, auf welchem ein weiser und wohlwollender Regent dasselbe gerne stehen sieht. Was sind Polizeyanstalten? Ein obrigkeitlicher Zwang. Was aus Zwang geschieht — geschieht stets nur unvollkommen.

kommen. Daher ist die Polizey blos ein Gespenst, das erschreckt, und welches gemeiniglich nur so lange seine Wirkung, und noch dazu schwache Wirkung beweiset, als es in seiner schwarzen Gestalt da stehet, und mit den Ketten rasselt. Kaum ist es wieder verschwunden — so erholt sich die betäubte Imagination wieder, und der Mensch ist wieder frey. Verschwindet es aber nicht — bleibt es in seiner Trauergestalt stehen, — so gewöhnt sich entweder das Auge daran, und erkennt es endlich für das was es ist, nemlich für den Knecht Ruprecht, der nur Kindern eine Furcht einjagen kann; oder es gewöhnt sich nicht daran, und bleibt dabey: es sey der böse Feind, der da komme um zu zerreissen. Im ersten Falle wird das Gespenst zum Spielwerk — im andern Falle wird es zum Feuerwerk, das eben so zerstörende Wirkungen hat, als das Feuerwerk Elliots. Die Religion aber ist ein guter Genius, der im lichten himmlischen Gewand da stehet, der sanft spricht, und durch höhere, edlere, und freywillige Triebe an dem Herzen, und an den Sitten der Menschen das vollkommen ausrichtet, was der obrigkeitliche Zwang nur unvollkommen und halb thut.

Oder der Polizey ihr Verdienst gelassen! so wird doch stets der Mensch bereitwilliger zu gehorchen — thätiger im Ausüben der ihm anbefohlnen Pflicht seyn,

wenn der Himmel und die Erde sich vereinigen, ihm die Befolgung der Gesetze vorzuschreiben. — Ein Mensch welcher zwey Ketten trägt, seufzt nach keiner Freyheit, welche ihm unglücklich seyn würde. Der aber, welcher nur eine trägt, bedient sich seiner freyen Hand, diejenige loszumachen, die noch gefesselt ist. Sage doch also ja Niemand, daß die Religion für die Völker nur eine Klapper ist, die zum Zeitvertreib dient, und nur dann ihren Nutzen hat, wenn Langeweile ist. Daß sie keine Klapper ist, — daß sie dagegen Stab und Stecken ist, an dem sich lediglich die Menschenkinder auf ihrer mühseligen Reise durch dieses Leben lehnen; und durch dessen Wink sie einzig mit Manier von der Stelle gebracht, und weiter getrieben werden können, dieses ist so offenbar, daß es nur den Patagonen unbekannt seyn kann. Die größten Gesetzgeber unter den Menschen, suchten allemal Hülfe bey der höchsten Gewalt, welche die Völker mehr als alle irrdische verehrten, und waren überzeugt, daß ihre Gesetze nur blos in dieser Rücksicht ihre Sanktion erhalten könnten. Minos empfieng sein Gesetzbuch vom Jupiter; Lykurg vom Apollo; Zaleukus von der Minerva; Numa von der Egeria; Xamolxis gab vor, er wäre von der Vesta; Charondas — er wäre vom Saturn begeistert.

Zoroaster nannte sich einen Dollmetscher des Oromazes — Hermes, einen Dollmetscher der Isis, und Manco-Capac, einen Dollmetscher der Sonne. Alle gaben vor, ihre Lehren vom Himmel erhalten zu haben. Wozu aber ein solches Vorgeben? wenn diese Gesetzgeber gemeynt hätten, daß menschliche Gesetzgebung ohne die Einmischung der Gottheit und der Religion von Wirksamkeit wäre. Aber sie sahen die Unzulänglichkeit der Vernunft ein, und begriffen gar wohl, daß ohne Beytretung einer religiösen Macht, alle weltliche Macht nur ein Schattenbild seyn würde.

Woher kommt es denn ferner, daß alle Nationen des Erdbodens, etliche wilde Völker ausgenommen, welche aber auch ohne Polizey und Gesetzgebung, in Wäldern und Höhlen blos vegetiren, — die Religion unter sich aufgenommen, und sie geliebt und gepflegt haben? Sie müssen doch einstimmig der Meynung gewesen seyn, daß sie ihnen wohlthue, und einen sichern Einfluß auf ihren bürgerlichen Zustand habe. Und sie meynten es wirklich so: Denn es ist bewiesen, daß wenigstens die ältesten Völker, nicht eben um einer reichen Himmelserbschaft, oder um einer glücklichen Unsterblichkeit willen, die Götter ehrten, ihnen Weyhrauch brachten, und ihren Sprüchen gehorchten; sondern aus dieser Ursache, weil sie

fest glaubten, daß in einem Staat kein Glück und Segen wäre, in dem die Götter keine Altäre hätten. Eben deswegen war auch ihr Religionssystem sehr harmonisch mit ihrer politischen Verfassung; und der jüdische Staat war vollends gar eine Theokratie. Wir wissen nun freylich wohl, daß diese Harmonie nicht ganz ihrem Endzweck entsprach; indessen wissen wir doch auch, daß bey dieser Harmonie, nicht nur die Ebräer, so lange sie ihr getreu geblieben sind, sich wohl befunden haben, welches nicht anders seyn konnte, da sie göttlich war, sondern auch andere berühmte Nationen der Vorwelt, die Egypter, die Phönizier, die Griechen, die Karthaginenser, die Römer, zum Theil und eine Zeitlang nicht übel gefahren sind. Ich sage mit Bedacht zum Theil und eine Zeitlang; denn es ist mit den falschen Religionen, wie mit den falschen Dukaten, welche viel Kupfer und nur wenig Gold haben, und welche nur so lange das Glück ihrer Besitzer machen, so lange sie sich nicht abreiben. Wie viel nutzten in diesem Verhältniß nur den Römern ihre heiligen Schilde, — das Feuer der Vesta, und einige andere Heiligthümer? Ohne die Liebe zu denselben, hätte sich dieses vielbewunderte Volk, in den größten Unglücksfällen, die es ausgestanden, mehr als einmal der Verzweiflung überlassen.

Wie viel nutzten sogar öfters Priester und Pfaffen?

sen? Die Magi der Babylonier und Perser waren die Bewahrer der Gesetze und ihres Ansehens. Auf das unwidersprechliche Ansehen der Priester gründete sich die Verfassung der Staaten und die Macht der Fürsten. In Rom war auch nur der Titel Pontifex maximus für die Kaiser eine so unentbehrliche und nützliche Waare, daß selbst einige christliche Kaiser sie nicht verschmähten, und sie als ihr Eigenthum öffentlich ankündigten. In Persien ist noch jetzt der Titel eines Statthalters Mahomeds der vornehmste Rechtsgrund zur Oberherrschaft.

Wenn man aber, nur bey geringer Geschichtskenntniß, den wichtigen, auch zum Theil wohlthätigen Einfluß falscher und abergläubischer Religionen, auf die Völker nicht verkennen kann, so kann man noch weit weniger die erstaunliche Wirkung der Christlichen, selbst der verdorbenen und mit dem Sauerteig des Pabstthums angesteckten christlichen Religion auf das Wohl der Welt unerkannt lassen. Wie vielen Barbaren gab blos das Christenthum die Kultur? Man denke sich die alten Germanier — Gallier, und Britanier, welche die Hirnschädel ihrer Feinde, zu ihren Trinkgeschirren machten, und als Nomaden herumzogen. Die Religion entwöhnte sie von ihrer Wildheit, und zwang sie in Städte und Flecken.

Man erinnere sich an die Irländer, welche zu

Zeiten der Römer, die größten aller Barbaren waren, welche Menschenfleisch, und sogar ihre verstorbenen Eltern speisten. Die christliche Religion war kaum bey diesen Unmenschen gepflanzt, so milderten sich auch ihre Sitten. Ohne die mächtigen Gefühle der Religion hätten sich auch so rohe Menschen nicht bändigen lassen. Die christliche Religion machte aus allen europäischen Staaten eine grosse Republik, und sie wurde also ein glückliches Band, welches viele feindselige Völker zum mindesten in so weit vereinigte, als sie dazu fähig waren. Sie nahm auch die Künste und Wissenschaften in ihren Schutz und rettete sie vom Untergang, als die Einfälle der nordischen Wilden allen grossen Werken des Alterthums, — allen ruhmwürdigen Denkmaalen der Hoheit des menschlichen Geistes, den jüngsten Tag ankündigten, und aus Europa ein Nova Zembla zu machen droheten.

Eben diejenigen Herren, welche den Zusammenhang der christlichen Religion mit der Polizirung, Verfeinerung und der Wohlfarth der Völker läugnen, müssen selbst eingestehen, daß dieselbe der Zaum der Wildheit, und der Damm gegen den herbrausenden Strom der Barbarey gewesen, und sehen sich genöthigt sogar die Mönche als sehr nützliche Diener des Staats, durch welche Wüsten angebauet, Künste und Wissenschaften vom gänzlichen Untergang errettet,

rettet, — Städte verschönert — und Barbaren gesittet gemacht worden, zu loben. Wenn Mönche weiland so grosse Verdienste um den Staat hatten, welche doch die Religion nur in irdenen Gefässen trugen; wie viel grössere Verdienste müssen die aufgeklärten Bischöffe, Priester und Lehrer, deren Zahl zu keiner Zeit ganz verlosch, um den Staat gehabt haben? Als im Occident die christliche Religion von dem Unkraut des Aberglaubens beynahe völlig erstickt war, und also dem Staat nur wenige Frucht mehr bringen konnte; so blühete sie im Orient, und sie war einem hohen Baum ähnlich, unter dessen Schatten bis tief in Asien, unzählige Völkerschaften Ruhe und Wohlstand genossen. Konstantinopel war noch ein Wohnort der Weisheit und der Künste, da Rom schon lange das Centrum der Gothischen Dummheit und der Abderitischen Narrheit war. Das griechische Kaiserthum war viele Jahrhunderte durch eine Vormauer gegen die räuberischen Araber und gegen die wilden Völker des Kaukasus, welche, die ehemaligen Trauerspiele in Europa zu erneuern, stets mit Ungestümm andrangen. Was machte Konstantinopel zu einen Athen? — und das griechische Kaiserthum zu einer Vormauer gegen die Barbaren? Die christliche Religion! die sich im Osten noch bey etwas bessern Kräften befand, als im Westen. Sie rief den Philo-

sophen

sophen — den Dienern des Altars zu: Wachset in der Erkenntniß des Guten; bauete ihnen Hörsäle und Kanzeln, — gab ihnen Besoldung, und munterte ihren Fleiß durch Ehrenbezeugungen auf. Sie reichte ihren Bekennern das Schwerd dar, pro aris & focis zu fechten, und machte sie entschlossen und muthig gegen die Feinde. Wer im Streit gegen die Ungläubigen fiel, wurde als ein Märtyrer angesehen, der um des Glaubens willen ehrenvoll gestorben, und die unverwelkliche Krone des Siegs in der ewigen Herrlichkeit erstritten hätte. Ohne den Beystand der Religion, würden die Sarazenen und Türken weit eher mit einem Volke fertig geworden seyn, bey dem Politik die armseligste Figur machte, und das Staatsregiment zur größten Schwäche und Ohnmacht herabgesunken war.

Freylich mußten die morgenländischen Christen zuletzt unterliegen; aber diese Niederlage war wieder die Auferstehung der Abendländischen. Die griechischen Gelehrten, die sich flüchteten, suchten Aufnahme in Italien und andern Ländern Europens — fanden sie — und siehe da! es wurde Morgendämmerung wo lange Nacht gewesen war. Hier ist wieder die Religion die Wohlthäterin. Wären die griechischen Flüchtlinge keine Religionsverwandte von den lateinischen gewesen, so würden sie nicht bey ihnen ihre

Zuflucht

Zuflucht gesucht, und diese würden sie nicht aufgenommen haben; aber so würden auch viele trefliche Menschen unter den Ruinen ihres Vaterlandes umgekommen, und viele Millionen Menschen noch etliche Jahrhunderte länger in Graus und Finsterniß geblieben seyn.

Wir Abendländer mögen dem Himmel danken daß sich eine solche Revolution ereignet hat; ob aber die Morgenländer bey ihr gewonnen haben, das ist eine andere Frage — die nur der völlig befriedigend beantworten kann, welcher der hohen Pforte in der Nähe wohnt. Wenn wir indessen sichern Nachrichten Glauben beymessen wollen, so hat der Orient, so bald als die christliche Religion des Landes verwiesen worden, die Sonne des Glücks nicht mehr aufgehen sehen. Wie die christliche Religion den sanften Scepter niederlegte, so ergrif ein unbändiger Despotismus den Stecken des Treibers. An die Stelle der Kultur und der guten Sitten trat Barbarey und Wildheit, und den ehrenvollen Platz der Künste und Wissenschaften, nahmen tiefe Unwissenheit und Dummheit ein. Gehe hin, du! der du zweifelst, ob das Daseyn oder Nichtdaseyn der christlichen Religion in einem Staate von Wichtigkeit ist, in die Zonen, in denen die Sichel des Mondes der Krumstab ist, in denen der Roßschweif mit dem Labarum abgewechselt hat,

in denen die Moscheen die Tempel verdrängten, und die übergebliebenen Christen nur Sklaven und Fußschemel der Regierung sind — beaugenscheinige selbst Othmans Reich, das des christlichen Konstantins Reich verschlungen hat — und weissage uns. Wenn du nicht übel von ihm weissagst, wenn du nicht mit einer Thräne im Auge — nicht mit Wehmuth ausrufest: Unglückliches Reich! das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt, von der Fußsohle bis an den Scheitel ist nichts gesundes an dir, — so will ich glauben, daß du entweder keine Augen und kein Herz hast, oder daß du dein Auge muthwillig zuschliessest, und dein Herz wie Pharao verstockest. Ein Staat, in dem kein Buch kann und darf gedrucket werden — in dem die Philosophie eine Thorheit — die Beredsamkeit ein Aergerniß — die Freyheit ein Unding — in dem kein Eigenthum auser Gefahr der Räuber, und kein Kopf sicher ist vor dem Henker — in dem die Justiz nach Lust und Belieben auf den Bauch prügeln und spiesen läßt, — in dem das Serail den Beherrscher des Staats am Strick herumführt, und eine Janitscharen Horde Kaiserschaft und vernichtet, oder vier bis fünftausend Häuser abbrennet, wenn die Regierung eine wohlmeinende Erinnerung bekommen soll — in dem die Handlung auf lahmen Füssen geht, die Flotten nie

zu Hause und auch nicht auswärts sind — in dem Industrie ein leerer Name ist — der ist doch ein erbärmlicher Staat! und ein solcher ist der Ottomanische. Vergleichen wir mit ihm irgend einen christlichen, und zwar unter den christlichen den letzten, den übelgestaltesten — ein Portugal — oder ein Spanien, oder einen Kirchenstaat, so wird doch in jedem Betracht die hohe Pforte den Kürzern ziehen, und der Turban den Hüten und Mützen mit Höflichkeit zuvorkommen müssen.

Aber eben so ists mit allen andern grossen und kleinen unchristlichen Staaten in ganz Asien, Afrika und Amerika. Sie sind samt und sonders dem türkischen ähnlich, zum Theil noch übelbeschafner und elender. China macht allein eine kleine Ausnahme, wovon wir aber weiterhin die Ursache vernehmen werden. Man sage mir aber doch, woher es gerade kommt, daß alle unchristliche Völker so tief unter den christlichen stehen, daß diese jenen den Rang auf alle Weise so sichtbar abgelaufen haben, daß Menschlichkeit und Sittlichkeit, Künste und Wissenschaften — bürgerliche Sicherheit und äusserlicher Wohlstand, dreyfach mehr das Eigenthum der christlichen Nationen als der unchristlichen sind? kurz, daß jene vergleichungsweise in einem so blühenden, und diese in einem so matten und hinfälligem Zustande sich befinden?

Und nur noch eine einzige Frage! Nordamerika wurde in hundert und wenigen Jahren drüber, ein mächtiger, ein reicher, ein kultivirter, ein herrlicher Staat. Ist es glaublich, daß Türken, Perser Chineser oder Marokkaner, wenn man dieselben als Koloniſten in die neue Welt übergeſchiffet, und ihnen das Land, das jetzt des chriſtlichen Britanniens, Galliens und Germaniens Abkömmlinge bauen, angewieſen hätte, in ſo kurzer Zeit eben ſo groſſe Vorſchritte gethan haben würden?

Man antworte nicht: Die Urſache liegt an der Polizey und Geſetzgebung, an der gröſſern Aufklärung des menſchlichen Verſtandes und an der Freyheit; ſonſt frage ich noch einmal: Warum ſind denn gerade die chriſtlichen Völker im Beſitz dieſer gerühmten Genesmittel — und die unchriſtlichen auſſer demſelben? Ein philoſophiſcher Geiſt wird dem daherſtröhmenden Fluße bis an den Urſprung nachgehen — und finden, daß die chriſtliche Religion überhaupt die Quelle der Ueberlegenheit des chriſtlichen Europens über die andern Welttheile iſt, weil ſie nemlich ihrer Natur nach die Beſchützerin der Freyheit, die Gönnerin der Künſte, die Mutter der Induſtrie, die Säugamme der Kinder des Lichts, und einzig der Stamm iſt auf welchem eine geſunde Geſetzgebung und kluge Regierung eingepfropft werden kann.

Eben

Eben deswegen sollte man doch von der christlichen Religion nicht sagen, daß sie von der bürgerlichen Wohlfarth isolirt da stehe, vielmehr, wenn man gute Gesetzgebung und Polizey schön preiset, die Religion noch höher rühmen, als welche ihnen ihre Existenz giebt, und sie unter ihre Flügel nimmt. Saul hat tausend geschlagen. David hat zehntausend geschlagen. Saul stellt die Gesetzgebung und Polizey — David die Religion vor; und wir sollen die Jungfrauen seyn, welche beyden mit Reigen und Pauken entgegen gehen, und jedem sein Lob in seiner Maase geben; das heißt, wir sollen so ehrlich seyn, zu gestehen: Eine weise Regierung hat ungemein viel Einfluß in den Wohlstand der Völker; aber die Religion ist von noch weit wohlthätigerer Wirkung; und sie ist es um so mehr, je mehr sie von den Schlacken des Aberglaubens gereiniget ist. Das Christenthum macht, wie ein unpartheyischer Staatsmann, ein Moser — sagt, gute Regenten, gehorsame Unterthanen, sorgfältige Eltern, wohlgeartete Kinder, gewissenhafte Financiers, redliche Richter, treue Soldaten; — befördert nicht nur — erhöht auch alle bürgerliche Tugenden, und giebt ihnen allein Zuverlässigkeit und Dauer.

Ja, wenn man auch nichts weiter beweisen könnte, als daß es die Menschen tugendhaft macht,

so wäre schon genug bewiesen, daß es die Menschen glücklich mache. Von der Tugend erwarten zwar freylich unsere heutigen Herren Afterpolitiker kein Heil für die Welt. Ihrer klugen vom Machiavell entlehnten Meynung nach, ist nur in dem Lande Glück auf! zu rufen, in dem der Fürst eine volle Schatzkammer — und eine mächtige Armee zu beliebigen Diensten hat — in dem die Bürger und Bauern so reich sind, wie zu Sultan Salomons Zeiten, wo man für der Menge Gold des Silbers nichts achtete, — worin die Handlung ausgebreitet, der Acker- und Weinbau aufs höchste getrieben, alle Künste und Wissenschaften in solcher Blüthe sind, daß die Bildhauer und Maler, die Redner und Dichter, die Philosophen und Astronomen wie die Schwämme in einer Nacht zu tausenden aus der Erde hervorwachsen. Allein daß ihre kluge Meynung unklug ist, daß die Tugend Gold und Silber, Haus und Hof, Aecker und Vieh — Bildnerey und Poeterey — Grüblerey und Sternseherey weit aufwiege, daß ein armes in enge Gränzen eingeschlossenes aber tugendhaftes Volk, weit glücklicher, in sich selbst seliger und respektabler ist, als ein reiches, grosses, luxuriöses, und eo ipso lasterhaftes Volk, das läßt sich eben so bequem an den fünf Fingern herzählen, als es sich leicht und ad unguem usque demonstriren lässet, daß aller äusser-

licher

licher Wohlstand ohne Tugend eine Chimäre, oder eine Seifenblase ist. Das wahre Glück ist nicht ausser dem Menschen; es ist in dem Menschen. Nicht geben Stand, nicht geben Güter dem Menschen die Zufriedenheit. Die wahre Ruhe der Gemüther ist Tugend und Genügsamkeit. Auch Sokrates lehrte den Menschen, seines Adels eingedenk, seine Glückseligkeit nicht in flüchtige und vergängliche Güther setzen, sondern in die Stärke und Gesundheit der Seele, das ist, in Weisheit und Tugend. Das Gute, das Wahre, das Schöne, das Vollkommene erkennen und umfassen, das Schlimme meiden, dieses war nach ihm, die wahre Bestimmung des Menschen. Seiner Meynung nach ist die Trennung des sittlichen Guten von dem nützlichen ein abscheulicher Irthum. Dieses scheint dem Apostel recht aus der Seele geredet zu seyn, welcher den Menschen zuruffet: Ist etwa ein Lob, ist etwa eine Tugend, dem denket nach. Ich würde mich auf den noch treffendern Spruch dessen, von dem es heist: Hier ist mehr denn Salomo! berufen und welcher lautet: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach der Gerechtigkeit, wenn ich nicht wüßte, daß Sophroniskus Sohn bey manchen mehr Gewicht habe, als Mariens Sohn.

Wenn aber Sokrates recht hat, so folgt, daß derjenige Fürst ein klügerer Regent ist, der sein Volk

gut, als der es blos reich und mächtig macht. Der Reichthum ist bey allen Nationen stets der Vorbote von ihrem Verderben und Untergang gewesen. Persien, Griechenland — Rom und du, o weiland reiches und mächtiges England! ihr bleibt in der Geschichte ewige Denkmaale des Unsterns, der den äusserlichen Wohlstand begleitet. Der Hagel kommt stets mit der Zeit der Blüthe, und die Ungewitter toben dann am meisten, wenn die Früchte am herrlichsten stehen. Je mehr ein Staat an Reichthum und Macht Zuwachs bekommt, desto nöthiger wird ihm nur auch eine grössere Weisheit und Tugend; wie denn auch eine grössere Fähigkeit dazu erfodert wird, ihn zu beherrschen, weil der Gehorsam schwerer, der Ehrgeiz mächtiger, die Neigung in allen Ständen zu unterdrücken grösser wird.

Es ist keine wichtigere politische Wahrheit, obgleich die heutige Welt sie für eine Kleingeisterey ansieht, schreibt Iselin, als der Satz unseres grossen Kirchenverbesserers Zwyngli: Summa: „das Rych ist das allerbest und vestist, das allein mit Gott herrschr, und das allerbösist und unstettist, das us seinem Gemüt.“

Dem Himmel sey gedankt, daß dieser Satz noch hie und da an den Fürsten Verehrer findet, und in manchem Reiche noch für wahr und heilig gehalten wird. Als König Georg der III. den großväterlichen

Thron

Thron bestieg, erklärte er durch eine öffentliche Urkunde: Wie seines Herzens Wunsch sey, daß Gottesfurcht, Gottesdienst und gute Sitten unter seiner Regierung blühen und zunehmen mögen. Die Pairs des Reichs antworteten in ihrer Adresse dankbar: Wir können nicht anders als über uns selbst frohlocken, wegen der Weisheit und Gottesfurcht, womit Ew. Majestät die Ausübung der wahren Religion und Tugend als der ersten Grundsäulen von Dero Regierung ermuntern. So war die Denkungsart beschaffen in dem fürtreflichen England im Jahr 1760. Sie ist es auf Seiten des Königs noch — da sie aber auf Seiten der Pairs und des Volks in der Praxi eine ziemliche Aenderung erlitten hat, so ist auch das Staatsgebäude, wie wir alle wissen so ziemlich erschüttert. Hinc illae lacrymae! In dem Abschiedsschreiben, womit König Philip V. in Spanien seinem Sohn und Nachfolger die Regierung dieser grossen Monarchie übergab, kommen unter andern herrlichen Anweisungen auch diese vor: Verhütet so viel euch möglich ist, daß Gott in euren Königreichen nicht beleidigt werde; verwendet vielmehr eure ganze Gewalt dazu, daß ihm in allen Gränzen eurer Herrschaft gedient, daß er geehret und respektiret werde. Der junge König antwortete darauf: Ich werde mich äusserst bestreben des Namens, den ich trage, würdig

erfunden zu werden und die mir eingeflößte Gesinnungen niemals verläugnen. Ich weis, die erste und größte Pflicht eines Königs geht auf die Religion, welche er nicht nur selbst bekennen, sondern sie auch nach allem seinem Vermögen auszubreiten, beflissen seyn muß.

In der von dem Reichsrath Baron von Höpken bey Eröfnung des Schwedischen Reichstags den 20. Oktober 1760 gehaltenen und gedruckten Rede liest man: „Reiche werden durch eben die Mittel bey Macht und Ansehen erhalten, durch welche sie gegründet sind; nemlich durch die Liebe für die Obrigkeit, Gesetze, Ordnung und das Vaterland, durch tugendhafte Sitten und durch die Quelle alles Guten, eine wahre und aufrichtige Gottesfurcht.“

Es wäre mir leicht, noch etliche Dutzende solcher Zeugniße, die aus dem eignen Munde und Herzen der Könige und ihrer ersten Reichsbeamten geflossen sind, aufzustellen, wenn ich nicht hoffen könnte, daß die heutigen Staatskomoedianten, welche Religion und Tugend hinter die Koulissen des grossen Weltschauspiels stellen — und dafür Gesetzgebung und Polizey lediglich auftreten und agiren lassen — von dem Parterre, das sie ausklatscht, einen beschämten Abschied nehmen würden.

Jedoch es scheint, als hätten sie alle Schaam

verlohren, weil sie nicht nur ohne zu erröthen die Religion in den Winkel stellen und als eine Nulle in dem Staate betrachten, sondern noch über dies öffentlich und auf den Dächern predigen:

„daß, so wenig selbst eine wahre und aufgeklärte Religion der allgemeinen Wohlfahrt nützlich sey, eben so wenig eine falsche und abergläubische Religion der allgemeinen Wohlfahrt schade. Irthum mit allem Gefolge des Aberglaubens schaden dem allgemeinen Wohl nicht;“ *ipsissima verba* des Herrn Briefstellers.

Es könnte zwar manchen, welche gewohnt sind, Raisonnements eben so obenhin anzuhören, wie der Bauer die Beichtrede, die üble Meynung beykommen, als ob wir eben so wohl leichtfertige Schutzredner, ja noch dazu Lobredner des Irthums und Aberglaubens wären, weil wir vorhin von der gesegneten Harmonie selbst heidnischer Religionen mit der politischen Verfassung gesprochen haben. Ihre Gedanken, die sich unter einander verklagen, könnten auch uns anklagen, daß wir im Widerspruch mit uns selbst stünden, wenn wir jetzt wider die Schädlichkeit der Irthümer und Vorurtheile deklamiren, da wir vorhin sogar dem wohlthätigen Einfluß derselben auf den Staat das Wort geredet hätten. Allein Kinder, die nicht im April sondern im Wonnemond gebohren wor-

den, werden uns verstehen. Diese werden alsbald in ihre lichte Seele aufgefaßt haben, daß wir den falschen und abergläubischen Religionen nur dieses einräumten, daß sie nicht ganz ohne wohlthätigen Einfluß auf die allgemeine Wohlfarth gewesen sind. Die falschen Dukaten, womit wir die falschen Religionen verglichen haben, wie wohl erinnerlich seyn wird — haben immer auch Gold — so wenig auch dasselbe seyn mag. Und dieses Gold haben wir vorhin freylich gezeigt — aber nicht gegen das Kupfer abgewogen; dieses geschicht nun jetzt — und wenn nun da das Resultat herauskommt, daß sich das Kupfer gegen das Gold, nicht nur wie hundert gegen eins verhalte, sondern auch noch überdies mit einer grossen Quantität Arsenik geschwängert sey, und also der Gesundheit eben so schädlich als zum häuslichen Wohlstand unzulänglich ist, wie können wir mit uns selbst uneins seyn, wenn wir bey allem dem Lob, das wir den falschen Dukaten gegeben haben, dennoch sechs mal mehr auf dieselben schmälen, und besonders unsern höchsten Unwillen gegen unsern Widersacher an den Tag legen, welcher nicht nur für gleich viel hält, ob gute oder falsche Dukaten im Lande zirkuliren, sondern noch überdies das Kupfer der letztern vom Arsenik frey spricht. Er thut doch in der That nichts anders, wenn er schreibt: Irthümer

und

und Aberglaube schaden der allgemeinen Wohlfarth nichts.

Gewiß sind die Zuhörer des gewaltigen Redners voll Erwartung, wie er es anfangen wird, sein Paradoxon zu beweisen. Aber er fängt es von hinten an. Da ihm nun gar zu wohl bekannt ist, daß der menschliche Verstand einen Injurienprozeß erheben würde, wenn er zu Behauptung seines abentheuerlichen Satzes a priori ausgehen wollte, so ist er gezwungen, es a posteriori zu thun, weil der Verstand hinten nicht zu Hause ist.

Freylich ist die Erfahrung oft eine treuere und zuverlässigere Lehrmeisterin als die Vernunft; aber diese Lehrmeisterin schlägt auch gewaltig auf die Finger, wenn man ihr zum Geradeschreiben überreichtes Linial schief hält. Daß es aber die guten Kinder, welche die Unschädlichkeit des Irthums und Aberglaubens aus der Geschichte hervorzerren, wie die Spinne den Faden aus sich selbst herfürspinnt, krumm halten, das soll ihnen die Brille, die wir für ihre Augen bringen wollen, ungezweifelt machen, wobey sie froh seyn dürfen, wenn sie zur Strafe nicht auch in der Schule bleiben dürfen. Doch nur die Brille her. Sie sehen, lieber Herr Briefsteller! mit ihren ungewafneten Augen Egypten in voller Blüthe, ob es gleich dem Thierdienst ergeben war. Nun sehen Sie

mit

mit gewafneten Augen — aber blicken Sie scharf durchs helle Glas. Was werden Sie gewahr? Die Blüthe ist taub, — wenige Frucht, und diese wurmstichig.

Sie haben nicht für gut gefunden, die Blüthe Egyptens näher zu zeigen, und sich blos mit der Sage: Es blühete, zufrieden gestellet. Wir könnten ihrem Exempel folgen und auch so diktatorisch die Worte hinwerfen: Es blühete nicht. Aber so sehr Sie in der Theorie den Machtsprüchen feind sind, so sehr sind wir es in Praxi. So sehr Sie der Saksak der Egypter oder der Trochylus der Alten seyn wollen, der das einzige Thier ist, welches sich mit dem Krokodill verträgt, weil es ihm die Unreinigkeiten aus dem Munde hackt; so sehr werden wir der Ibis seyn, der die fliegenden Schlangen tödtet, welche der Südwind aus den lybischen Wüsten herbeyführt, die wie Wasserschlangen aussehen und Flügel gleich einer Fledermaus haben. Vermuthlich hat Sie die ungeheure Höhe der Pyramiden schwindlich gemacht, und die Riesengrösse, in welcher die Kunstwerke in diesem Lande sich Ihnen darstellten, hat Ihnen den Kopf verrückt, daß Sie wähnten: Egypten wäre ein blühender Staat gewesen. Wissen Sie! Aristoteles machte ihre gepriesenen Pyramiden zu Werken der Tyranney, und Plinius sieht in ihnen,

bald

bald einen pralenden Uebermuth, bald eine Staatsklugheit, dadurch man das gemeine Volk von Aufruhr und Empörung wegscheuchen wollte. Wären es auch nur Grabstätte gewesen, so wäre doch weiter nichts bewiesen, als daß die Egyptischen Könige sich pompöser als die Seidenwürmer einzuspinnen wußten, — in der Plage ihrer Unterthanen und unnützen Verschwendungen mehr Vergnügen als an ihren Wohlstand, — und im Tode mehr Ehre als im Leben suchten. Wie viele Waisenhäuser, Erziehungshäuser — Spitäler, hatten nur für eine einzige völlig überflüssige Pyramide gebauet werden können? *) Aber so verwendete man alle Kunst und alles Geld auf die Konservirung todter Knochen — und war um die Erhaltung der lebendigen unbesorgt. Ein herrlich blühender Staat! Wer sich das berühmte Labyrinth vorstellt, welches aus 3000 Gemächern bestand, und in Ansehung der Ordnung — der Symmetrie und

Zierden

*) Herodot versichert, daß die Steine zu denselben aus den Steinbrüchen in den Arabischen Gebürgen, von Thebais und Ethiopien geholt worden wären; daß Cheops zu dieser Arbeit 100,000 Mann gebraucht habe, und daß man auf der Pyramide eine Aufschrift gefunden habe, auf welcher wäre bezeugt worden, daß man 1600 Talente an Silber — welches so viel ist als 310,000 Pfund Sterling, blos für Zwiebel — Rettig — Lauch an die Arbeitsleute hätte verwenden müssen.

Zierden alle menschliche Kunst übertroffen haben soll, wird erstaunen; aber wer mit vernünftigen Gedanken hineingeht, wird sich eben so wenig wieder herauszufinden wissen, als die, welche mit ihren Füssen hineingiengen.

Wenn es nach dem Bericht Diodors ein Pantheon gewesen seyn soll, so ist es vermuthlich eine Satyre auf die Verirrungen der Vernunft in der Religion gewesen — und war es, wie Strabo dafür hält, das allgemeine Rathhaus des Reichs, so war es eine Anspielung auf die verwickelten und einander durchkreuzenden Rathschläge der Patrioten, oder wohl gar auf die Verwüstungen der Despoterey. Denn wenn ein Zimmer aufgemacht wurde, so machte diese Oefnung einen Knall, dem Donner gleich, daß man dafür erschrack. Und so wäre auch das Labyrinth ein Zeichen, daß Egypten kein blühender Staat war.

Oder soll Egypten geblühet haben, weil die Wissenschaften darinnen ihre Aufnahme gefunden hatten? Es ist wahr; keines der ältern Völker hat sich von dieser Seite einen so grossen Namen erworben, oder vielmehr keinem Volk ist ein so grosser Name gegeben worden als dem Egyptischen. Indessen war doch dessen Gelehrsamkeit mehr eine abstrakte Grillenfängerey, welche den Menschen in der Dummheit und in dem Aberglauben läßt, als eine gründliche

Wissen=

Wissenschaft, die den Verstand aufheitert, und die zu einer anständigen und gesitteten Lebensart Gelegenheit und Anlaß gab.

Wenn wir die Geschichtschreiber fragen — welches denn die Wissenschaften waren, auf welchen sich die Egypter ihre Trophäen erbauten? so antworten sie uns: „Die Sternkunst — die Meßkunst — die Chemie — die Magie, die Arzneykunst, die Hieroglyphik — allenfals auch die Staatskunst.“ Die Sternkunst mag immer ihr Lob behalten, das sie verdient. Die Meßkunst mag immer ihren Nutzen haben. Die Chemie mag immer eine hübsche und dienstleistende Jungfer bleiben, wenn sie nur nicht eine Goldtochter ist, — aber deswegen ist keine von diesen Schönen die Beglückerin eines ganzen Staats. Wenn sie es wären, so würde jeder Bauer um sie buhlen — den Pflug und die Drischel — das Gesangbuch und die Bibel weglegen, und dafür Sterngucken — Flächen ausmessen, und distilliren.

Die Magie ist unter unsern Zigeunern noch immer eine goldne Kunst — aber sie sichert sie nicht vor Betteln, vor Stehlen — vor Gehangen werden. Aber die Arzneykunst? Ist eben nicht ganz zu verwerfen; obgleich ihr Hauptfeind Rousseau sie eine lügnerische Kunst nennt, die mehr für die Uebel des

Geistes als für die Uebel des Leibes gemacht ist. Aber Gott behüte uns für der Arzneykunst der Egypter. Wie bey uns die Theologen, den Glaubensvorschriften gemäß die Seelen kuriren müssen, und nicht zur Rechten noch zur Linken weichen dürfen, so waren die Egyptischen Aerzte verpflichtet, nach gewissen Vorschriften die in ihren heiligen Büchern stunden, die Leiber zu heilen und von diesen durften sie nicht im mindesten abgehen.

Starb jemand, und der Arzt konnte nur erweisen, daß er den Kranken nach den autorisirten Recepten behandelt hatte, so waren seine Hände in Unschuld gewaschen. Hätte er es aber gewagt, den Kranken nach seinen eigenen Einsichten und Erfahrungen zu heilen, so gerieth er in Gefahr seines Lebens, wenn der Kranke entschlief. So war also in Egypten die edle Arzneykunst im eigentlichem Verstande die Mordkunst — und methodice Kuriren hieß eben so viel, als auf den Kirchhof promoviren. Wenn wir noch hinzufügen, daß die Ausübung, der medizinischen Kunst bloß gewisse magische und astrologische Grundsätze zur Theorie hatte, daß Physiologie und Anatomie theils unbekannte, theils verbotene Wissenschaften bey den Egyptern waren, so darf kein Volk auf Gottes Erdboden — Egypten um seine Heilkunst

benei-

beneiden. — Nur um die Todten konnten sich die Egyptischen Aerzte Verdienste machen, weil sie schön zu balsamiren wußten.

Ich ziehe aber die Freude des Lebens der Ehre des Balsamirens vor. Mit der gepriesenen Hieroglyphik der Egypter sieht es nicht besser aus, als mit der erstgerühmten Therapeutik. Wenn man von ihr meldet, daß sie das Staatsgefängniß der Gelehrsamkeit war — daß sie einem vergrabenen Schatze ähnlich war, — so hat man alles gesagt, was man von ihr sagen kann.

Gesetzt die Lehrsätze der egyptischen Weisen wären von noch so grossen philosophischem, theologischem und politischem Werthe gewesen, — so waren sie doch von gar keiner Nutzbarkeit, da der gemeine Mann, der profane Sterbliche, von ihnen nichts zu hören und zu schmecken bekam.

Wer weis nicht, wie viel Mühe selbst ein Pythagoras, ohnerachtet der Empfehlungsschreiben von dem König zu Samos an den König Amasis, und ohnerachtet der harten Proben die er geduldig aushielt, hatte, zu deren Erlernung zugelassen zu werden. Noch immer ist der Schlüssel zur egyptischen Weisheit verlohren — und wird es ewig bleiben. Weg mit einer solchen Weisheit, die wie das Geheimniß der

Freymäurer undurchdringlich ist! Zündet man auch ein Licht an — und stellt es unter einen Scheffel? —

Wir sollten auch von der Staatskunst der Egypter kein grosses Wesen machen. Ein Volk bey dem die Regierung einer eben so grossen Veränderung als der Mond unterworfen war — bey dem der König dem Oberpriester nachbeten — nur zur gesetzten Zeit spazieren gehen und mit seiner Gemahlin sprechen durfte — dem die Bissen an der Tafel zugeschnitten, und die Worte die er sagen sollte, diktirt wurden — scheint eben keine grosse Figur zu machen — und war höchstens ein Maulesel, der blos von andern geritten wurde; dagegen war er so glücklich, daß alle Fehler seiner Regierung, seinen Räthen und Bedienten aufgebürdet wurden, daß ihn niemand bey seinem Leben anklagen, sondern blos seinem todten Körper, der zur Schau ausgestellt wurde — Vorwürfe machen durfte. Schöne Probe von der Staatsweisheit der Egypter. Alle Tyrannen würden sich eine solche loben. Wenn ich todt bin, so sagt was ihr wollt — werden sie denken, wenn ihr mich nur respektirt dieweil ich lebe. — Noch ein Zug! — War ein König zu erwählen, so konnte er nur aus den beyden Orden der Priester und der Soldaten erwählet werden. Traf die Wahl einen Kriegsmann, so konnte er nicht eher den Thron besteigen, als bis er in den Orden

der

der Priester aufgenommen war. — Das wahre Pfaffenregiment! — Schon dieses erniedrigt Egypten in den Augen eines jeden, der besser denkt als ißt, und giebt einen starken Wink, daß es um das arme Volk nicht zum besten möge gestanden haben. Es war auch in der That so. Es bestand aus Barbaren und wilden Leuten. Von einem Pfaffenregiment niedergedrückt, — von den Weisen und Gelehrten, wie ein von der Mutter ausgesetztes Kind, ausser aller Acht und Erziehung gelassen, — von einer Religion, die ein willkührlicher und herrschsüchtiger Zwang war, den die Priester auflegten, irre geführt, — und von aller Aufmerksamkeit auf die eigene Würde und Vortreflichkeit seiner moralischen Natur abgelenket — konnte es keine andere als eine wilde Gestalt und eine elende Verfassung haben. In einem Lande, in dem es Räubern und Dieben erlaubt ist sich ein Oberhaupt zu setzen, welches der Kassierer des Raubs ist, und dem Eigenthümer das Entwendete wieder zustellt, wann er den vierten Theil seines Werths bezahlt, muß es um den Wohlstand eben so übel ausgesehen haben, als es um einen Garten aussieht, in welchem die Früchte der Obstbäume von muthwilligen Jungen abgeschlagen werden. Wollten wir auch so nachgiebig seyn einzuräumen, wozu wir aber keinen Beruf finden, daß Egypten reich an Weisheit und Gelehrsam-

keit, reich an Gut und Geld, reich an innerer Stärke gewesen wäre, so fehlte ihm doch unstreitig der edelste Reichthum, ich meyne die Wahrheit und die reine Gottesverehrung. Die Wahrheit ist das Bild der Gottheit, und eine aufgeklärte Religion die Leiter Jakobs, auf der Engel zum Himmel stiegen. Die Thiere bleiben unten. Mögen diese immer am Bache des Weges ihren Durst löschen und von Aas oder Kraut eine vortrefliche Mahlzeit halten — ich will als Mensch hungern und Durstен nach der Weisheit und Gerechtigkeit, und die Reise mit den Engeln machen. Die Egypter waren höchstens Bären, die zur Noth auf einen Baum klettern und nothdürftig Honig rauben konnten — aufgeklärte Christen sind Geister die Flügel haben, um sich in die höhern Gegenden zu erheben, wo sie ursprünglich zu Hause sind, und sich da mit Ambrosia und Nektar laben. Oft tappten noch überdies die dummen Bären in ihren untern Regionen lange herum, bis sie einen Honigbaum finden konnten, und wenn sie ihn fanden, so konnten sie ihren Appetit doch nicht immer stillen; denn es kam dann darauf an, ob nicht noch dummere Thiere als sie — nemlich die Stiere, um welche die Bären als um ihre Götter tanzen mußten, nicht noch einen grössern Gelust hatten. War dies, so hieß es: — Maul ab. Die polnischen Bären

würden

würden sich zwar bald geholfen und die Stiere selbst zu ihrer Speise gemacht — oder wenigstens ihr Blut ausgesaugt haben.

Aber die egyptischen Bären waren so bigott, daß sie sich lieber selbst auffrassen — ehe sie sich — auch in den größten Hungerzeiten von ihren eingebildeten Gottheiten satt gegessen hätten. Der tolle Thierdienst spielte den Egyptern noch andere Streiche.

Man will versichern, daß sie auch ihren Göttern, das heist den Stieren, Hunden und Katzen, Menschen geopfert haben. Wenigstens wurden jährlich drey dergleichen Schlachtopfer, denen man den Namen der Typhonischen gab, öffentlich zur Ehre der Götter, und zwar in den Hundstagen — nemlich in den privilegirten Tagen der Narrheit, verbrannt, und dieser unbarmherzige Gottesdienst dauerte bis auf den Amasis, der den gescheuten Einfall hatte wächserne Bilder den Ebenbildern Gottes zu substituiren. Ferner: Wenn sonst manche Thoren um den Besitz eines Ochsen oder Esels uneins werden, und sich die Beine zerbrechen, damit sie sich aus der Haut jener Thiere Stiefeln können machen lassen, so schlugen sich die Egypter einander todt, weil die Ochsen, Stiere und Schlangen nicht alle einerley, Wuchs und einerley Farbe hatten. — Es ist bekannt,

daß der Thierdienst in Egypten verschieden war, und daß diese Verschiedenheit zu Religionskriegen Anlaß gegeben hat. Wie doch der Thierdienst den Staat der Egypter so wenig an seiner irdischen Glückseligkeit hinderte! Hätte man lieber gesagt, er habe ihn zu einer Mördergrube gemacht, so hätte man doch was Wahres gesagt! Oder will man hiergegen wie die Herrn von Nürnberg mit nichten sagen, so wird man doch so viel zugeben müssen, daß die angebeteten Thiere in Egypten wenigstens das Gold und Silber — das Haab und Guth ihrer demüthigen Verehrer verschlungen! Freylich fällt es ebenfalls gar sehr auf, wenn man vernimmt, daß das egyptische Göttervieh einen so unnatürlichen und widersinnigen Gelust gehabt habe, und das egyptische Menschenvieh so gar dumm gewesen sey, diesen Gelust nach so pretiösen Nahrungsmitteln zu stillen!

Aber leider! läßt das Factum keinen Widerspruch zu. Unter der Regierung des Ptolomäus Lagus, starb ein Apis in hohem Alter. Derjenige, der ihn wartete, wandte ausser seinem Vermögen noch 50 Talente, auf das Begräbniß. Einige Wärter dieser Thiere haben, wie Diodor versichert, 100 Talente in ihrer Erhaltung verschwendet. — Heut zu Tage weis man sein Geld besser anzuwenden, und anstatt, daß die Egypter ihre ganze Baarschaft in die

Eingeweide der Thiere vergruben, so holen wir da unsere Schätze heraus, und beweisen eben damit, daß wir besser verstehen was Land und Leuten nützlich ist. Endlich war auch der Thierdienst für die Egypter ein fürchterlicher Kobold, der ihre Einbildung weit entsetzlicher plagte, als der Teufel die abergläubische Christen plaget, — ein Alp der sie weit härter drückte als der Alp — der unsere Wollüstlinge beschwert und mit schrecklichen Träumen martert. Immer waren die armen Egypter in einer sklavischen Aengstlichkeit, sie mögten die Ungnade ihrer vierfüssigen Götter über sich bringen. Wo sie nur das geringste Versehen bey der gewöhnlichen und täglichen Kour zu Schulden kommen liessen, so zitterten sie für den Folgen. So waren den Pelusianern verschiedene ihrer gehörnten anstatt gekrönten Gottheiten dergestalt fürchterlich, daß sie, um ihren Unwillen nicht zu reizen, die Meerzwiebel mit der demüthigsten Stellung anbeteten. Man will sagen, daß eben diese religiose Furcht das Fegfeuer der Egypter gewesen sey, in welchem ihre Seelen von allem heroischen Muth, von jeder Grösse und Stärke so rein ausgefegt worden wären, daß sie eben deshalb ihre fendlichen Nachbarn nach Lust in die Bucht treiben konnten, wie der Hayfisch die Heringe.

Wir könnten ohne Mühe noch zwey Tugendpro-

gramata darüber schreiben, und auch, wenn wir nach Lob unserer Schüler begierig wären, es gedruckt geben, daß Egypten kein blühender Staat gewesen sey, und ihm der Thierdienst, das ist der tolle Aberglaube, sehr viel geschadet habe, wenn nicht einer unserer größten Widersacher nur mit zwey Zeilen gesagt hätte, daß Egypten selbst bey dem Thierdienst ein blühender Staat gewesen wäre. Aber eben deswegen, und weil wir nicht gerne eine courte reponse au long discours d'un Docteur Allemand uns zuziehen möchten, müssen wir den Faden, womit wir zum Theil den bösen Finger unseres belobten Widersachers verbunden, ein wenig verkürzen; wofür er aber sich gefallen lassen wird, daß wir ihn desto fester umwickeln. Es wird zwar etwas wehe thun, aber wer, wie der ehrenvolle Ritter St. Georg, den Biß des Lindwurms nicht scheuet, wird sich auch nicht darob entsetzen, wenn man ihm seine Fingernägel ein wenig roth und blau macht, um ihn von seinem eignen Wurm zu befreyen. Unserm kürzlichen Ermessen nach, liegen nemlich mit Egypten, — Griechenland und Rom, in einem Spitale krank — der Arzt sieht an ihnen sammt und sonders Patienten, die alle ein und eben dasselbe Fieber haben.

Vater Homer, ein guter Empyriker, nannte Egypten das bittere Egypten; vermuthlich weil es im

Magen ein Magazin von Unreinigkeiten hatte, die im Aufstossen einen bittern Geschmack verursachten — Wir, die wir in der Pathologie gleichfalls nicht unerfahren sind, geben den Statum morbi Griechenlands und Roms auf die nemliche Weise an. Wir lassen uns nicht irre machen, wenn Quacksalber aus der glühenden Farbe der Kranken ihren guten Gesundheitszustand schliessen wollen, und sind überzeugt, daß eben das Feuer ihrer Wangen ein Beweis ihres Uebelbefindens ist. Griechenland mag immer als eine fruchtbare Mutter *) der Künste und Wissenschaften und als die Lehrerin aller gesitteten Völker des Erdbodens den Augen vorgemalt werden, dieses giebt aber gar kein Recht einen Schluß auf seinen wahren Wohlstand zu machen. Man erinnere sich was wir oben von der Weisheit der Egypter gesagt haben.

Die Weisheit der Griechen ist ihre Schwester.

Sie

*) Winkelmann behauptet in der Geschichte der Kunst, daß die Kunst auf gleiche Art unter allen Völkern entsprungen sey, und daß man nicht Grund genug habe, ein besonderes Vaterland derselben anzunehmen, weil jedes Volk den erstern Saamen bey sich führte. Der Einfluß des Himmels muß den Saamen beleben, aus welchem die Künste sollen getrieben werden, und zu diesen Saamen war Griechenland der auserwählte Boden. — Kein Wunder, wenn es sein Aberglaube nicht hinderte, eine fruchtbare Mutter der Künste und Wissenschaften zu seyn.

Sie sehen einander so ähnlich wie ein Ey dem andern. Es hat sie eine Henne gelegt — gebrütet — spazieren geführt — es hat sie einerley Futter genährt — und ein und ebenderselbe Zipf hat zuletzt ein trauriges und ungenießbares Gerippe aus ihnen gemacht.

Wenn wir auch dem egyptischen Priester nicht glauben wollen, der dem Plato sagte: Die Griechen wären Kinder in den Wissenschaften, und ihre Weisheit wäre ein erhabenes und unverständiges Chaos — denn die Schwestern sind oft eifersüchtig gegeneinander, zumal die ältere gegen die jüngere, — so müssen wir doch zugeben, daß ihre Philosophie und selbst ihre Sittenlehre, gerade so wie bey den Egyptern, auch nur ihren Wohnplatz in den Köpfen einiger Weisen und ihrer Schüler hatten; daß die erste an sich selbst von keinem Nutzen war, und die letztere in das Glück der Bürger einen unmerklichen Einfluß hatte. Welche Stadt trägt einen berühmtern Namen an ihrer Stirne, als Athen — und in dem so belobten Athen, verkaufte ein ausgelassenes, eigennütziges und verwöhntes Volk den Unterthanen das Recht, und seine ganze Politik beruhte darauf die Vornehmen und Rechtschaffenen zu unterdrücken. Der Weiseste von allen Menschen ward von ihnen getödtet, und der gerechteste verbannt. — Wahrlich, wenn etwa Athen die Lehrerin aller gesitteten Völker

des Erdbodens gewesen seyn soll — so müssen wir nach einer gewissen Metonymie nur die gesitteten Völker in Neuseeland darunter verstehen. In Sparta durfte sich kein Fremder aufhalten, weil Lykurg fürchtete, ein solcher Auffenthalt würde die Sitten verderben, — und was war Sitte in Sparta? — Das Rauben! Um die Bürger recht hierzu abzurichten wurde kein Diebstahl bestraft, von dem man beweisen konnte, daß er mit List und Verschlagenheit vollführt war. Nur blödsinnige und dumme Diebe mußten büssen. Wer denkt hier nicht an die Raubnester Tunis, Tripolis und Algier. Wer stellt sich die Folgen vor, die es haben mußte, wenn ein anderer Lykurg etwa zu Paris ähnliche Einrichtungen träfe? Wie! wenn unseren Fürsten, Grafen und Herren die Pferde vor den Postchaisen an der Gränze des Franzosenlandes umgelenkt würden — um die Sitten der Pariser nicht zu verderben; das heist, um den französischen Thorheiten — Affenstreichen und Lüderlichkeiten nicht eine andere Tinktur zu geben. Wie! wenn die guten Deutschen nicht mehr die traurige Erfahrung machen dürften, daß man ihnen zu Paris auf die feinste — angenehmste — unmerklichste Weise die Tasche plündern, die Köpfe leeren, die Waden nehmen und die besten Säfte abzapfen könnte? O welch ein Unglück für Paris, wenn es nicht weiterhin seine vortrefliche

Kunst

Kunst zu stehlen üben dürfte, und welch ein Herzeleid für die dummen Allemands, wenn diesen von den hocherleuchteten Franzmännern keine Lektion mehr in der Sittenlehre gegeben würde. Aber getrost ihr Mühseligen und Beladenen! es giebt keine Lykurge mehr, die den Schlagbaum einem Fremden vor der Nase zuschlagen; dagegen aber Lykurge, die ins Raubnest invitiren und euch eure Last — mit Witz und Verstand abzunehmen wissen. Was mich betrift, so danke ich Gott, daß er mir meinen Geburtsbrief weder zu Sparta noch zu Paris gab — Und wenn die Kunst zu lügen und zu trügen — nur bey ungezogenen, — wilden — verabscheuungswürdigen Leuten Mode ist — so bin ich froh, daß meine Seele nicht auf den Einfall kam, etliche tausend Jahre früher — in Griechenland auszukriechen. Das einzige Sprichwort: Graeca fides, hat mir allein für diesem Lande einen solchen Eckel beygebracht, daß ich weit lieber ein unkultivirter Otaheiter, als ein wohlgebildeter und fein abgerichteter Grieche seyn wollte. Wenn ich aber kein Schüler der Griechen in der Sittenlehre seyn möchte, so möchte ich noch weniger von ihnen den Katechismus lernen. Wie dieser ein vollkommener Inbegrif von allem ist, was der Aberglaube thörigtes ausgeheckt hat; so ist er auch ein Buch, in dem stets das dritte Blatt vergiftet ist.

ist. Der ganze Staatskörper fühlte die gefährlichen Zuckungen des Katechismusgiftes, — jeder einzelne Bürger erlitt durch ihn fürchterliche Konvulsionen. Der erste Artikel lautete: Ich glaube an Myriaden Götter, sowohl an die guten als an die bösen, sowohl an die unbekannten, als an die bekannten. Der andere Artikel lautete: Ich glaube, daß es den Göttern gefällt und daß es mir nützlich ist, wenn ich sie sammt und sonders bediene.

Aber so viele Götter konnten nicht bedient werden, ohne daß die Leiber und Seelen ihrer schwärmerischen Anbeter nicht äusserst geschwächt wurden. Sie empfingen zwar von den Göttern die Verheissung: Auf daß du lange lebest auf Erden — aber sie hoften vergebens auf die Erfüllung; denn sie sturben an der Auszehrung. Sie versprachen sich zwar — daß die Hekatomben — die Dionisien — die Pankratien — überhaupt ihre zahllosen Götterfeste, von oben und unten, an Brüsten und Bäuchen — in Boden und Kellern — Glück, Heil und Segen zur Ausbeute geben würden; — daß der Weyhrauch, die Kronen, die Kränze, die Becher und Kannen, die Statuen und Dreyfüsse, die Juwelen und schönen Kleider, worauf sie den Göttern, als ihren Königen, in einem für ihre hölzerne und steinerne Majestäten splendid erbauten Schlafzimmer — das ist, in einem Kirchen-

palaste,

palaste, Geschenke machten, eben so viele und noch köstlichere Gegengeschenke ihnen erwerben würden, — aber siehe! ihre Bücklinge und Opfer wurden nicht einmal nur mit einem gnädigen Kopfnicken, womit doch wenigstens die Fürsten der Erde, wenn sie auch ihre Skatull nicht zu eröfnen belieben, gegen ihre Schmeichler freygebig sind, — erwiedert, und der ansehnliche Tribut der geliefert wurde, konnte nicht einmal wieder ein sparsames Almosen bewirken. Die Götter Griechenlands waren eben so viele Sonnen, welche Wasserziehen — und das Erdreich lechzend machen, ohne die Dünste wieder aufzulösen — und sie, mit Fruchtbarkeit geschwängert, der dürren Erde wieder zuzusenden. Da man nur den Göttern dienen mußte, so konnte man den Menschen nicht dienen — da man nur den Göttern Schulden bezahlen mußte, so konnte man den Mitbürgern die Schulden nicht bezahlen, und man sah sich endlich zu einen schimpflichen Konkurs genöthiget. Man weis nicht, daß, insonderheit zu Athen, fast ein jeder Tag ein Festtag war? Die Ausgaben, welche diese Feyerlichkeiten erfoderten, überstiegen zuletzt das Vermögen des Privatmannes. Man sah sich gedrungen den öffentlichen Schatz anzugreifen, und damit dieser nicht allzusehr erschöpft werden mögte, ihm die Güther der verwiesenen Bürger zuzuschlagen. Dafür waren aber

auch

auch die Götter auf der andern Seite so gnädig, wieder durch die Finger zu sehen — und ihren freygebigen Kniebeugern — die schweren Abgaben der Tugend, besonders der Keuschheit, Gerechtigkeit und Menschenliebe huldreichst zu erlassen; ja! sie gaben ihren eifrigen Dienern noch dazu Gelegenheit, die süssen Reize des Lasters in vollem Maase zu geniessen. So berauschen die Diebe diejenigen, welche sie bestehlen wollen. Wenn ein ehrlicher Mann nie sein Zimmer den Hurern oder Räubern zu einem Tummelplatze ihrer schändlichen Gräuelthaten einräumen würde, so waren die Götter der Griechen so gefällig, ihre heiligsten Wohnörter selbst allen denen offen stehen zu lassen, die ihre Ehrlosigkeit mit dem Schleier der Dunkelheit bedecken, oder den letzten Funken der Schaam vollends auslöschen wollten. Es ist bekannt daß hauptsächlich die dunklen Haine, die den Göttern geheiligt waren, die Asyla aller Sceleraten gewesen sind. Hier fanden die ruchlosesten Bösewichter nicht nur Zellen, in welche sie das geraubte Honig eintragen und die Ausflüsse ihrer abscheulichsten Lasterhaftigkeit hingiessen konnten; sondern auch Schutz und Bedeckung vor allen Angriffen der Gerechtigkeit, weil man es vor einen Kirchenraub hielte einen Sceleraten, der sich zu den Füssen der Götter geworfen hatte, anzugreifen und zur Strafe zu ziehen. Wenn ferner

die kindischen Orakel von Delphi und ein finsterer Aberglaube, welcher allen Aberglauben der Christen weit übertrift, nicht hinderten, daß Griechenland eine fruchtbare Mutter der Künste und Wissenschaften geworden ist, so hinderten sie doch, daß die der Regierung eine Pflegerin ver Gerechtigkeit — eine Beschützerin der Unterthanen, eine Mutter gesunder Rathschläge und eine Mehrerin des Reichs ward. Was für Begriffe soll man sich von einem Staate machen, in dem die Gesetze, die gegeben werden sollten, — wie die Loose aus der Lotterie gezogen worden? Griechenland verfaßte Gesetze, nach den blinden oder zweydeutigen Aussprüchen der Orakel — und änderte die Verfassungen des Staats, je nachdem ein Orakel sein unverständliches Gekreisch änderte. Was soll man von dem glückseligen Zustande eines Landes denken? — in dem Krieg beschlossen — und Friede gemachet wird — je nachdem ein von boshaften — betrügerischen — bestochenen Pfaffen dirigirtes Orakel votirt? Der delphische Apollo kräht dem Krösus zu: Indem Krösus über den Strohm Halis geht — wird er eine grosse Kriegsmacht zu Grunde richten. Krösus gieng über den Strohm — wurde von Cyrus angegriffen — geschlagen — aller seiner Länder beraubt. Das Unglück, das die griechischen Freystaaten betraf, hatte man ebenfals den Orakeln zu danken. Die

Pythia

Pythia philippisirt, sprach Demosthenes, da er sich beklagte, daß die delphischen Orakel allezeit dem König Philippus vortheilhaft wären. Aber eben dieses Philippisiren war ein tödtlicher Schlaftrunk für die Republiken. Wer etwa noch nicht weis, wie viel Unheil die hochgehaltenen Orakel anstellten, der lese das nächste das beste Buch das über die Orakel geschrieben worden ist, und er wird erstaunen. Man wird denn überflüssig finden, daß der kindische Aberglaube mit denselben — nicht nur den ganzen Staatskörper unheilbar verwundet, sondern auch jedes einzelne Glied des Staats, wie der Rost das Eisen angefressen und aufgerieben hat. Ohne Zweifel würde man einen Fürsten als das verdammteste Ungeheuer betrachten, welcher es sich heraus nehmen wollte, jede wichtige Privatangelegenheit seiner Unterthanen von sich abhängig zu machen, welcher sich allein zum Kopf und alle andre Erdensöhne zum Schwanz machen — welcher auch nicht einmal in häuslichen Dingen, eigene Wahl und Freyheit wollte statt finden lassen? — Wer nur in die Klauen eines solchen Ungeheuers fiele, würde sich für verlohren halten. — Aber waren denn die Orakel etwas bessers, als ein solches Ungeheuer. Mußte nicht ein jeder einzelne Bürger seine Vernunft unter ihren Gehorsam gefangen nehmen? Wer nur mit irgend einer Angelegenheit von Bedeu-

tung schwanger gieng — gieng zum Orakel als zur Hebamme. Wäre es auch ein Wechselbalg gewesen — den die Hebamme dem wohlgestalteten Kinde substituirte — man war zufrieden. Man trauete der rasenden Priesterin einen grössern Verstand zu als den sieben Weisen Griechenlands. — Verschlungen nicht die Orakel eines jeden Menschen Wahl und Freyheit? Da wo die höchste Wahl und Freyheit statt finden sollte — in der ehelichen Verbindung — war bey den Griechen gar keine. Das blinde Orakel schloß die Ehen — oder trennte sie. Wenn sich ein schönlockigter Jüngling das milchweiseste Mädchen ausgesucht hatte — um es ins Brautbette zu heben, so kam es immer noch darauf an, ob das Orakel sein gnädiges Jawort dazu ertheilen werde.

Oft schrie die Priesterin auf dem Dreyfuß das Veto, — und ihre übermenschliche Stimme zerriß die zärtlichsten Bande der innigst Liebenden so schnell als der Schall der Trompeten die Mauern Jericho.

Oft gab sie nur einen Wink von schlimmer Vorbedeutung, so verlohr ein Brautschatz von Millionen sein Gewicht. Auf diese Weise heyrathete man in Griechenland blos wie es der Zufall mit sich brachte — und die Fackel der Hochzeit, ward von einem Ungefähr angezündet, wenn sie nicht von dem Betrug und der Bestechung ausgelöschet ward. O Griechenland!

du sollst die Lehrerin aller gesitteten Völker des Erdbodens seyn — und du warst — wenn man dich mit dem rechten Namen benennen will, — die Büchse der Pandora. — Selig ist, wer die Büchse wie Prometheus lieber verachten, als wie Epimetheus eröfnen will. O Griechenland! dich soll dein finsterer Aberglaube nicht gehindert haben, eine fruchtbare Mutter der Künste und Wissenschaften zu seyn, und deine Künste und Wissenschaften haben dich nicht gehindert eine fruchtbare Mutter des schädlichsten, des unglückseligsten Aberglaubens zu seyn? Wer gut reimen kann, reime dieses zusammen. Kein vernünftiger Mensch kann sich erklären, wie das Zittern oder Zucken des Nagels an dem kleinen Finger der rechten Hand einen traurigen Erfolg weissagen kann? — Die in Künsten und Wissenschaften hocherfahrnen Griechen konnten dieses. Kein kluger Kopf wird sich über die Erscheinung eines Kometen — eines Luftzeichens — einer monströsen Geburt mit unaussprechlicher Angst quälen; — die klugen Griechen fielen über solche Dinge in Ohnmacht. Nur ein zweybeinigter Hase wird sich von einem vierbeinigten, der ihm quer über den Weg läuft, nach Hause jagen lassen — die aufgeklärten Griechen — waren solche zweybeinigte Hasen — die vor den vierfüssigen davon liefen. Die abergläubischen Leute in unsern Tagen —

fürchten das Wiesel, weil sie sich für seinem giftigen Anhauchen fürchten — die weisen Griechen — fürchteten das Wiesel, weil es in ihrer Meynung ein Unglücksprophete war, — und waren sogar vermögend, um des Sprungs eines solchen Thierleins wegen, die wichtigste Versammlung zu zerreissen — und den Aufschub derselben bis auf den folgenden Tag zu beschliessen. Hätte auch der Aufschub ganz Griechenland in die größte Gefahr gesetzt — das ward so wenig geachtet, als es ein dummer Bauer nicht achtet, bey dem Anfall eines hitzigen Fiebers zu Erhaltung seines Lebens nicht Blut zu lassen — weil in dem Kalender ein böser Tag angeschrieben stehet. Eben so wenig kann man begreifen, wie die in Künsten und Wissenschaften so sehr eingeweihten Griechen — aus bloßen Worten und Redensarten Wohl oder Weh weissagen konnten. Sehr sorgfältig enthielten sie sich aller Ausdrücke die in ihren Gedanken eine schlimme Vorbedeutung hatten, und unternahmen nichts Wichtiges, ohne solches mit Worten und Formeln zu segnen die einen guten Ausgang prophezeyten. Selbst aus dem Namen derer die einem begegneten oder einen zu Unternehmungen aufmunterten — schöpfte man Vorbedeutung. Als zum Exempel die Samier den Leutichides, König zu Sparta, durch Gesandten einladen ließen, sie von der Tyranney der

Perser

Perser zu befreyen, so fragte der Lacedemonische König den Gesandten nach seinen Namen, entweder von ohngefähr, oder auch in dem Vorsatz eine Vorbedeutung daher zu nehmen. Zum Glücke hieß der Gesandte Hegesistratus oder Heerführer.

Kaum hatte der Gesandte seinen Namen genannt, so versetzte Leutychides: Ich nehme die Vorbedeutung eines Heerführers an. Hätte der Gesandte Kakostatus geheissen, so wären vermuthlich die Samier übel gefahren. — Nichts weiter von dem Aberglauben der apotheosirten Griechen. Mich eckelt diese lose Speise länger zur Schau zu tragen — und es ist schon mehr als zuviel gesagt, daß sie den Griechen äusserst übel bekam.

Aber wir haben noch auf eine Schanze den Angrif zu machen. Der Verfasser der berliner Briefe, der wohl weislich auf seine Sicherheit bedacht ist, der wohl gefühlt hat, daß die Allianz mit den Griechen nur einen blinden Lermen machen würde, — stellt die furchtbaren Römer in Hinterhalt, — und meynt mit deren Hülfe und dem mächtigen Beystand ihrer Legionen, den Aberglauben am sichersten beschützen zu können. Als ein anderer Goliath tritt er nun vor die Linien, fodert hohnsprechend zum Streit auf, und ruft: Was haben der uns unerreichbaren Grösse der Römer, ihre heiligen Hühner und Gänse geschadet. Es

Es ist schon ein Triumph für uns, daß er nicht geruffen hat: Was haben die heiligen Hühner und Gänse der Glückseligkeit der Römer geschadet? Denn diese ist doch eigentlich der Apfel, um den wir uns zanken; und wir könnten es ihm wohl gönnen, an der uns unerreichbaren Grösse der Römer seine Augenweide zu finden. Aber wir müssen ihn doch wenigstens fragen, was seine freudige Seele bey der Grösse der Römer sich gedenke? Da er unsere Wißbegierde zu befriedigen nicht für gut befindet, so müssen wir blos rathen; und wir rathen auf die Grösse ihrer Macht, — ihrer Provinzen, — ihres Eroberungsgeistes, — und ihrer Heldenthaten.

Gesetzt, diese Grösse wäre uns unerreichbar; so hätten wir doch nicht die mindeste Ursache auf die Römer scheel zu sehen, weil nämlich diese Grösse nicht eine wahre, und noch überdies eine vorübergehende, bald wieder verwelkende Grösse gewesen ist. Bey der Grösse der Thaten reduzirt sich alles auf die Triebräder; und die größten römischen Thaten sind selten wahre Tugenden. Die Quellen aus denen sie strömten sind zu trübe, als daß man ihnen diesen Namen beylegen sollte. Die wahre Tugend ist blos die Frucht einer aufgeklärten Vernunft, einer erleuchteten und reinen Erkenntniß der Gottheit, und der allgemeinen Liebe des menschlichen Geschlechts.

Hieran

Hieran fehlte es den Römern wo nicht gänzlich, doch größtentheils, und die heiligen Hühner und Gänse beweisen es. Die Grösse der Römer war beynahe nichts als eine schimmernde, verfeinerte, und durch die glücklichen Einflüsse der Weisheit einiger wahrhaftig tugendhafter und erleuchteter Männer gemilderte Wildheit.*) Denn Barbarey und Aberglaube sind stets miteinander verknüpft. Aber eben deswegen war ihre Grösse auch nur eine vorübergehende Erscheinung, — eine bald wieder verwelkende Grösse. Auf Aberglauben — Vorurtheile, und fanatische Träume gegründet, mußte sie gleich wieder verschwinden.

Hätten die Römer ihre heiligen Hühner und Gänse als profane Hühner und Gänse behandelt, und sie lieber verschluckt als beguckt, — hätten sie aufgeklärte Vernunft, reine Religion und Tugend in ihrem weitläuftigen Reiche angepflanzt, oder anpflanzen können; so würde es von dem römischen Staat geheissen haben: Dieser Jünger stirbt nicht.

Wenn das chinesische Reich schon vor unserer Zeitrechnung geblühet hat, und in seiner Blüthe noch bis auf den heutigen Tag perennirt, so hat es dieses Glück nicht der Unschädlichkeit der Bonzen und Bonzinnen,

*) So urtheilt der Weise, der die Geschichte der Menschheit geschrieben hat; und er urtheilt richtig.

sondern ganz andern Ursachen zuzuschreiben. Wie bey den Römern die heiligen Hühner und Gänse das Futter auf Unkosten des Staats frassen, so würden auch die Bonzen und Bonzinnen das gesammte Fett des gesegneten China schon lange aufgezehrt, und den Staatskörper — in ein entseeltes Gerippe verwandelt haben, wenn es nur an ihnen gelegen hätte. Das Bonzengift ist ja eben so berühmt als das Bonzenfett. Aber zum Glück läßt sich nicht einmal der dritte Theil der Nation von den Bonzen am Narrenseil herumführen; wie man denn überhaupt bey den Chinesern weder so ungeheure Götterfabeln als die Griechen und Römer hatten, noch die grobe Unwissenheit anderer Nationen antrift. Am Hofe des Kaisers sowohl als bey den ersten Staatsbedienten, den Mandarinen, und dem grössern und aufgeklärteren Theil des Volks finden weder die Anbetung des Foe — noch die Zauberey des leichtgläubigen Anhangs des Lao-kiums, — noch die heiligen Schelmereyen der Bonzen — Eingang. — Die weise Lehre des Kong-fut-se, — oder welches eben soviel ist, eine gesunde natürliche Religion, ist die Religion des Regenten — der Grossen — und der meisten Bürger in dem Staat. In allen kanonischen Büchern der Chineser, und besonders in dem kanonischen Buche Chu-king wird die Verehrung des Tien,

als

als des höchsten Geistes und obersten Beherrschers aller Dinge befohlen — und deutlich gelehret, daß dieses höchste Wesen über die Regierung der Welt sorgfältig wache — unpartheyisch handle — an der Tugend Gefallen habe, und in einem andern Leben höchst gerecht die Laster öffentlich bestrafe. Man weis auch, daß die Religion des Konfucius, ob sie gleich die tiefste Ehrerbietung gegen das unsichtbare Grundwesen, das im Himmel seinen Sitz hat, empfiehlt, dennoch keinen eigentlichen sogenannten Dienst fodert. Sie hat keine Tempel, keine Priester, keine Versammlungen, keine Opfer, keine Gebräuche. Der Kaiser allein bringt zu gewissen Zeiten, im Namen seines ganzen Volks, dem Schöpfer und Regierer der Welt, ein Opfer. Und nun wird man begreifen, warum China ein blühender Staat ist, obgleich von dieser Blüthe nur gar zu oft zu viel Aufhebens gemacht wird. Da der Kaiser, alle Grosse — und der mehreste und beste Theil der Nation allem Aberglauben entsagt — einer vernünftigen Religion anhangt, Glauben an Vorsehung — an Unsterblichkeit, an Belohnung der Tugend und Bestrafung des Lasters jenseit des Grabes, seit undenklichen Zeiten unveränderlich fest gehalten hat und noch hält, da überdies die Regierung auf eine weise und gute Erziehung des Bürgers den höchsten Bedacht nimmt,

so

so läßt sich leicht einsehen was die Ursache ist, daß China in der Welt so lange Figur gemacht hat, und wie dieses Reich weder von der Schildkröte noch von den Bonzen und Bonzinnen in seiner Blüthe konnte gehindert werden. Was nämlich von den Priestern des Aberglaubens verdorben wird, wird sogleich von den noch zahlreichern Verehrern der Weisheit wieder restituirt; was auch jene für ein Gewicht in die eine Wagschaale legen, so wird dieses doch von dem Gewicht, das aufgeklärte Religion und eine erleuchtete Regierung in die andere legt, sogleich überwogen, und auf diese Art der Staat im Ganzen vom Untergang errettet, und in seinem Wohlstand erhalten. Daß aber einzelne Theile des grossen Gebäudes durch Bonzen und Bonzinnen Schaden leiden, — dieses kann freylich nicht verhindert werden, so lange man diese dulden muß.

Aber es ist Zeit daß wir die wohlhergebrachte Vorrede, deren ansehnliche Länge und Breite blos der Verfasser der Briefe über etwelche Paradoxien unserer Zeit, — zu verantworten hat — zu einen gedeihlichen Ende bringen; wobey wir uns selbst wundern, wie wir so grundgelehrt ein Faktum, das so hell ist als der Tag, nämlich die Schädlichkeit des Aberglaubens, der bey den Egyptern, Griechen und Römern klingende Münze war, haben beweisen können.

nen. Allein es ist dieses nun einmal die liebliche Sitte unserer Zeiten, daß man die Evidenz demonstriret, dagegen Paradoxen ohne weitere Mühe saget. Ob es uns nicht weniger Arbeit kosten wird, den Augen unsers Wiedersachers es klar zu machen, daß der gesammte Aberglaube in der katholischen Christenwelt, daß die religiösen Possen und Narrheiten der römischen Bonzen und Bonzinnen, nicht, wie er meynt, eine ganz hübsche Sache, sondern eine ganz böse Sache, — nicht eine liebe Puppe, sondern ein Kind des Zorns und der Ungnade, — nicht ein wohlbehagender Zeitvertreib, sondern ein tödtender Zeitverderb — nicht ein Glück, sondern ein Unglück seyn, getrauen wir uns nicht so geradezu zu behaupten, weil wir fast glauben, daß der Liebhaber der Finsterniß seine Augen wie die Fledermaus nur in der Nacht gebrauchen könne. Da sich aber indessen alle seine Sätze um diesen Punkt, wie die Thüre um die Angel, drehen — so sind wir gezwungen, wenn auch nicht um seinetwillen, doch um anderer Leute willen, die Angel auszuziehen, und damit der Thüre Ruhe zu verschaffen. Aber wie geschieht dieses? Wir dürfen ihm nur nicht Recht lassen, wenn er saget:

„Auch den bigottesten Katholiken hindert sein Aberglaube nicht in jeder Situation des bürgerlichen

chen Lebens, ein brauchbares, nützliches, und selbst grosser Handlungen fähiges Mitglied zu seyn."

Unter tausend Einwendungen die hierwieder zu machen wären, wollen wir nur etliche zur Geburt bringen; und da meynen wir gleich zuerst, die Worte in jeder Situation — wären eine Hyperbel. Nicht in allen, sondern in manchen, in vielen Situationen mag ein bigotter Katholik ein brauchbarer — ein vortreflicher Mensch seyn — nämlich in denen, in welchen ihm sein Aberglaube Kopf und Hände frey lassen muß — oder in welchen er sich über die Bigotterie mit Gewalt hinausesezt. Denn solche Stunden der Versuchung kommen auch. Und dieses ist der Fall mit den Descartes und Mallebranches, den Eugens, den Richelieu's, den Karls, den Künstlern, den Dichtern, den Naturkündigern, den Astronomen, den Geschichtschreibern, und den Landleuten die das Feld gut bauen, auf welche man sich berufet. Uebrigens sind die nicht alle bigott, die man dafür ansieht. Hätten Descartes und Mallebranches bigott geglaubt was die Kirche glaubt, so wären sie auf dem Faulbette liegen geblieben — hätten weder der Philosophie, noch der Theologie den Kopf gewaschen, und so wären sie auch nicht verkezert worden. Hätte Karl die Allgewalt der Päbste und Mönche respektirt, und vollkommen an dem Joche des Katholicismus

mus

mus gezogen, so wäre er ein eben so elender Monarch als Ferdinand oder Siegmund gewesen, und Doktor Lutherus hätte Teufel genug in Worms angetroffen die ihn fortgeführt, oder die Tragödie Hussens mit dem höllischen Feuer erneuert hätten. Wäre Richelieu ein so bigotter Pinsel gewesen, wie der heilige Ignatius, so würde er sicher nicht am Staatshimmel brillirt, und den Ruhm der weltlichen Schlauigkeit, und der feinsten Staatsspitzfindigkeit bis jetzt behauptet haben. Hätte sich Eugen von den Jesuiten lenken und weisen lassen, so würde er weder Türken noch Franzosen geschlagen haben. Von diesen und allen grossen Leuten in der katholischen Welt muß man sagen, daß sie an der Bigotterie nicht krank lagen, daß sie deswegen von der Bigotterie an ihrer Grösse und Nutzbarkeit nicht gehindert worden sind, weil sie sich nicht hindern liessen — weil sie durch die überwältigende Macht ihres Genies über die Bigotterie hinaus sich den Schwung gaben. Aber wie die Kometen sehr selten an dem Sternenhimmel erscheinen, und bald wieder verschwinden, so sind auch an dem katholischen Himmel dergleichen grosse Leute nur Irrsterne, die nicht oft zum Vorschein kommen und nicht lange bleiben.

Nachdem Karl der fünfte sich ins Kloster eingesperrt hat und also lebendig verschwunden ist, hat

das

das katholische Europa bis jetzt keinen Fürsten mehr gesehen, der ihm nur ähnlich gewesen wäre; wohl aber sehr viele, deren Bild und Ueberschrift Nero oder Klaudius war. Ludwig, der falschbetittelte Grosse, verliert in dem Augenblick seine Grösse, sobald man an die Aufhebung des Edikts von Nantes und an die Dragonerbekehrungen denkt. Heinrich der Vierte hatte protestantisches Geblüt in seinen Adern rinnen, und Maria Theresia, diese so gute Regentin, ward von der Bigotterie behindert sich so hoch zu schwingen, als sie sich vermöge ihrer natürlichen Eigenschaften hätte schwingen können. Wenn jetzt ein Joseph erstanden ist, der den Ruhm seines Urvaters Karl zu verdunkeln scheint — so kommt es daher, daß er die Bigotterie in Gnaden entlassen, und eben sowohl Selbstdenker als Selbstherrscher ist. Auch die katholischen grossen Staatsmänner und Kriegshelden lassen sich noch zählen. Es ist nur ein Kaunitz, so wie nur ein Laudon ist; aber jeder von diesen trägt kein Skapulier. Und was die Sterne zweyter Grösse, die Fleury's, die Mazarins, die Villars, die Montekukuli, die Marschälle von Sachsen, die Stahrenbergs, die Lascy, die Lichtensteins betrift, so vermuthet man — daß sie sich eben so wenig vom Aberglauben als von den Feinden des Staats haben überwinden lassen. Wenigstens kann

Nie-

Niemand mit Gewißheit behaupten, daß sie das Ave Maria und den himmlischen Gruß von Herzen gebetet haben. Nicht jeder der sich zu einer Kirche bekennet, glaubt deswegen alles was die Kirche glaubt. Aber von den Ripperda's, den Tilli's, den Herzogen von Alba und ihresgleichen, deren Zahl Legio heißt, läßt sich mit unumstößlicher Gewißheit sagen, daß sie von Bigotterie beseelt und vom Fanatismus wie von der Pest, von oben bis unten aus, unheilbar angestecket waren. Wer verabscheuet hingegen ihr Andenken nicht?

Wenn ferner die Bigotterie nicht auch durchaus die Erscheinung gelehrter Leute verhindert hat, so hat sie doch ebenfalls die Anzahl derselben gehindert, und dem Essor des Geistes gewaltsamen Zwang angethan. Das protestantische Deutschland war schon vor 200 Jahren dem Brennpunkte der irdischen und himmlischen Weisheit weit näher als es das katholische Anno 1785. ist. Deutschlands größter Philosoph ist ein Protestant, seine vortrefflichsten Dichter, Redner, Naturkündiger, Astronomen sind ebenfalls Protestanten, und man darf ohne zu fehlen, allemal 30 gute protestantische Schriftsteller einem nur erträglichen katholischen entgegen setzen. Wenn jetzt die katholische Schriftstellerey anfängt höher zu klimmen, so hat sie lediglich von den Prote-

stanten die Steigeisen entlehnt — und es dem Kaiser zu danken, der die Steigeisen nicht mehr von der Bigotterie einsperren lässet. — In dem katholischen Frankreich hatten zwar stets, und haben noch immer Künste und Wissenschaften eine annehmlichere Gestalt, als in dem katholischen Deutschland; allein die gallikanische Kirche ward auch nie so hart von dem Nebel der Superstition gedrückt, als die germanische, und ihre Freyheiten begünstigten die Leichtigkeit der Federn. Dennoch waren die Matador's der Franzosen keine Katholiken. Montagne, Voltaire, Rousseau, Helvetius, Alembert, Diderot, Marmontel — und so viele andere berühmte Namen stunden nicht auf den Beichtzetteln, und waren der Sorbonne ein Gräuel. Allemal sind grosse Männer und Bigotterie miteinander inkompatibel.

Hat je ein Land eine Menge fast unerreichbarer, in allen Fächern der Wissenschaften bewundernswürdiger Männer hervorgebracht, so ist es England — aber nicht das katholische, sondern das protestantische England. Wahrlich die Kinder des Lichts können weder in der Finsterniß gebohren werden, noch gedeihlich darinnen aufwachsen. Diesen Satz beweisen besonders überschwenglich die sogenannten finstern Jahrhunderte. Sie gleichen in der gelehrten Geschichte sowohl als in der Kunstgeschichte einer tabula rasa.

rasa. Ein kluger Kopf war in diesen Zeiten eine so ausserordentliche Erscheinung, daß man glaubte, es könnte damit nicht natürlich zugehen. Wenn man ihn nicht herabschlug, so wurde er exorcirt. Aber die finstern Jahrhunderte waren gerade diejenigen, in welchen der Wind ohne sich zu drehen — aus dem bigotten Rom gieng, in denen abergläubische Andächteley das höchste Verdienst war, in denen die Leute für wahr hielten, daß der heilige Erzengel Michael alle Montage im Himmel eine Messe läse, die denen im Fegfeuer versengten Seelen zu statten käme.

Wenn aber die Bigotterie, die durch den Geist wiedergebohrnen Kinder des Lichts im Lande nicht aufkommen läßt, und wie ein anderer Pharao den Wehmüttern, das ist: den abergläubischen Fürsten — Bischöffen — heiligen Rittern, Pfaffen und Mönchen befiehlt, die Knäblein gleich im Badewasser zu ersäufen; so hindert sie auch diejenigen, welche wie Moses dem Untergang entrinnen, auf alle mögliche Weise ihre Talente zu entwickeln.

Wie leise muß ein katholischer aufgeklärter Skribent treten, wenn er auf der Reise weiter kommen will, — wie viel gewaltsamen Zwang muß er seinem Geiste anthun — wie viele ihm auf dem Herzen liegende, der Welt nützliche Wahrheiten muß er mit

Seufzen in sich zurückdrängen — wie kriechend und demüthig muß er permissionem superiorum erbetteln, wenn er vor dem Publiko auftreten und sagen will: Da bin ich. Und ist er da — so ist er kastrirt. Wehe ihm, wenn er ungeheissen kommt, und noch dazu unkastrirt, — mit Witz und Verstand kommt. Man rufe sich nur den einzigen Galilei — anstatt vieler ins Gedächtniß. Dieser weise Mann behauptete nach dem Kopernikus, die Bewegung der Erde um die Sonne. Man gab alsbald seine ruchlose Behauptung in Rom an; und Galilei erhielt eben so ungesäumt ein Dekret von der Inquisition, sein System weder schriftlich noch mündlich weiter zu behaupten. Ja er mußte versprechen, sogar alle Gedanken an dasselbe aufzugeben. Kann man wohl solchen dummen Machtsprüchen unverbrüchlich gehorchen? Ein grosser und freyer Geist läßt sich nicht so leicht in den Fesseln halten. Galilei versprach viel und hielt wenig. Aber nur desto übler für ihn — denn er stand alsbald wieder zu den Füssen des heiligen Officiums — und zwar nicht um belehret — sondern um gegeisselt zu werden. Ein neuerliches Dekret von sieben Kardinälen unterschrieben war dieses Inhalts: „Galilei geht ins Gefängniß, betet wöchentlich einmal die sieben Bußpsalmen drey Jahre lang, weil er ein abgefallener Christ ist,

und

und ein System bekannt gemacht hat, welches absurd — glaubenswidrig — und durchaus der heiligen Schrift entgegen ist.“ Der in den Klauen der Bigotterie sich befindende arme Galilei, mußte sich diesem lächerlichen und zugleich tyrannischen Urtheilsspruche unterwerfen. Niederkniend zur Erde bat er in einem Alter von siebzig Jahren um Verzeihung, eine Wahrheit vertheidigt zu haben, und schwur sie — die Hände auf das Evangelienbuch legend, — als eine Absurdität — als einen groben Irrthum — als eine Ketzerey ab. — Wem wirds nicht bange ums Herz? — Wem tritt nicht Gluth und Röthe ins Gesicht — der eine solche Geschichte liest oder höret? Wer auf Gottes Erdboden mag wohl weiter glauben, daß Bigotterie im Reiche der Wissenschaften eine Klapper ist, die nicht weh, sondern herzlich wohl thut. Galilei stampfte mit dem Fusse auf die Erde als er sich wieder aufrichtete, und schrie von Gewissensbissen wegen eines falschen Eydes geängstiget, mit niedergeschlagenen Augen zur Erde — e pur si move.

Laßt uns mit stampfen — und die Superstition im gerechten Zorne verfluchen.

Aber Galilei ist noch aus der alten Welt? Die Zeiten haben sich geändert? — Ja! die Zeiten haben sich geändert — aber nicht da, wo sich die Religion

nicht geändert hat. Es heißt nur in den Staaten des Kaisers — und auch in diesen nicht unter allen Breiten: Siehe, das Alte ist vergangen — es ist vieles neu worden. Ausser diesen lebt man noch allenthalben bey den Katholiken in dem siebzehnten Jahrhunderte, nämlich in einem Jahrhundert, in welchen die Weisen, die von dem Baume des Erkenntnisses Früchte abnehmen — des Todes sterben müssen, oder aus dem Paradieß gejagt werden. Die Febroniusse, die Zaupser, die Isenbiele, welche in unsern Tagen beweisen wollen daß sie denken können — welche sich herausnahmen von der breiten Heerstrasse — nur um einige Schritte abzuweichen, sind sie nicht eben so viele lebendige Zeugen, daß die Allgewalt der heiligen Dummheit noch nicht erloschen ist? Von allen erleuchteten Schriftstellern im ganzen heiligen römischkatholischen Reiche heißt es noch immer: Schaffet mit Furcht und Zittern daß ihr selig werdet. Aber vor Zittern lassen die meisten die Feder aus der Hand fallen, und somit bleibt auch alles in statu quo.

Jedoch mögen die Söhne des Apollo und der Musen, immer einen schweren und gefährlichen Weg auf den Parnassus haben! — wenn nur die Kinder der Ceres und der Tellus von der Bigotterie nicht behindert werden das Land wohl zu bauen — guten

Wein

Wein zu keltern, Wüsten in Gärten umzuwandeln, Speise und Nahrung im Ueberfluß zu gewinnen, und ihre und ihrer Vormünder Mägen mit Wohlthun zu stopfen.

Niemand lebet davon, daß er schön schreibet, aber jedermann lebet davon, daß er isset und trinket, und lebet wohl, wenn er Thaler in der Tasche hat. Darum muß man auch der Mutter Erde schmeicheln und schön thun, als von welcher allein aller Segen auf Böden und in Kellern — in Fässern und Schüsseln kommt, und aus welcher allein Gold und Silber gebohren wird. Aber ich meyne immer, der bigotte Katholik könnte ihr schöner thun, als er wirklich thut; ich denke immer der bigott katholische Landmann wird als solcher auf mannigfaltige Weise behindert, das Füllhorn der gütigen Mutter dahin zu nehmen, und es so zu leeren, daß nichts darinnen bleibt. Der Patron der Bigotterie denkt freylich anders, weil er spricht:

„Der bigotteste Katholik baut als Landmann eben so glücklich das Land als irgend andere.“

Allein er giebt nur damit einen neuen Beleg zu seiner Unweisheit; und verräth sich, daß er seine Füße nicht aus seinem Dachstüblein, oder über die Gränze des Weichbildes seines Wohnortes gesetzt hat. Wir rathen ihm, so bald wie möglich in die Fußtapfen

jenes Franzosen zu treten, der die Welt a pied durchwandelt hat, oder wenn er lieber will, auf einer Rosinante, denn das Eilen thut nicht gut, von Provinz zu Provinz zu ziehen, die Felder und Wiesen darin in guten Augenschein zu nehmen — und in die Hütten des Landmanns zu kriechen, um da nach Hühnern und Gänsen, nach Ochsen und Eseln, nach zierlichen Miedern, nach silbernen Knöpfen, nach Gulden und Thalern, nach lustigen und frohen Gesichtern — zu fragen. Wir wetten — tausend gegen eins, er wird auf der Gränze einer jeden Provinz, ohne daß es ihm jemand zu sagen nöthig hat, schon wissen — in welches Land, ob in ein bigott katholisches — oder irgend eine anderes er einreitet. Er wird in jeder Hütte es den Leuten sogleich am Gesicht und an der Montur ansehen, ob sie in die Messe gehen, und die Pfaffen für sich kommuniciren lassen, oder ob sie blos in die Kirche gehen, und die Prediger predigen hören. Er darf auf jeder Landstrasse auf der er reiset nur einen Blick zur Rechten, und einen zur linken thun, so wird er innen werden, ob die das Land glücklicher bauen, welche: Gelobt sey Jesus Christus! sagen, oder die: welche blos Guten Morgen! sagen. Und damit wir unsere höchste Unpartheylichkeit zeigen, so thun wir den Vorschlag, daß er seinen Weg durch diejenigen bigott katholischen Länder nehme, die von der Natur

am besten bedacht sind, wir meynen etwa ein Bayern — oder ein Franken. Ein Land wie Bayern, das von der Natur so herrliche Gaben empfangen hat, und ein Volk das gesund und unverzärtelt ist, was liesse sich damit nicht ausrichten — urtheilt Nikolai in seiner Reisebeschreibung — und Nikolai ist ein Mann der mit Augen gesehen hat, und bey dem das Herz so ehrlich als der Kopf helle ist. Indessen versichert eben dieser Mann, daß in diesem Lande gar nicht viel ausgerichtet wäre, daß bey dem bayrischen Landmann wenig Industrie seye, daß es im Ganzen mit der Landwirthschaft so wie überhaupt mit dem Nahrungsstand in Bayern schlecht bestellt wäre. Er setzt hinzu: „Man hat mich versichert, daß in vielen Distrikten der Oberpfalz ein Drittel, wo nicht die Hälfte des Landes unbebauet liegt. Die benachbarten Protestanten sind thätiger und anstelliger.“ Und Nikolai giebt, eben wie wir, die Schuld der Bigotterie. Er hält dafür, daß die Römische Religion mit ihren vielen Feyertagen, mit dem Wohlleben an den Feyertagen, mit den vielen Prozessionen und Wallfarthen, mit dem finstern Aberglauben, der unter dem Vorwand der Religion den Leuten von Jugend auf eingeprägt wird, viel zur Unthätigkeit in Bayern beytrage, und macht folgenden Schluß:

„Die Landesregierung könnte zwar sehr viel zur

Verbesserung von Bayern thun, aber die Verbannung des Aberglaubens würde mit der Aufmunterung zur Thätigkeit in gleichem Schritte gehen müssen."

In den Briefen eines reisenden Franzosen wird Bayern noch mehr zur Schau getragen, und in diesem kommt die Bigotterie noch übler weg. —

Wir haben auch Franken zur Besichtigung empfohlen. Unstreitig ist der Erdboden und die Luft in diesem Kreise so verschieden als die Religion darinnen ist. In dem Bischöflich-Bambergischen scheint die Natur ihren Garten angelegt zu haben. Die herrlichsten Ebenen, die anmuthigsten Gründe die von Flüssen und Bächen durchschlängelt werden — die grünen Berge auf denen die majestätische Eiche ihren Gipfel empor hebt, und alle Arten von Laubholz einander durchkreuzen, — die lustigen Thäler, in denen am Wasserfall die Nachtigallen ihre schmetternde Lieder so himmlisch singen — machen daß ein Wanderer mit Entzücken in diesen paradiesischen Gegenden verweilet. Der stets heitere Himmel, das sanfte Klima — die warmen Weste, die den Winter verkürzen und seine Strenge vermindern, bewegen jeden Reisenden, beym ersten Eintritt zu den freudigen Ausruf: Hie ist gut wohnen! — Indessen ist doch gar nicht gut — hie wohnen, und die Armuth, der

Hunger,

Hunger, und das Elend ist in diesem Garten zu Hause. Kaum reiset man 1000 Schritte hinein, so sieht man sich schon von Bettlern umringt. Die Dörfer gleichen meist den Wohnörtern der Wilden. Die Landstädte stellen sich als Rauchkammern dem Auge dar, und haben ein trauriges und finsteres Ansehen. Die Landstrassen sind Stuhe hoch unter Koth und Wasser gesetzt, die fruchtbarsten Hügel sind blos für Füchse und Hasen. Das Land ist ein Garten; aber es ist kein Adam darin der ihn bauet. *) Um im Lande Gosen nicht Hungers zu sterben ziehen jährlich viele hundert Bewohner desselben an Wägen mit einem Rad selbsteigen angespannt in das rauhe Bayreuthische Oberland — und ihre Ladung ist? — Waizen? Korn? Wein? Most? Oel? Nein! sonst könnten sie sich ja des Hungers erwehren — sondern ein wenig dürres — dürres Obst. Dieses tragen die armen Leute von Haus zu Haus — tauschen ein wenig Flachs und Werg dagegen ein, um sich eine Decke auf den Leib daraus zu spinnen, und flehen immer dabey den Hausbesitzer um ein Stücklein Brod an, welches ihnen auch stets um ihrer elenden Gestalt und Lumpen willen dargereicht wird. Wie! ist es möglich, daß die

*) Es ist zu merken daß hier die Rede von dem Land Bamberg und nicht der Stadt Bamberg ist. Um die Stadt und was um die Stadt her ist — siehts besser aus als ums Land.

die Bewohner des gelobten Landes in die Wüsten nach Brod und Kleidern gehen; und daß die Bewohner der Wüsten den Einwohnern des gelobten Landes das Brod brechen und ihre Blösse bedecken? Es ist doch in der That so. Vergleichungsweise ist das benachbarte Brandenburgische Obergebürgische Fürstenthum eine Wüste. Es hat meist dürren Sand, oder Leimboden — viele und grosse Gebürge, wie schon sein Name zu erkennen giebt — und nur wenige wasserreiche Gründe. Es ist ein rauhes und kaltes Land in dem an vielen Orten der Winter drey Viertheile des Jahres tobet, und der Schnee ist öfters zu Pfingsten noch auf den Bergen zu sehen und in den Wäldern anzutreffen. Und doch befindet sich jederman in diesen von der Natur stiefmütterlich behandelten Gegenden wohl. Die Flecken und Dörfer sind darin wie hingesäet. Es ist nirgends Mangel an Brod, es fehlt kein Produkt das nützlich und nothwendig ist. Die Bauern in den sogenannten sechs Aemtern, die doch den rauhen Fichtelberg zum Nachbar haben, zum Theil auf seinem ungestalten Rücken aufliegen, sind die besten und reichsten im ganzen Lande. Ihre Viehzucht ist so ansehnlich, daß ste dem Auslande jährlich eine gute Anzahl Ochsen, Kühe, Kälber und Schaafe überlassen können. Von der einzigen Stadt Hof, die doch sprödes Acker- und Wiesenland hat,

gehen

gehen immer viele hundert wohlgemästete Ochsen nach Berlin. In der grossen Thurung und Hungersnoth welche in den Jahren 1771 und 72 ganz Europa drückte, konnten sich nicht nur die Einwohner des Obergebürgischen Fürstenthums satt essen, sondern ernährten auch viele tausend Menschen welche aus den entlegensten Gegenden des heil. Römischen Reichs ihre Zuflucht zu ihnen genommen hatten. Eben daher, weil der Hunger die Einwohner nicht nagt, trift man auch keine oder sehr wenige Bettler auf den Strassen und vor den Thüren an, und die Galgen sind meist eingegangen und verfallen. In Bayern und Bamberg wäre es nöthig noch etliche Dutzend neue zu errichten, um die Diebe und Räuber, die darin alle Jahre in grosser Menge zur Ehre des Landes aufgehängt werden müssen, nicht zu lange auf ihren Tod warten zu lassen.

Ich kann mich nicht enthalten in der Begeisterung, in die mich der Wohlstand des Bayreuthischen Landes *) dahinreist, mit einem Nikolai, als er von Bambergs Gränzen ins Fürstenthum Brandenburg eintrat — auszurufen: „Salve Patria Tellus. Land,

das

*) Das Anspachische Land — welches das Schwesterland des Bayreuthischen ist, befindet sich mit diesem bey einerley guter Gesundheit.

das nicht scheinbar aber doch gut ist; das dem Faulen kein Getraide trägt, aber durch Fleiß gedüngt, die Arbeit zwar mäßig doch hinlänglich und im Verhältnisse des Fleisses belohnet. Mögen deine Einwohner immer, wie die einheimischen Fichten, nicht wollüstiges Laub treiben, das jeder Nordwind streift; sondern gleich den Fichten, alle Jahrszeiten ausdauern, sich immer selbst genug wachsen, gleich den Fichten durch innern Trieb, und am sichersten auf dem Boden, den ihr Trieb verbessert."

Ja das machts eben, daß die Einwohner in diesem Lande glücklicher sind als in dem bambergischen — weil der Landmann darinn das Feld glücklicher bauet, — weil den Wüsten durch unendlichen Fleiß Fruchtbarkeit abgezwungen, und kein Schuhbreit Erdboden unbenutzt gelassen wird, — weil darin der Bauer die Schwelgerey und die Wollüste nicht kennet, und den Segen des Himmels nicht mit faulen Händefalten, sondern mit abgehärteten Händen erflehet, und ihn also auch fester hält als der Weichling.

Wir mögen immer mit annehmen, daß die Landesregierung einen grossen Einfluß auf den Wohlstand hat, wie sie denn auch wirklich vortreflich ist; *) aber

*) Herr und Diener sind in den brandenburgischen Fürstenthümern über alles Lob erhaben. Der regierende Markgraf

aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß das Land protestantisch ist, daß man also darinn keine angemalten Heiligenbilder, um sich an ihnen zu versehen, und keine Bethhäuslein an den Straßen, um darin

die

Markgraf Alexander steht unstreitig unter den oekonomischsten und dennoch besten und gütigsten Fürsten Deutschlands oben an. Es ist eine infame Lüge, wenn der reisende Franzose in seinen sonst gescheuten Briefen sagt: daß er das Land benutze so viel möglich ist. Es ist gerade das Gegentheil. Damit der landesväterliche Fürst seinen Unterthanen Zinß und Steuern vermindern könne — lebt er als Privatmann. Damit er seinen Unterthanen, wie Heinrich der 4te, alle Sonntage eine Henne im Topf lassen möge, speist er an keiner Hoftafel. Sein Ministerium in Anspach ist schon gelobt, wenn man nur die Namen v. Wechmer und von Gemmingen nennt. Sein dirigirender Minister im Fürstenthum Bayreuth der Freyherr von Seckendorf verdiente der erste Minister in einem Kaiserthume zu seyn. Die hochfürstliche Regierung zu Bayreuth, deren Praesident, der Freyherr von der Kettenburg, als ein vieljähriger Patriot und gelehrter Mann verehrt wird, pflegt gute Justitz — und die hochfürstliche Hofkammer, befördert den oekonomischen Wohlstand des Fürsten sowohl als der Unterthanen auf eine solche Weise, daß sie in den größten Monarchien zum Muster könnte genommen werden. Das hochfürstliche Konsistorium, das an dem geheimen Landesregierungsrath Schnell einen verehrungswürdigen Chef hat, beeifert sich möglichst für die gute Sache der Religion, wacht über die Lehre und den Wandel der Prediger, trift vortrefliche Schuleinrichtungen, und ist rühmlichst tolerant.

die Zeit zu verseufzen, antrift; daß man darin keine Prozessionen und Wallfahrten, wodurch der Erdboden wohl eingetreten, aber nicht bearbeitet wird, — keine andächtigen Gesichter, die die Erde auffer Acht lassen, weil die Augen immer zum Himmel gedrehet seyn müssen — keine Domherren, die in Karossen von den Einwohnern die Thaler, und keine Mönche die barfüssig von den Bauern Schmalz und Butter abholen — wahrnimt; — daß man endlich von keiner Kanzel schreyen hört: Ihr lieben! Heute ist gut faullenzen — gut Fressen und Saufen, denn heute ist unsers Königs Fest. Machet die Thore weit, denn es zieht ein der heilige Wendelinus — der eure Hühner und Gänse — nicht sterben lässet, — bringet ihm Opfer und Gaben — und seyd übrigens ganz unbesorgt — sondern dagegen an allen Orten predigen höret: Liebet Gott und euren Nebenmenschen. Nähre dich redlich. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.

Welch einen wohlthätigen Einfluß hat doch eine aufgeklärte Religion auf ein Land und seine Einwohner. Wären in dem bambergischen Lande, Aberglaube und Religionsposſen nicht so reichlich hingesäet als seine Zwiebeln, o dann mögte ich es auch glücklich nennen.

Wahrlich es ist der paradoxeste Satz aller paradoxen Sätze den der berliner Briefsteller auf das

Papier

Papier hingeworfen hat; daß nämlich eine aufgeklärte Religion nichts zum Glück des Staats beytrage, und Irrthum mit allem Gefolge des Aberglaubens der allgemeinen Wohlfahrt unschädlich sey, der eben so schwarz und lügenhaft ist als paradox er ist. Aber indem dieser abentheuerliche Satz vor dem Richterstuhle der Vernunft und Erfahrung in seiner ganzen Blösse da steht, und als Phantom verschwindet, so fallen auch zugleich mit ihm alle die Konsequenzen, die der wohlmeynende Herr daraus gezogen hat, in ihr gebührendes Nichts. Da seine Prämissen grundfalsch sind, so muß auch die Konklusion

„Also ist Reformiren unnöthig, und Josephs Reformation ist so wenig eine Wohlthat, daß sie vielmehr eine Geisel ist“

grundfalsch seyn.

Wenn auch Josephs Reformation eine Geisel wäre — so ist sie es doch nur für die, so ihrer bedürfen. Der weiseste unter den Königen hat schon gesagt: Auf den Rücken des Narren gehöret eine Ruthe. — Die unverständigen Kinder weinen — wenn sie die Ruthe bekommen — wären sie verständig — so würden sie die Ruthe küssen. Gottlob! daß wieder einmal ein Kaiser die Geisel schwingt, und dem Pabst — den schwarzen und weißen, den

braunen und grauen Menschenfiguren, denen nichts als Thorheit im Herzen steckt, — den Ablaßkrämern — den Reliquienhändlern — den Seelenverkäufern — etliche Hiebe darreicht. So gieng auch Christus in den Tempel zu Jerusalem — machte eine Geisel von Stricken, und trieb alle zum Tempel hinaus die da feil hatten, verschüttete den Wechslern das Geld — und stieß die Tische um. Und so wenig Christus einen Mißbrauch von der Geisel gemacht hat, so wenig macht ihn auch Joseph. Er folgt vielmehr mit Ruhm dem Exempel seines Herrn und Meisters. Er ist überzeugt, daß es zur höchsten Nothwendigkeit geworden ist, die hergebrachten Religionsgebräuche des Volks, die ihm schlechterdings nicht so heilig seyn sollten, als die Religion selbst, anzutasten — zu verändern — aufzuheben; so wie es zu den Zeiten Christi und der Apostel zur Nothwendigkeit geworden war — die hergebrachten Religionsgebräuche der Juden — die ihnen so heilig als die Religion selbst waren, abzuschaffen. Ohne Zweifel erschütterten die Apostel durch ihre Reformationsbemühungen vieler tausend Menschen — Grundsätze — Gewissen und heilige Gelübde; aber sie meinten nicht, daß ihr Eifer deswegen erkalten müsse, und daß die dürftige Kinderreligion von der vollkommenern Religion nicht verdrängt werden dürfte, weil

alsdann zufälliger Weise viele Menschen in dem Genuß ihre Ruhe, ihres Eigenthums — und ihres sanften Seelenschlafes würden gestöret werden. Hätten sie sich mit Fleisch und Blut besprochen, so würde das Reformiren bald unterblieben seyn; aber dann wären auch wir sammt und sonders, Wiener und Berliner, — Ausländer und Innländer zum Theil noch Heiden — zum Theil noch Juden; welches letztere der Rabbi zu Amsterdam wohl wünschen mögte — wir aber — und selbst der Verfasser der berliner Briefe gewis nicht für ein Glück halten würden. Dank sey daher Jesu von Nazareth, daß er reformirt hat — Dank sey den Aposteln, daß sie das von ihrem göttlichen Meister angefangene grosse Reformationswerk fortsetzten — und Dank sey Joseph, daß er Menschenliebe und Muth genug hat — in den Fußtapfen Jesu und seiner Apostel zu wandeln! So wird gewis ein jeder billig denkender Mann sprechen; weil ein jeder billig denkender und verständiger Mann leicht einsieht, daß Josephs Reformation keine Geisel ist, wie der Briefsteller es nimmt, welche blos zerfleischet und schadet, sondern, wenn man sie ja eine Geisel nennen soll, eine solche ist, welche sanft schlägt und viel frommet. Sie zapft blos das böse Geblüt ab — und befördert den freyen Umlauf des guten.

Wir dürfen nur ein wenig ins Detail gehen, so wird es schon genug seyn, unserer Meynung das gehörige Licht zu geben. Und damit wir unserm Widersacher Schritt vor Schritt entgegen gehen, so lassen wir uns gleich zuerst auf die Mönche ein, von denen er ein so grosser Patron zu seyn scheint, und behaupten, daß der Kaiser der Menschheit einen grossen Dienst erweiset, wenn er diesem neuen Pharisäergeschlecht seine Macht nimmt. Es ist wahr, sie sind nicht alle sonderheitlich ein inutile terrae pondus; — aber sie sind es doch in corpore. Es mag auch andem seyn, daß sie nicht stets eine Last der Erde gewesen sind, sondern oft nützliche Diener des Staats waren; — daß sie Wüsten angebauet, Künste und Wissenschaften vom Untergange gerettet, Städte verschönert — und Barbaren gesittet gemacht haben. Aber die Periode ihrer nützlichen Wirksamkeit ist vorbey — und für unsere Zeiten sind sie nicht nur ein Ueberfluß, sondern auch noch dazu ein schädlicher Ueberfluß. Es giebt jetzt wenige Wüsten mehr anzubauen — und die Mönche essen und trinken lieber heutzutage, als daß sie Dornen und Disteln wegräumen — man braucht auch jetzt keine Mönche mehr zu Ministern und Generalen — keine Einsiedler Peter mehr, die das Kreuz mit dem Säbel in der Hand predigen. Die Wissen-

schaften haben in unsern Tagen kein Kloster mehr als Asylum nöthig. — Die Städte erwarten ihre Verschönerung von der Polizey — und die Barbaren gesittet zu machen, dazu sind unsere heutigen Mönche zu faul — zu unwissend — und selbst zu sehr Barbaren.

Wenn man sauber mit dem Knaben Absalom verfahren soll, so hänge man sie eben nicht bey den Haaren auf — aber man entlasse sie in Gnaden; denn sie haben ausgedient. Man setze sie in Ruhe und gebe ihnen eine Pension. Dies thut der Kaiser — und er thut wohl. Sie dürfen ihm auch in der That recht schön danken, daß er so säuberlich mit ihnen verfährt, und nicht auf den Weg etlicher seiner uralten Vorgänger, der auch christlichen Kaiser Valentinian und Valens tritt. Da nämlich diese beyden Kaiser wahrnahmen, daß die Mönche die Gelegenheit zu dem Mißbrauch, den die Vorrechte des Lehrstandes veranlaßt hatten, gaben, daß sich viele, welche verbunden waren öffentliche Aemter zu übernehmen, um denselben zu entgehen, unter die Mönche in Egypten begaben, so befahlen diese christlöbliche Kaiser: — daß dergleichen müßige Heuchler durch die Obrigkeit aus ihren Schlupfwinkeln gezogen und genöthigt werden sollten, die schuldigen Dienstleistungen anzunehmen. Valens ließ sogar diejenigen

Mönche, welche keine Kriegsdienste annehmen wollten, zu tode prügeln. Wer könnte es einem Joseph wehren, wenn er gleiche Leibesübungen mit seinen Mönchen wollte anstellen lassen, wenn sie nicht zur Fahne schwören wollten. Wer könnte es ihm verdenken, wenn er alle mögliche Zwangsmittel gebrauchte, zumal in der Lage, in der er sich jetzt mit den aufgeblasenen Holländern befindet, um seine unthätigen Mönche in nützliche Diener des Staats zu verwandeln! Aber Joseph ist zu gütig — und läßt sie lieber in Friede fahren, weil ihre Augen den Herrn gesehen haben — und so mögen sie auch immer in Friede fahren, und: Gelobet sey der Herr — dazu sagen.

Wenn ihnen übrigens bey ihrem Austritt aus den Klostermauern etwas Koth nachgeworfen wird, so muß man sich hierüber nicht erzürnen, sondern denken, daß Betrogene gegen ihre Irrführer so wenig ihren Unwillen bergen können, als ein Wurm ungekrümmt bleiben kann — den man getreten hat. Denn wenn die Mönche auch nicht allesammt Schurken gewesen sind, so waren sie es doch größtentheils — und wenn sie auch zu Zeiten der Welt eine Freude gemacht haben, so haben sie doch diese Freude durch hunderttausend Uebel, Schandthaten und Bosheiten unendlich wieder verbittert. Wahrlich zu lob-

reden geben sie keinen Stof. Nicht einmal eine Apologie läßt sich für sie schreiben. Ich mögte es wenigstens nicht wie der Briefsteller auf meine Seele nehmen, zu ihrer Entschuldigung zu sagen: Daß sie nicht immer blinde Werkzeuge des römischen Ehrgeizes und der Geldbegierde, sondern auch Menschenfreunde, und vieler tausend ihrer Nebenmenschen Samariter und Lehrer gewesen.

Sie waren stets Werkzeuge des römischen Ehrgeizes, und sind es noch bis jetzt. Alle Orden haben eine eigene Obligation auf sich, daß wo etwas wider den Pabst und seine Satzungen vorgebracht und machinirt werden sollte, sie solches alsbald ihren Superioribus im Kloster, und diese dem Patri provinciali, der Provinzial dem Patri generali in Rom anzeigen und einberichten — in welchen Fällen sogar der Beichtväter sigillum de non manifestando nicht beobachtet werden darf. Man darf nur den Huldigungseid wissen den sie, wie die Bischöffe, dem Pabste zuschwören müssen, so hat man schon genug. Und dieser lautet also:

„Ich will helfen, das römische Pabstthum und die Regalia des heiligen Petri zu beschützen; ich will die Rechte, Ehre, Privilegia und das Ansehen der heiligen römischen Kirche, unsers Herrn Pabstes und seiner Nachfolger zu erhalten und zu ver-

vermehren trachten. Ich will nicht dem Rathe beywohnen, darinnen etwas präjudicirliches wider unsern Herrn oder den Staat und die Macht der Kirche machinirt wird; und wenn ich in Erfahrung bringe, daß dergleichen von einigen Menschen vorgenommen wird, will ich es nach Vermögen hindern und baldmöglichst unserm Herrn offenbaren. Ich will alle, die wider unsern Herrn den Pabst rebelliren, nach Vermögen verfolgen und bestreiten. V. Pontificiale Romanum Clementis VIII. Romae 1595. coll. Allgem. deutsche Bibliothek, Tom. 57.

Da man vermuthen kann, daß die Mönche ihren Huldigungseid getreulich halten werden, so kann man auch leicht abnehmen, daß dem römischen Ehrgeiz vortreflich durch die Mönche gerathen ist. Gewis es ist zu verwundern, wie es gekommen ist, daß die Fürsten nicht schon längst auf diese knienden Haustruppen des Herrn Pabstes aufmerksam geworden sind, und Jagd auf sie gemacht haben! Wie konnte doch mehr als ein Monarch in seinen Staaten 10, bis 20,000 beeidete Unterthanen, Spionen und Vertheidiger eines fremden Despoten sehen — ohne das Schwerd — nein — ohne nur die Achsel zu zucken! So unbegreiflich mir dieses ist — so widersinnig kommt es mir auch vor, daß eine Reformation des

Ka-

Katholicismus anschlagen und gedeihen könne, bevor nicht dem ganzen Monachismus ein tödtlicher Streich beygebracht ist. So lange auch nur noch ein Orden existirt, so lange ist alle Reformation nur noch Flickwerk. Der Pabst hat dann noch immer sein Spiel, und er wird es durch seine Lohnknechte, welche sich als Glieder corporis ecclesiastici als filios immediate summo pontifici subditos betrachten, — stets zu seinem Vortheil, und zur Aeffung der Fürsten und des Staats, gut hinausspielen.

Man betrügt sich sehr, wenn man meynt: Die Mönche werden in dem Maasse als das Gebäude der Hierarchie zusammenstürzen wird, unter seinen Trümmern begraben werden. Es ist gerade umgekehrt. Die Mönche müssen erst gestürzt werden, als welche einzig die Zwicksteine sind, die das Gebäude zusammenhalten, wenn man sie nicht gar für die Grundsteine halten will. Dann — wann dieses geschehen ist, wird es auch um die Hierarchie geschehen seyn. Hierin stimmen selbst viele aufgeklärte Katholiken ein.

Ist es aber nöthig, daß die Mönche sammt und sonders den Abschied erhalten — weil dann mit ihnen die Hierarchie von hinnen geht, so ist es auch deswegen nöthig — weil dann viele tausend Diebe weniger werden, die nachgraben und stehlen. Der

Briefsteller spricht sie zwar von dem schwarzen Vorwurf der Geldbegierde auch frey. Allein es ist ja bekannt genug, daß sie blos mit dem Messelesen dem vornehmen und dem gemeinen Pöbel, das Geld Millionenweise aus den Beuteln ziehen, und daß von diesen Millionen Meßgeldern wenigstens ein Sechstheil von ihnen nach Rom an ihre Ordensgenerale ad bonum Ordinis versendet wird. Es ist eben so bekannt, daß sie mittelst der Gnadenbilder, denen sie allein ihre Existenz und Glorie geben, und mittelst der Mirakeln, die nirgends besser als in den vier Pfählen der Mönche gedeihen, unermeßliche Schätze und Reichthümer auf Kosten des leichtgläubigen Volks zusammenscharren. Und wem ist nicht die Krämerey bewußt, die sie mit ihren hochgeweihten Krucifixen und Bildern, mit ihren Rosenkränzen — Ablaßpfennigen, Ignazibohnen — Aloysiusmehl — und was dergleichen heilige Gewürze mehr sind, treiben? Die Holländer ziehen gewiß von ihrer Gewürzkrämerey nicht die Hälfte so vielen Nutzen als die Mönche von der ihrigen. Die Mönche verstehen den Handel besser als die spitzfindigsten Kaufleute auf dem Erdboden. Sie wissen die Kunst gegen gelbe Rechenpfennige Dukaten einzutauschen, ohne dabey Gefahr zu laufen, gehangen zu werden. Sie wissen das Comment aus Tempeln Schatzkammern, und aus

Mördergruben Goldgruben zu machen, ohne vor der Welt als Hexenmeister angesehen zu werden.*) Mag sie doch von der Geldgierde frey sprechen, wer da will; ich kanns nicht. Jedes bisher aufgehobene Kloster klagt sie deren an, — denn fast ein jedes hat die Religionskasse ungemein bereichert. Obgleich die Bettelmönche, d. i. die Franziskaner und Kapuziner mit dem Gelde nichts zu schaffen haben wollen, so haben sie doch alle bey ihren Klöstern einen Rentmeister, der statt ihnen, ihre Meßgelder und zugetragene Opfer,

*) In der Prälatur Maria Culm ohnweit Eger — ist die Kirche in der das Gnadenbild geschwinder als alle Doktor's, aber auch viel theurer kurirt — mit goldnen und silbernen Köpfen, Augen, Ohren, Fingern, Füssen und allen Gliedern des menschlichen Körpers, vom Wirbel bis zur Spitze der kleinsten Fußzehe, wie tapezirt. Nicht weit von ihr ist eine geraume Höhle — in der, wie die Bücher in Repositorien, etliche tausend alte und neue — kleine und grosse Todtenköpfe neben einander paradiren und die Zähne blecken. — Sie sollen den Gemordeten zugehört haben, deren Mörder die heil. Jungfrau arretirte. Und es ist ein Werk der christlichen Liebe — wenn man den Todtenköpfen für einen ausgefallenen Zahn einen neuen und zwar silbernen einsetzt, (d. i. Schaugeld giebt). Da viele Todtenköpfe noch ganz gute Figur machten — so fragte ich meinen Führer — warum denn diese noch ein so frisches Ansehen hätten, da doch die Schlacht vor so vielen Jahrhunderten schon geschehen wäre. Er konnte nicht antworten. Ich merkte aber wohl, daß aus dem neben anstossenden Kirchhofe rekrutirt würde.

Opfer, und andere ausgekünstelte Intraden einnimt, den sie ihren geistlichen Vater nennen, und der die Geschicklichkeit hat also zu wirthschaften, daß seine lieben geistlichen Söhne jederzeit in gutem Futter erhalten werden.

Es ist längst von ihnen das Sprichwort entstanden: Diese Herren leben von der Armuth, und von gutem Essen und Trinken. In dem Orte in welchem ich wohne, wird ein Glöcklein angezogen, wenn die Leute Steuer bringen sollen. In den Klöstern worin die Kapuziner wohnen, wird ein Glöcklein angezogen, wenn die Leute Futter für die Mägen der Herren Kapuziner bringen sollen. Und die einfältigen Bauern — Bürger und Landjunker sehen nicht ein, daß die Fourage die sie täglich liefern — eben so viel als ein Zins ist. Es ist freylich nur ein Zins in natura, aber er ist von eben dem Belang als ein Zinß in nummis. Es ist völlig einerley ob der Bauer Brod und Wein, Hühner und Gänse, Eyer und Fische, — oder Hände voll Geld zu seinen Betbrüdern und Berschwestern trägt; denn er darf nur seine Viktualien auf den Markt bringen, so sind sie ihm so gut als baar Geld. Allein dafür wissen schon die Herren Patres zu sorgen, daß die armen Laien blind bleiben, und daß keine Bauern Seele auf den verdammlichen Einfall jenes unbarmherzigen Bischofs gerathe, welcher

cher meynte: Es wäre besser, wenn man einem Türken, als wenn man einem Kapuziner ein Almosen reiche. Könnten sie auch dafür sorgen daß der Kaiser das Licht seiner Augen verlöhre, so würden sie sich vielleicht ihrer Raubgierde noch eine geraume Zeit erfreuen können. Doch wir wollten ihnen ihren Heißhunger nach Gold und Silber und allem dem, was dein Nächster hat, noch verzeihen, weil ja sonst andere ehrliche Leute auch von ihm geplagt sind, wenn es nur wahr wäre, was der Briefsteller sagt: daß sie Menschenfreunde, und vieler tausenden ihrer Nebenmenschen — Samariter und Lehrer gewesen sind. Aber es ist leider! nicht wahr. Ja! Lehrer sind sie gewesen. Allein — was für Lehrer? Lehrer, die im Namen des Herrn kamen, und von denen man singen konnte, wie lieblich sind auf den Bergen die Füsse der Bothen, die den Frieden verkündigen? Nein! Lehrer, von denen es hieß: Ich bin zu dir gesandt ein harter Bothe! Bothen waren sie — aber nicht solche, in denen Gott Weisheit und Verstand sah — sondern Bothen, an denen die Worte Hiobs in Erfüllung giengen: In seinen Bothen findet er Thorheit. Von Lehrern die zum Segen der Menschen in der Welt seyn sollten — fodert man Wohlwollen — richtige Bekanntschaft mit den Hauptlehren des Christenthums — Einsicht in das Naturrecht —

reine

reine Philosophie — geläuterte Exegese — Menschenkenntniß — prüfenden richtigen Blick ins menschliche Herz — Rücksicht auf die bürgerliche Verfassung des Staats — und in die vielfachen Verhältnisse zwischen Christ und Bürger. — Aber wo findet man diese Erfoderniſſe unter den Mönchen. Wie armselig ists stets bey ihnen gestanden — und wie elend stehts noch bey ihnen in dieser Rücksicht. Was ist absurdes gepredigt worden, welches nicht die Mönche predigten? Was ist unsinniges geschrieben worden, welches nicht die Mönche schrieben. Die Welt schreiet über sie, daß sie ihre logische und metaphysische, moralische und literarische Atmosphäre, mit hieroglyphischen Unsinn durchnebelt haben. — Das Christenthum seufzt über sie, daß sie es mit ihren elenden Sophistereyen, — Subtilitäten — Wortkrämereyen — Distinktionen — und Legenden, verwirrt — zerstückt — verfälscht, für Verstand und Herz ungenießbar gemacht haben. Es war da in der Welt das göttliche Evangelium, beynahe drey hundert Jahre da — und sein wohlthätiges Licht erleuchtete und erwärmte die Menschen. Es war ohne Schmuck und Flitterstaat da — und zeigte sich in seiner simpeln Gestalt so, daß es jeder erkennen und liebgewinnen konnte. Aber da kamen die Mönche und putzten so lange an dem Lichte, bis sie es auslöschten — da kam

das

das neue Pharisäergeschlecht, — fand alles zu einfach, zu deutlich — und machte alles schwer und verworren. Nicht zufrieden, daß sie für sich ein neues Gesetz aushekten, in welchem die erste Tafel mit den Geboten: Heiliger Müssiggang und Schwärmerey beschrieben, die andere Tafel aber unbeschrieben war; drangen sie auch ihr neues Gesetz der Welt auf. Sie predigten und schrieben Grüblereyen; hiessen die Menschen sich geisseln — in Felsenlöcher kriechen — auf einer Säule mit einem Fuße stehen — Fastenspeisen essen — täglich ein Dutzend Rosenkränze beten — in Lumpen und Lappen dahergehen — Schwärmer und Narren, wie sie, werden. Seraphin, ein Kapuziner Laienbruder, sagt die Legende, ward einst zu Gaste geladen. Er kam; um aber recht seine Demuth zu zeigen, ließ er ein weichgesottenes Ey, welches man ihm auffetzte, mit Fleiß über den Bart herabrinnen, damit er als ein ungeschickter Tölpel um Christi willen mögte verlacht und verspottet werden. — Die heilige Mechtildis trug, nach der wichtigen Erzählung des Pater Kochem, aus lauter Demuth keinen ganzen, sondern einen zerrissenen Rock, der allenthalben geflickt und zerlappt war. Aehnliche Helden der Schwärmerey und der Narrheit stellen die Legenden in Menge auf — und die Mönche gedenken ihrer täglich bey jeder Gelegenheit zum besten — empfehlen

pfehlen sie Hohen und Niedrigen zu Mustern der erhabensten Tugenden — und reizen dadurch Viele aller Ehrbegierde und der wahren Tugend zu entsagen. Ueberhaupt ist die Sittenlehre der Mönche aus einer ganz andern Welt als unsere Welt ist. Sie ist weder aus dem Himmel noch aus der Hölle; — sie ist aus der Luft. Ihrer eben so windigten Dogmatik zu Folge befahlen sie den einfältigen Laien zu glauben: daß ein Mensch in einem schwarzen Rocke, wenn er etliche lateinische Worte hermurmelte, einen Gott aus Brod machen könne; — daß man den Gott, den man anbete, auch essen müsse, wenn man wolle ins Himmelreich kommen; — daß Gott eine Mutter habe, und daß die Mutter Gottes weit mehr als der Sohn Gottes zum Heil der Menschen gelitten habe. Wenigstens lehrte der seraphische Lehrer Bonaventura — daß alle Schmerzen, welche der Sohn Gottes für die Menschen gelitten habe, sich in Maria als ihrem Mittelpunkte verschlossen hielten. Wie hoch überhaupt die Mönche, die Mutter Jesu in einen Glanz hinaufheben, daß den Zuschauern die Augen vergehen, das ist zum Erstaunen. Noch vor sehr kurzer Zeit predigte Pater Fast, in Wien also: „Maria ist rein empfangen. Der Sohn Gottes ist ein wahrer Sohn des sündigen Adams — auch ein Mensch, wie unser einer — auch aus dem verdammten Klotze Adams gemacht.“

So

So predigt ein Mönch im Jahr 1784 — und noch dazu in Wien! Sollte man glauben, es wäre möglich — wenn nicht die Geschichte Bürge wäre. Aber so werden die Mönche — wenn nicht eher ihr jüngstes Gericht kommt, als aller andrer Menschen ihres, fortpredigen bis an der Welt Ende. Kann auch ein Mohr seine Haut ändern — und ein Mönch seine Kutten? Noch nie ist ein längerer Krieg geführet worden, als der, den die Mönche über die unbefleckte Empfängniß Mariens führten. Jahrhunderte lang stritten Dominikaner und Franziskaner mit einander über diese wichtige Sache. Ganz Spanien kam in Aufruhr über diesen Streit; halb Europa nahm Theil daran. Nicht allein theologische, sondern auch ganze bürgerliche Gesellschaften und Ritterorden verbanden sich eidlich die Ehre Mariens zu behaupten, die man für unzertrennlich von der Franziskaner Meynung hielt. Und damit ja des Streitens nie ein Ende werden mögte, so fiengen endlich die Mönche auch darüber zu zanken an: Ob die heilige Maria im ersten oder im zweyten Augenblick der Empfängniß unbefleckt gewesen wäre? Doch möchten sie immer um des Empfangens willen — einander die Kutten zerrissen haben, wenn sie nur um des Gebens willen, die übrigen Weltbewohner nicht zu Unchristen und Mauleseln gemacht hätten. Aber nicht zufrieden,

Mysterien, die nicht höher als alle Vernunft — sondern wider alle Vernunft sind, in Umlauf gebracht zu haben — brachten sie auch einen Gottesdienst unter die Christen, dessen sich mancher Heide hätte schämen können, — stellten sie das Zeremonialgesetz wieder her, das Christus abgeschaft hatte, — erfanden sie das Fegfeuer, weil sie durchs Feuer die Leute am füglichsten in der Furcht erhalten, und derselben Gold und Silber schmelzen konnten — führten sie die Ohrenbeichte ein — weil sie dadurch jeden der nicht zu ihnen kommen wollte, nöthigen konnten herein zu kommen; — *) liessen sie die Leute von Millionen Teufeln besessen seyn, damit sie sich durch das Austreiben

*) Was die Mönche für feine Streiche spielen, um die midasmässigen Menschen ja recht bey den Ohren halten zu können, ist über alle Beschreibung. Erst kürzlich predigte in einem bambergischen Dorfe, ein Mönch also: „Ihr Lieben! ihr müßt's alle Sünden beichten. Verschweigt's ihr's eine — so kommts gleich in die Höll. Hörts was geschehen ist. Eine fürnehme Frau gehts zum heiligen Beichtstuhl, so oft sie das Maul aufthut, gehts mit der Sündenbekenntniß — alleweil eine grosse Krot raus. Nun kommts zur letzten Sünd. — Aber die ist groß — abscheulich groß — und die scheut sichs zu beichten. Was geschieht! da sind gleich alle Kröten wieder zum Maul nein — und des Abends! merkts wohl — war die böse Frau todt — mäustodt. Denkts der Teufel hat ihr

treiben in Respekt erhalten mögten, und wiesen ihnen unter grossen Geschrey, — Knochen — Lappen — Haare — Nägel — Späne — vor, damit sie durch den Anblick dieser ausgegebenen heiligen Reliquien, die öfters die Reliquien der Spitzbuben und ihrer Werkzeuge waren, im heiligen Starrblick blieben, und nie zu sich selbst kämen *)

Ich übergehe ihre andern heiligen Betrügereyen, ihre falschen, zum Theil lächerlichen Wunder — unter denen sich die des heiligen Makarius, der sieben Jahre lang Busse that, weil er im Zorn einen Floh umgebracht hatte, sich besonders auszeichnen — zum Theil, gottlose Wunder, wie das des Franziskus gewesen ist, welcher einen Menschen tödtete, damit er das Vergnügen haben mögte, ihn wieder zu erwecken, — um noch mit wenigen sagen zu können, daß sie keine Menschenfreunde und Samariter ihrer Nebenmenschen gewesen sind.

Menschenfreunde und Samariter ihrer Nebenmenschen sollen sie gewesen seyn? Besser: Men-

 schen-

ihr den Hals gebrochen — und ins höllische Feuer geschmissen. Ja ja do denkts recht. Schauts! verschweigts ja keine Sünd — ihr komts gleich in die Höll.“ — Das heißt doch den Blinden, für der Gluth des höllischen Feuers zitternden Pöbel — recht an die Kutte angeschnallt.

*) Zu Verona zeigt man auch den Schwanz des Esels, der Christum getragen hat.

schenfeinde und Kananiter. Menschenliebe ist stets das letzte Wort in der Mönchsmoral gewesen, und Menschenfeindschaft war stets das Schibolet, woran man sie noch besser als an ihren Kutten erkannte. Wären sie Menschenfreunde gewesen — wie konnten sie die Menschen fliehen — und in Klöstern und Wäldern wohnen? — wie konnten sie betteln und faullenzen? — wie konnten sie die Bibel den Leuten aus den Händen reissen? — wie konnten sie Licht und Vernunft auslöschen? — wie? — Sollen sie etwa deswegen Menschenfreunde gewesen seyn, weil sie für alle Verbrechen und Uebelthaten sogleich Verzeihung in Bereitschaft hatten? — weil sie die Kirchen und Klöster zu Freystätten der Diebe und Mörder machten? — weil sie für bloßes Beichten und fünf Vaterunser beten — hundert und mehrere Abläße zusicherten? — weil sie Bösewichtern oder Narren ihre Kutten liehen um sich darin begraben zu lassen — damit sie desto geschwinder Himmelfahrt hätten? Credat Iudaeus Apella.

Freylich wissen sie der leichtgläubigen Welt meisterlich Sand in die Augen zu streuen, und sich für gute Engel auszugeben; — aber der Kluge weis nur gar zu wohl, daß sie böse Engel sind, und Mörder vom Anfang. An ihren Händen raucht noch das Blut von Millionen, die in den unsinnigen Kreuzzügen —

zu

zu welchen sie die Anstifter und Aufhetzer waren, — erschlagen worden sind — das Blut von vielen tausend vermeintlichen Ketzern — die sie mit Herzenslust ermordeten. — Die Menschheit sieht noch mit Schauder auf die Scheiterhaufen zurück, die sie mit teuflischer Wuth anzündeten, und in deren Feuer sie noch Oel gossen — erblickt noch heut zu Tage das scheußliche Tribunal der Inquisition, das ihr heilloser Fanatismus errichtet hat — erinnert sich der unendlichen Kabalen, — der harten Bedrückungen — der giftigen Zänkereien, und aller der menschenfeindlichen Thaten, durch welche sie Myriaden Familien — ganze Provinzen — halbe Welttheile an den Rand des Verderbens brachten.

Wer waren die Urheber der schrecklichen Pulververschwörung zu London? Die Mönche. Wer waren die saubern Pursche die Königsmörder erkauften, und sich zu Königsmördern erkaufen liesen? Die Mönche. Wer handelte mit aqua tofana? — wer theilte vergiftete Hostien aus? Die Mönche. Wer prophezeyte den Hintritt des Pabstes Ganganelli? Die Mönche. Welch Ungeheuer kann sogar öffentlich lehren: Licet regem tyrannum occidere; — Haereticis non est servanda fides. — Infideles ad amplectandam fidem catholicam ferro igneque sunt compellendi, — und diese Lehren noch dazu mit

biblischen Beweisen unterstützen? Die Mönche; denn Jesuiten sind auch Mönche. Und die Mönche sollen demohngeachtet Menschenfreunde und Samariter ihrer Nebenmenschen seyn? Nur einem Unsinnigen kann ein solcher Gedanke beyfallen. Hie und da kann ein Individuum ein Menschenfreund und Samariter gewesen seyn — aber nicht als Mönch kann ers gewesen seyn, — denn der Esprit de Corps ist Menschenfeindschaft. Es giebt zwar bey den Mönchen auch einen Orden — welcher der Orden der barmherzigen Brüder heißt. Aber wenn sie ja barmherzige Brüder sind, die das Oel in die Wunden der Traurigen gießen, so ist es doch fremdes Oel, das sie dazu gestohlen haben, — wie jener Schuster das Leder stahl, um den Armen Schuhe davon zu machen — und für die Bemühung das Oel einzugiessen — vom Staat sich bey gutem Leibe erhalten lassen.

Wer noch besser wissen will, wenn er's nicht schon weis, was für Geschöpfe die Mönche sind, der lese nur die Schriften eines Sarpi, eines Febrons, eines Lochsteins, und die Mönchsbriefe eines katholischen Pfarrers an einen Freund, — denn meine Absicht kann hier nicht seyn, völlig ins Detail zu gehen, sondern nur manchen, den der Berliner Briefsteller geblendet hat, ein wenig beym Aermel zu zupfen.

Wenn es ferner eben diesem Herrn Antireformator beliebt von der Censur und Preßfreyheit, womit der Kaiser eine grosse und heilsame Aenderung vorgenommen hat, zu sagen: Josephs Censur und Preßfreyheit kränkelt — sie weis nicht was sie seyn will, und was sie nicht seyn will, — ist noch hart gefesselt; so muß ich vielmehr sagen: Der Herr Kritiker kränkelt, weis nicht was er will, und was er nicht will, ist noch hart gefesselt, nemlich vom Vorurtheil und vom Widerspruchsgeist. Erst rühmt er diese Mittel der Aufklärung, und beseufzt nur, daß sie nicht freygebig genug mitgetheilt werden — hernach tadelt er diese Mittel der Aufklärung, und ist böse darüber, daß sie mitgetheilt werden. Wer reimen kann, reime dieses zusammen. Freylich kränkelt Josephs Censur und Preßfreyheit, wenn es so viel heissen soll: — sie ist nicht rasch genug. Freylich ist sie noch gefesselt, wenn darunter verstanden werden soll: daß es nicht erlaubt ist, alles hinzuschreiben was nur der Feder in den Schnabel kömmt. Es mag wahr seyn, daß die gegenwärtigen österreichischen Schriftsteller durch die Staatskunst eingeschränkt werden, und nur blos die gnädige Erlaubniß bekommen, zur Beförderung der Toleranz, der Einschränkung der Gewalt des Pabstes, und der Schwächung der Einkünfte der Geistlichen, in die Welt hineinzuschreiben. Es mag

etwas daran seyn wenn man sagt: Die Wiener Reformationsbroschüren machen sich zwar über viele Mißbräuche ihrer Kirche lustig; Allein keine getrauet sich die Hauptirrthümer der allein seligmachenden Kirche, z. E. die Transsubstantiation; den allein seligmachenden Glauben; — die Unfehlbarkeit der Kirche; — das aus Eigennutz erfundene Fegfeuer, das Meßopfer, — die thörigte Meynung eines sichtbaren Oberhaupts der Kirche, und dessen höchste Gewalt in Spiritualibus anzutasten; — ob ich schon nicht glaube, wie viele Protestanten meynen, daß sie deswegen wider diese Irrthümer nicht zu Felde ziehen, weil ihnen sammt und sonders die scholastische Distinktion inter dogmatica et disciplinaria, — inter doctrinam ab ecclesia definitam, et a theologis vel Conciliis particularibus ventilatam — inter accidentalia et essentialia fidei noch immer anklebe, — oder weil sie gerne eine Kirche stiften wollten, die römischkatholisch verbleiben, und sich doch auch auf die Seite der protestantischen Lehrsätze neigen soll; kurz, die so ein originelles Mittelding zwischen einer reformirten und nicht reformirten, zwischen schwarz und weiß werden soll; — ich glaube hier lieber was der Briefsteller glaubt — daß sich nämlich ihre Achse um diese Hauptirrthümer nicht bewegen darf. Aber thut denn der Briefsteller recht,

daß er hierüber murret? Wo ist denn ein Staat oder ein Land in der Welt, darin die Censurfreyheit und Preßfreyheit in vielen Punkten nicht hart gefesselt wäre? Die Protestanten rühmen viel von ihr; allein wage es einer einmal, und taste er die wesentlichen Lehren seiner Kirche öffentlich in Schriften, die seinen Namen führen, an. Wird der Schild nicht gleich eingezogen — die Waare konfiscirt, und der Krämer in Stock gesetzt? Ich, der ich diesen Aufsatz schreibe, habe das Glück ein Protestant zu seyn; aber obschon dieser Aufsatz so rein von Ketzereyen ist, wie die Jungfer vom Kinde; so erfreue ich mich doch des Glücks nicht, ihn zu den Füssen meines gnädigst verordneten Herrn Censors nieder zu legen, und ihm gehorsamst zu sagen, wie mein Vater geheissen hat. Eine einzige krumme Zeile, die nicht ganz zu dem eingeführten Kirchenlinial passet; und wie leicht ist ein krummer Strich geschehen — hätte einen noch krümmern Strich durch das ganze Buch veranlassen — und noch manch anderes persönliches Unheil anrichten können! Oder ist Berlin der Ort, in dem die Censur und Preßfreyheit völlig gesund ist? Wir wissen das Gegentheil. Sie ist zwar weit gesünder allda als anderswo in der Welt; aber völlig gesund ist sie doch nicht. Es schwebt uns noch gar zuwohl die Geschichte mit dem Rektor

Damm, mit dem Kriegsrath Kranz, und noch einigen andern Ehrenmännern im Gedächtniß. Der Verfasser der freymüthigen Betrachtungen über das Christenthum, der doch in diesem Buche jeden seines Glaubens leben lässet, schreibt in der Vorrede: „Gegenwärtiges Werkgen, zu welchem ich als Geburtshelfer gerufen wurde, mußte schon in der Dämmerung sein bisgen Noth und Ungemach erfahren — und welche wird es nicht noch erfahren, wenn es erst am hellen Tage einhergehen wird?“ Und das bisgen Noth und Ungemach erfuhr es auf einer königl. preußischen Universität, von einer, der aufgeklärtesten theologischen Fakultäten. Nicht genug, daß es mit Mühe und Noth den Krallen einer ersten Censur noch glücklich entsprungen war; es war auch in Gefahr in die Krallen einer zweyten Censur zu fallen. Nicht genug, daß die Pressen schon lustig daran herumdruckten, — es mußte noch ein Laufpaß von dem Monarchen selbst eingeholet werden, wenn die Pressen nicht mitten in ihrer Lust sollten zum Stillstand gebracht werden. Aber so rühmlich dieser Laufpaß ist — so steht doch nicht darin geschrieben: daß der Censur die Fesseln ganz abgenommen, sondern daß dieselben nur erleichtert werden sollen, und daß nur in dem Falle der Druck nicht versagt werden dürfe, wenn wider Religion und Sitten nichts

vorkommt. Wenn nun Friederich, wider die Religion, wie er sie nimmt, nicht geschrieben wissen will — wer darf sich mit Recht darüber aufhalten, wenn Joseph nicht wider die Religion, wie er sie nimmt, sondern nur gegen ihr vermeintliches Nebenwerk geschrieben wissen will? Friederich hat seine Ursachen — Joseph hat auch seine Ursachen.

Meiner Meynung nach thut Joseph sehr weislich, daß er den Klopffechtern zur Zeit das Privilegium noch nicht ertheilt, die Hauptlehren der katholischen Religion ungescheuet angreifen zu dürfen. Rom ist nicht an einem Tage gebauet. Und wenn man es auch in einem Tage niederreissen könnte, so würde des Stürzens und des Krachens, wie überhaupt der Verwüstung zuviel werden. Da nur bis jetzt einige Vorstädte niedergerissen werden, so giebts schon hie und da Lermens genug. Was würde erst geschehen, wenn es den Streitern erlaubt würde, einen Generalsturm auf den Hauptsitz der Hierarchie zu wagen! Ohne Zweifel weis also die Censur gar wohl, was sie will und was sie nicht will; und sie zeigt sicher grossen Verstand, wenn sie die Fesseln nicht sogar leicht macht als mancher wünschet. Es ist schon genug und dankenswerth, daß ihre Fesseln nicht mehr so schwer sind als ehedem — und daß sie doch viele sonst sehr heilig gehaltne katholische Raritäten anste-

chen,

chen, wenn sie gleich die ersten Hauptlehren der Kirche noch nicht kritisiren läßt. Mit der Zeit wird sich auch die Censur ändern — das heißt, noch freyer werden.

Aber würde sie auch nicht freyer, so sollte doch der Briefsteller nicht darüber klagen, da er bald hierauf mit sich selbst höchst uneins wünschet, daß doch gar keine Freyheit seyn mögte, und in seiner Weisheit meynt: Joseph hätte besser gethan, wenn er allen Klopffechtern de part & d'autre das Handwerk gelegt, und den höchstnachtheiligen Reformationsfehden die Presse gänzlich verweigert hätte. — Gewis Signore Briefsteller hätte sich zu einen sogenannten lustigen Rath nicht übel geschickt. So gab einmal Bruder Klaus dem Kurfürsten von Sachsen den Rath: Er mögte seinen Jagdhunden die vordern Pfoten abhauen und das Maul zuklemmen lassen, weil sie soviel Lärmens machten und manchen Hasen — den sie nur zujagen sollten — zerrissen. Der Kurfürst antwortete ihm: Klaus! wo denkst du hin? Die Hasen laufen nicht von sich selbst in meine Küche. Je mehr Lärmens meine Hunde machen, je mehr sie hinterdrein sind — desto besser für die Küche. Ein zerrissener Hase — und hundert ganze. So befehlen Sie, sprach Klaus. Ich befehle, daß du ein Narr bleibest, sprach der Kurfürst. Aber thut man

was klügers als Bruder Klaus that, wenn man dem Kaiser zumuthet, daß er allen Klopffechtern die sich jetzt herumtummeln das Handwerk legen, und allen Schriftstellern die jetzt über die Reformation schreiben die Preßfreyheit entziehen solle? Kann man im Ernste meynen, daß der Theil des Aberglaubens, den man vorläufig weggeräumt wissen will, von der Stelle weichen werde, wenn er nicht erst gezwickt und gezwackt wird? Das will man ja nicht haben, daß der Kaiser blos durch Machtsprüche, und ohne alle vorhergehende Belehrung reformiren soll. Aber wie kann letzteres ohne Schriften geschehen? Oder ist keine Belehrung von Wirksamkeit? Sollte es wahr seyn, daß alle diejenigen, welche jetzt der Feder den Lauf lassen, nicht im Stande seyn, die Begriffe von solchen Dingen, die der allgemeine Volksglaube Jahrhunderte durch geheiligt hat, auszulöschen, und der neuen Lehre im Herzen der Nation Eingang zu verschaffen? Im ersten Falle müßten alle die jetzigen Schriftsteller in Oesterreich — Esel seyn; im andern Falle müßte die ganze Nation noch dümmer als die Kamtschadalische seyn. Ohne die höchste Beleidigung läßt sich weder das eine noch das andere sagen. Freylich ist der größte Theil der jetzigen Reformationsskribenten — Freyparthie und Gesindel. Aber das Schriftstellergesindel ist für das Volksgesindel,

sindel, welches die gelehrten — ernsthaften und mit philosophischem Geiste geschriebene Werke nicht geniessen kann, und dem Broschüren mehr behagen. Gleich und gleich gesellt sich gern. Wenn das Schriftstellergesindel nur soviel bewirkt, daß dem Pöbel hie und da ein wenig die Augen aufgehen, und das kann es leicht bewirken, da so offenbare Thorheiten als in der katholischen Kirche zirkuliren, ohne grosses Kopfbrechen in ihrer wahren Gestalt dargestellt werden können, so ist es schon einstweilen genug.

Als Luther sein Reformationswerk begann, so wurde, eben so wie jetzt geschieht, die Welt mit Reformationsschriften überschwemmt. Wer nur ein wenig über den herrschenden Volksglauben hinaus war, hielt sich auch schon für berufen, seine Ideen unters Volk springen zu lassen. Der jetzige Federkrieg ist gegen den zu Luthers Zeiten ein kleines Scharmützel. Man hat ganze Bibliotheken von den damaligen Streitschriften gesammlet. Wenn nun zu Luthers Zeiten die Fürsten auf den schönen Einfall gekommen wären die Pressen zu versiegeln; würde auch Luthers Reformation so weit gekommen seyn? Konnte zu jener Zeit durch fliegende Blätter, die weder reizend noch immer gründlich genug geschrieben, vielmehr von Grobheiten, Schimpfen und

Schelten,

Schelten, wie Löschpapier von Dintenflecken besudelt waren, der viele Jahrhunderte durch geheiligte Volksglaube — eine andere Wendung bekommen — warum sollte das zu jetziger Zeit, wo die fliegenden Blätter, wenn gleich nicht viel stärker, doch viel weiser, reiner und launigter sind, nicht geschehen können? Wenn wir die Gerechtigkeit lieb haben wollen, so müssen wir auch eingestehen, daß so groß die Anzahl der Schmierer immer seyn mag, doch auch manche wahrhaftig gelehrte, mit Geist gesalbte Schriftsteller in Josephs Staaten auf den Schauplatz getreten sind, welche in der That Bewunderung erregen, und besonders der Klerisey auf eine trefliche Art den Staar stechen. Ich nenne unter vielen, nur einen Sonnenfelß — einen Eybel — einen Blarer. Wüßte ich die Namen der Verfasser der Wiener Predigerkritiken, so würde ich auch dieser mit wahrem Vergnügen erwähnen. In diesen Kritiken ist so viel Witz und Verstand — aus ihnen leuchtet so viele kluge Dogmatik, gesunde Moral — reine Welt- und Menschenkenntniß hervor, in ihnen wird so männlich und muthig dem Aberglauben und der Bigotterie entgegen gearbeitet, daß ich oft in Versuchung gekommen bin zu denken: Sollte es möglich seyn, daß die Verfasser derselben Katholiken seyn? Nein — es müssen die aufgeklärtesten und im Schrei-

ben geübtesten Protestanten seyn. Ich konnte nicht begreifen — und kann bis jetzt nicht begreifen, wie in der Geschwindigkeit so viel Licht in Wiener Köpfe, und so reiner und schöner Styl in katholische Federn kommen könne.

Dies kann ich mir aber leicht vorstellen, daß durch diese Kritiken allein, — in denen so ohne alle Chifren geschrieben steht, was die katholischen Herren Patres thun und lassen, glauben und nicht glauben, lehren und nicht lehren sollen — eine grosse Metamorphose bewirkt werden müsse. Wenn sie auch von manchen Zeloten in den Winkel geworfen werden, weil sie meynen, daß der Wolf darinnen eine Lektion geben will, so werden sie doch gewis auch von manchen Nichtzeloten unter das Kopfkissen gelegt, und anstatt des Breviers gelesen — beherzigt — befolgt werden.

Die Schuppen fallen nach und nach von den Augen; und eben der gute Pater, der vorhin nichts als Legenden auf seinen Rednerstuhl gebracht — nichts als Geisseln, Fasten, Ave Maria und Paternoster beten und beichten als Himmelsleiter empfohlen hat, — weiset nun seine Lieben blos auf die Bibel, und sagt ihnen, daß sie ohne alles Zeremoniel — blos durch Glauben und Tugend noch weit besser in den Himmel kommen könnten. Ich kenne

selbst

selbst einen katholischen Pfarrer in meiner Nachbarschaft, die nicht zu dem unmittelbaren Gebiete des Kaisers, sondern zu dem mittelbaren heiligen Römischen Reich gehöret, welcher vor der gegenwärtigen Reformationsepoche, der bigotteste Anhänger des römischen Aberglaubens und der intoleranteste Pfaffe gewesen ist, — und der nun auf einmal als der duldsamste Mann, als der eifrigste Vertheidiger der Vernunft, und einer aufgeklärten Religion sich öffentlich darstellet. Aus dem Saulus ist ein Paulus geworden. Aber nur seitdem er die Wiener Predigerkritiken — Eybels und anderer seiner umgewandelten Glaubensgenossen Schriften, zu seiner Lektüre gemacht hatte. Solcher metamorphosirte katholische Pfarrer giebt es vielleicht mehr als wir denken; und sie segnen gewiß alle den Kaiser, daß er gnädigst erlaubt hat, in die Welt hineinzuschreiben.

Aber durch die gegenwärtigen Streitschriften werden doch Väter gegen Kinder, und Kinder gegen Väter gereizt, Bürger gegen Bürger aufgebracht, und der Saame der Zwietracht allgemein ausgestreuet; also kann man doch, wenigstens in Ansehung dieses Punkts, nicht die neue Preßfreyheit als eine Wohlthat ansehen, die der allgemeine Zuruf der denkenden Menschen feyert? Ich denke, der Herr Briefsteller, der diesen Punkt zum Centrum seiner Schiesscheibe

macht, malt ihn zwar gros und schwarz genug, schießet aber doch wieder nebenhin. Aus welcher Chronik weis man denn, daß durch die gegenwärtigen Streitschriften bürgerlicher Krieg — Familienstreit — Rotten und Empörungen veranlaßt, und die guten Oesterreicher zu Banditen gebildet werden. Bis jetzt hat man weder von Volksempörungen, noch von Banditenstreichen etwas vernommen. Wenn auch hie und da Lermens genug ist, so ist es doch nur ein blinder Lerm, der so geschwind wieder vergeht als er entsteht. Wenn auch Saame der Zwietracht ausgesäet wird, so fällt dieser Saame doch nicht auf alle Felder, wie der Briefsteller meynt, sondern nur auf einige, auf denen Dornen und Disteln stehen. — Mag er hier immer aufgehen. Wo Dornen und Disteln stehen, dürfen auch Brennesseln stehen. Gewis es ist so arg nicht, als es gemacht wird. Wenigstens ist man in Wien, wo doch der größte Tummelplatz ist, so weit entfernt, die vielen umlaufenden Reformationsschriften als Signale zu einer allgemeinen Zwietracht anzusehen — daß man sie vielmehr als Nouvelles de Jour betrachtet, mittelst welcher die Damen an der Toilette eine artige Unterhaltung haben — die Messieurs in den Clubs sich lustig besprechen, und jung und alt Gelegenheit bekommet, über den Autor oder über sich selbst zu lachen.

lachen. Viele sind sogar nach ihnen lüstern — und nach den neuesten pariser Modewaaren ist nicht so grosse Umfrage als nach den neuesten Reformationswaaren. Eben daraus läßt sich auch der so grosse Schwall derselben erklären. Weil das Publikum nichts weniger als Ekel, vielmehr das größte Verlangen nach ihnen laut und ungestüm bezeigt, so bereifert sich wer nur kann, einen Kramladen anzulegen. Wenn ja ein Streit ist, so ist er darüber, welcher Krämer die schlechtesten Waaren hat — aber um des Krämers willen — fangen nur wenige mit einander Feindschaften an, — stößt keiner dem andern heimlich einen Dolch ins Herz; dazu sind die gut Essen und Trinken liebenden Wiener gar nicht aufgelegt. Diejenigen, welche durch die jetzigen Reformationsschriften in Harnisch gejagt werden, sind höchstens etliche desperate Mönche und Pfaffen — und einige alte Weiber, die vor Bigotterie die Gelbsucht bekommen haben. Und wenn gleich auser Wien — nämlich in den Provinzen, die Zahl der mißvergnügten Pfaffen, und des unwilligen vornehmen und geringen Pöbels grösser ist, so ist doch so lange hin kein wahres Unheil zu fürchten, so lange der Kaiser nicht rascher geht, und die Hauptlehren der Kirche auser dem Spiel läßt. Alle die jetzigen Unruhen sind nichts anders als kleine Uebergänge von Gewittern, die der Wind jagt.

Gesetzt aber, die gegenwärtigen Reformationsfehden wären für den Ruhestand der Bürger höchst nachtheilig, so würde doch damit noch lange nicht die neue Preßfreyheit dem denkenden Menschen zum Gräuel gemacht. Man weis ja, daß ohne Gährung nichts heilsames in rerum natura entstehen kann. Mag es nun eine Zeitlang drunter und drüber gehen — wenn nur zuletzt das Gute, das man zu erzielen sucht, auf dem Boden bleibt; mögen sich immer viele Theile einander zerreiben und zerstossen — wenn nur zuletzt eine solide Masse zum Vorschein kommt! Wenn denn auch durch die Reformationsfehden die jetzige Generation durch manche zufällige Erschütterungen ins Gedränge käme, und hie und da harte Stösse empfände, so würden doch alle folgende, und Gott weis! wie viele, bis an der Welt Ende den seligsten Nutzen davon haben. Diesen Gang geht ja auch die Natur, daß sie aus Partialübeln beständig Totalgewinn herfürbringt. Wenn es ausgekracht und ausgeblitzt hat, so wird ein heiterer Tag. Man erinnere sich hie wieder einen Augenblick an die Schriften der Apostel. Die Briefe der Apostel sind meistens Streitschriften für und wider Personen und Lehrsätze an christliche Gemeinden geschrieben, durch welche die Worte ihres Meisters vollkommen in Erfüllung giengen, welcher

von sich sagte: Ihr sollt nicht wähnen, daß ich kommen sey Friede zu senden auf Erden, sondern das Schwert. Denn ich bin kommen den Menschen zu erregen wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schnur wider ihre Schwieger: Und des Menschen Feinde werden seine eigene Hausgenossen seyn. So wenig nun die Apostel durch die Lehre Jesu, um die sie in ihren Briefen stritten — die eigentliche Absicht hatten Unfrieden und Verfolgung zu erregen, so wenig mögen auch die Männer die in unsern Tagen für die reinere Lehre Jesu Streitschriften schreiben, die eigentliche Absicht haben, die Welt zu entzweyen. Und so wenig der Stifter der christlichen Religion und seine Apostel sich daran kehrten, wenn zufälliger oder dummer und boshafter Weise die Menschen von ihren Lehren und Schriften Veranlassung hernehmen würden, einander zu hassen und todtzuschlagen, (wie denn lange genug diese Veranlassung eifrig ergriffen ward,) indem der Meister sowohl als seine Jünger vollkommen überzeugt waren, daß ihre Lehren und Schriften immer hunderten ein Geruch des Lebens zum Leben seyn würden, bis sie einem ein Geruch des Todes zum Tode würden; so wenig hätte man sich jetzt daran zu kehren, daß die neuen Religionslehren und Schriften Gelegenheit zu Faktionen im

Staat und Verfolgung gäben, wenn nur durch sie das Reich der Wahrheit und einer aufgeklärten Gottesverehrung zum Glücke vieler Millionen nachgebohrner Menschen angebauet würde. Aber die jetzigen Reformationsschriften bringen, wie schon gesagt, jenen zufälligen Schaden nicht einmal herfür — weil sie noch nicht ins Mark der alten Irrthümer eindringen — sondern nur einstweilen, durch die weise Vorsicht Josephs geleitet, blos an der Schaale kratzen, bis jenes mit guten Erfolg auch geschehen kann; welches nicht lange ausbleiben wird.

Uebrigens muß ich den Herrn Verfasser der berliner Briefe, der da meynt, daß Joseph den Klopffechtern hätte das Handwerk legen sollen, weil sie Toleranz und Menschenliebe erstickten, hier en particulier fragen: Warum denn er für seine Person nicht gemeynet habe, daß ihm ebenfalls das Handwerk müßte geleget werden. Sind denn seine Briefe im Grunde auch etwas anders als Klopffechterhiebe, womit er dem armen Johann Friedel angst und bange macht? Werden sich nicht viele seiner Leser in und ausser Wien darüber krank ärgern, daß er dem Fuchs auf seinem Lehrstuhl das Eisen legt, und die Gänse — Gänse seyn und bleiben lassen will? Wird nicht sein Geschreibe viele Menschen hie und da an Josephs guten Absichten irre machen? —

Manche

Manche ehrliche Christenseele in Trauer setzen, weil er überhaupt die Religion zu einer Wasserblase macht — und den Aberglauben und den Irrthümern ihren tausendjährigen und nun wankenden Thron befestigen helfen will? Werden nicht manche Bigotte mit manchen Politikern, die seine saubern Grundsätze vertheidigen, ins Handgemenge gerathen — einander das Anathema sagen — und wer weis was für Leids einander zufügen? Wird also nicht auch durch sein Geschreibe Toleranz und Menschenliebe erstickt, und der Saame der Zwietracht allgemein ausgesäet? Wenn er das Klopffechten für die Ruhe der Menschen so höchst nachtheilig findet, warum hat denn er auch Parthie genommen? *) Er ruft: Es lebe die Preßfreyheit! damit die Berliner oder Breslauer schreiben können; und er ruft: Es sterbe die Preßfreyheit, wenn die Wiener und Prager schreiben wollen. Das klingt in der That sehr widerlich zusammen. Wenigstens giebt es Anlaß zur Vermuthung, daß er ganz und gar nicht ächte Begriffe von einer

 wahren

*) Der Briefsteller hat auch in seinen Briefen politische Kriege geführt, über die ich aber hier wegsehe — weil ich weder Soldat, noch Finanzbedienter, weder Komödiant noch Musikant bin. Er mag da in vielen Stücken recht haben, und glücklich streiten — aber was kümmerts mich!

wahren Toleranz haben müsse. — Er läßt sich von seinem Polemisiren nicht träumen, daß es wehe thun werde; aber er läßt es sich von dem Polemisiren der Wiener träumen. Was soll man von seiner vis divinandi gedenken? Ich würde mir auch nichts böses von seinem Polemisiren träumen lassen, ich würde es vielmehr lobpreisen, wenn es nur wohl angebracht wäre. Denn die Polemik, sie mag auch sonst noch so sehr verschrieen seyn, ist überhaupt und an sich aller Ehren werth. Sie ist ein Hacken, womit den Lügen und Irrthümern die Maske abgerissen wird. Sie ist ein Feuereisen, aus welchem Funken geschlagen werden, mit denen sich der in der Nacht herumirrende Wanderer seine todte Fackel anzündet. Oder damit ich meine Stärke in Gleichnissen noch mehr zeige: Sie ist eine Hebamme, welche zwar einige Schmerzen macht, — aber die Geburt befördert. Ohne die Hülfe der Polemik lägen noch die meisten Wissenschaften im Dunkeln. Ihr haben viele Gelehrte ihren Ruhm; und viele Nazionen ihre Aufklärung zu danken. Die Polemik ist also an sich gut und lobenswerth; aber nur ihr Mißbrauch ist nicht gut. Und sie wird gemisbraucht, wenn man sie auf unerhebliche Gegenstände anwendet, oder wenn man sich ihrer bedient, um den guten Sitten und heilsamen Wahrheiten Schach bieten zu können. Des

letztern Mißbrauchs macht sich der Briefsteller offenbar schuldig. Er streitet nicht mit Leuten die sich einbilden Titanenkriege zu führen, da sie doch nur Kinderkriege führen, — die sich einander wie die Kinder nur Ballen an die Köpfe werfen, die keine Löcher geben, — nicht mit Leuten — die Spitzfindigkeiten und Albernheiten, Quidditäten und Häccei-täten zu ihrem Panier machen; sondern mit Leuten, die, wenn sie gleich nicht immer auf preußischen Fuß exercirt sind, doch rühmlichst bemüht sind, Spitzfindigkeiten und Albernheiten zu verdrängen, und der Wahrheit aufzuhelfen. Eben darum darf er uns nicht verdenken — wenn wir seiner Streitkunst übels weissagen, und der Wiener Streitkunst das Wort reden. Uebrigens wird der jetzige Federkrieg der guten Wiener nicht ewig dauern. Wenn sie gleich alle jetzt aus dem schwarzen Dintenfaß schreiben, so werden sie doch auch, wenn die Zeit erfüllet ist, wie bey den Protestanten geschah, einmal anfangen, aus dem grünen Dintenfaß ihre Papiere zu bemalen.

Der Verfasser der Briefe nehme uns auch nicht übel, wenn wir zweifeln: Ob der völlig freye Bücherhandel in den österreichischen Staaten der Reformation die herrlichen Dienste leisten werde, die er sich von ihm verspricht. Was werden es vor Bücher seyn müssen, die man einführt, wenn sie Licht ins

Land bringen sollen? Weil die Katholiken keine Bücher machen sollen, — so müssen es ohne Zweifel lauter protestantische seyn! Aber sind denn Protestanten, welche 20, oder 50, oder 100 Meilen von den kaiserlichen Erblanden entfernt leben, so bekannt mit der Verfassung des österreichischen Staats — mit den vielen lokalen Religionsgebrechen, daß sie die rechten, dienlichsten Hülfsmittel dagegen verschreiben könten? Wie viele Bücher haben wir Protestanten, die die Blösse des Katholicismus so aufdecken, daß das Auge sich satt siehet, und doch kein Zorn entsteht. Sind nicht die meisten zu bitter, zu weitläuftig — zu lateinisch geschrieben, als daß sie unter tausenden nur einem behagen könnten? Ist dem Pöbel in katholischen Ländern, ein protestantisches Buch, nicht an sich selbst schon ein Aergerniß? Darf doch auf dem Titelblatt nur der Druckort Leipzig oder Berlin stehen, so hat das Vorurtheil schon das Buch für verdammlich erklärt. Was kann aus Nazareth Gutes kommen, denken die bigotten Katholiken! Wie! wir sollen uns von lutherischen und kalvinistischen Ketzern sagen lassen, was schwarz oder weiß ist? Wir sollen bey denen in die Schule gehen, welche nicht wissen was rechts oder links ist, sprechen die noch im tiefen Aberglauben versunkene Pfaffen! Gewiß aus protestantischen Büchern werden die allermeisten nicht lernen wollen,

nicht lernen können. Stolz, Eigensinn, gewohnte Antipathie und Dummheit werden die unüberwindlichsten Hinderniſſe seyn. Aber wenn die Verirrten von ihren eigenen Landesleuten und Glaubensgenoſſen Lehre und Unterricht bekommen, — dann wird mehr ausgerichtet seyn. Wenn selbſt seiner Hochwürden und Gnaden der Herr Biſchof, einen Hirtenbrief oder ein Büchlein ſchreiben, in dem es heiſt: Meine Kinder! wir ſind bisher hie und da irre gegangen; wir wollen wieder auf den rechten Weg. Wenn viele angeſehene und als rechtſchaffen erkannte Prieſter — Schriften oder Broſchüren austragen laſſen, in denen ohne gelehrte Deduktionen, gerade zu hingeſagt wird: Ihr Lieben! es iſt nicht recht, daß wir das Ohr vor der Wahrheit verſchlieſſen; es iſt mit dem Meßhören, mit dem Pabſt, mit den Mönchen, mit den Heiligen — mit allen den Religionsſchnörkeln, die ihr bisher für die Religion ſelbſt angeſehen habt, keinem Menſchen etwas geholfen; wir wollen uns an die Bibel und an die Vernunft halten; — ſolche Schriften müſſen Eindruck machen, und der Reformation in dem Herzen der Nazion Eingang verſchaffen: Ein einziges Buch von einen Sonnenfelß, — Eybel — Blarer & Conſorten, iſt ein Edikt, das in die katholiſche Welt ausgeſchrieben iſt, und gegen ein einziges ſolches ſind hundert proteſtantiſche noch beſſer geſchrie-

geschriebene ein Wisch, denn sie haben keine Autorität, und die dumme Welt läßt sich nur durch Autoritäten drehen.

Was die wenige aufgeklärte und denkende Katholiken in den Staaten Josephs betrift, welchen die protestantischen Bücher ein Zucker sind, so entbehren sie auch nichts, wenn gleich der Bücherhandel nicht völlig frey ist. Ohne der Schleifwege zu gedenken auf denen sie ohne grosses Risiko ihrem gelehrten Gelust Vorschub leisten können — hat ihnen doch der gütige Kaiser den erlaubten Weg immer breit genug gemacht. Er hindert sie nicht, daß sie Bekanntschaft mit Voltaire, Rousseau, Helvetius, Rainal, und andern dieser Zunft machen. Er läßt zu, daß die Allgemeine Deutsche Bibliothek, welche in mancher protestantischen Provinz (ohne Geräusch) des Landes verwiesen wird, mit einem kaiserlichen Privilegio oben drauf versehen — in seinen gesammten Landen eingebracht werde. Er läßt viele andere Bücher die eine freye Stirne haben — in seinen Staaten einkehren. Ich denke das ist genug. Wenn die wißbegierigen und die nach weiterer Aufklärung begierigen Katholiken nur gebrauchen und nützen wollen, was ihnen bis jetzt freygelassen ist, so können sie vollkommen gesättigt werden. Ich meyne aber, sie lassen sich auch genü-

gen,

gen, *) und anstatt zu wehklagen, daß die Bücher nicht wie die Wachteln in der Wüste als ein Thau ins Land fallen, sind sie zufrieden, daß die Hungersnoth ein Ende genommen hat.

Vermuthlich hat auch der Verfasser der berliner Briefe, wenn nicht wo anders her, doch wenigstens aus den Zeitungen vernommen, daß seine Briefe, in denen alles was gutes und nützliches seit der Regierung Josephs geschehen ist, herabgewürdiget oder zu einem Schattenspiel gemacht wird — den Laufpaß erhalten haben. Eben der Kaiser, den er in Schatten zu stellen sich bemühet, hat auf Anfrage der Censur erlaubt, daß der Briefsteller im Lichte erscheinen dürfe. So beschämt Joseph schiefe Raisonneurs durch edle Thaten, und beweißt sonnenklar, daß der Catalogus librorum prohibitorum, der sonst als Vielfraß bekannt war, in einen dürren Hering umgewandelt sey.

Da der Briefsteller das Reformationswerk des Kaisers eine Geisel genannt hat, so sollte man billig vermuthen, daß er auch die eingeführte Toleranz, welche der vornehmste Zweig der Reformation ist, als

*) Von der grossen Genügsamkeit der Herren zeugt die Allgemeine Deutsche Bibliothek, von welcher in den gesammten kaiserlichen Erblanden nicht mehr als 48 Exemplare abgesetzt werden.

als eine Geisel ausschreien werde. Aber damit er ja mit sich selbst recht oft in Widerspruch gerathe, und stets Gelegenheit gebe, die Blösse seiner immer übertriebenen Prämissen sehen zu lassen, so räumt er ein, daß die göttliche Duldung, welche Joseph in seine von der Furie Intoleranz lange genug verwüstete Lande gerufen habe, keine Geisel, sondern eine Wohlthat sey. Es würde auch wahrlich gar zu Tollhausmäßig gewesen seyn, wenn er hier wenigstens von seiner Generalregel keine Ausnahme gemacht hätte. Denn die Wohlthätigkeit der Toleranz leuchtet so helle als der Sonnenglanz. Nur meynt er: die Duldung die Joseph eingeführt habe, wäre zu eingeschränkt, und weissage eine kurze Dauer.

Es kann seyn, daß, was die Dauer betrift, den Protestanten, nach seinen Ausdruck nur eine Interimsherberge eingeräumt ist; es kann aber auch nicht seyn. Es hängt blos von der Zeit ab. Weder ich noch der Briefsteller haben hierüber in einer Offenbarung Bescheid bekommen. Aber eben deswegen sollte man mit so bloßen Vermuthungen nicht so blindlings zufahren. Die Wagköpfe taugen eben so wenig als die Waghälse. Will man ja Vermuthungen wagen, so läßt sich immer eher hoffen, daß die Protestanten eine bleibende Stätte haben, als fürchten, daß sie nur eine Interimsherberge haben werden.

Der

Der grosse augenscheinliche Gewinn der aus der Duldung entsteht, und der mit jedem Jahre noch heller erkannt werden wird, — das Licht der Aufklärung, das täglich weiter die Staaten des Kaisers durchläuft, werden wohl nimmermehr zulassen, daß das Beyspiel des Widerrufs des Edikts von Nantes eine Erneuerung bekommt. Und warum muß denn gerade unter einem Nachfolger Josephs sein Geist siebenfach auf ihm ruhen, wenn eine solche Revolution ferne bleiben soll? Sollte es nicht schon hinlänglich seyn, wenn Josephs Geist nur einfach auf seinem Nachfolger ruhet? Ich denke mit jener unüberlegten Floskel mache eben der Briefsteller dem Kaiser kein grosses Kompliment! Doch ich lasse seine Träume, die eben keine göttlichen sind; und bleibe bey dem, was vor Augen ist. Aber der Briefsteller will auch erwachen, und sehen was vor Augen ist. Nun was denn, lieber Herr! Er sieht, daß die Toleranz sehr eingeschränkt ist, und daß die Intoleranz noch sehr wirksam ist, weil die Hußiten als Verbrecher, die Abrahamiten und Deisten als Missethäter behandelt werden, — weil die Prediger auf Toleranz und Ketzer schimpfen, die öffentlichen Lehrer der Weltweisheit Bücher übersetzen dürfen, worin gerade zu behauptet wird, daß Intoleranz ein Karakter der Göttlichkeit sey, welcher der wahren Religion ausschliessungsweise zukomme; —

weil

weil endlich Joseph II. selbst in seinen allergnädigsten Reskripten von seiner alleinseligmachenden Mutterkirche spricht! — Ich sehe noch mehr, lieber Herr! Ich sehe auch mannigfaltige Bedrückungen, welche die armen Protestanten hie und da noch leiden müssen; — ich sehe, daß die Protestanten mit Mühe und Noth die Erlaubniß bekommen, sich, wo sie wollen, Bethäuser zu bauen, da es doch jedermann freysteht sich, wo er will, Lusthäuser zu bauen — daß ihre Kinder gezwungen werden in die elenden Normalschulen zu laufen, in denen sie halbkatholisch gemacht werden, daß, nach dem Ausdruck des Herrn von Großing, der Kanzleygeist in Wien und in Prag die preißwürdigsten Absichten des Kaisers durch manche Klauseln und Bedingungen erschwert und das reine Licht der Toleranz verdunkelt. Zwey der allerneuesten Verordnungen in Religionssachen, die mehr beweisen als ich gerne möchte bewiesen haben, verdienen hier eine Stelle. Die erste lautet also:

An das Erzbischöfliche Prager Konsistorium.

„Vermöge einer allerhöchsten Verordnung vom 28 Oktober d. J. soll den katholischen Pfarrern, und akatholischen Pastoren wiederholt aufgetragen werden, das Volk zur wechselseitigen Toleranz, und einem friedfertigen Betragen in den Predigten wohlmeynend anzumahnen, um desto mehr sich auf den

Kanzeln

Kanzeln und in ihren sonstigen Gesprächen aller harten Anspielungen und Schmähungen zu enthalten."

„Gleichwie unterm heutigen Dato an die K. Kreisämter die Weisung gehet, den Pastoren den Auftrag zu ertheilen; so macht man auch hiemit einem Erzbischöflichen Konsistorio das Ansinnen dero Orts das diesfalsige an die unterhabende Geistlichkeit zu erlassen. Ex Consilio Gubernii. Prag, den 18. November 1784.

Die zweyte Verordnung ist dieses Inhalts:

Erzbischöfliches Prager Konsistorium.

„Laut eines anhero zugekommenen höchsten Hofdekrets vom 28. Oktober d. J. wollen zwar Seine Majestät bewilligen, daß den Pastoren die Besuchung ihrer Glaubensgenossen und die Ertheilung des Unterrichts für die Kinder des zu Besuchenden gestattet werden möge; doch solle der Pastor ausdrücklich bedeutet werden, daß bey diesem für die Kinder des Besuchenden zu ertheilenden Unterrichte, ausser dem Hausvater und den akatholischen Dienstboten, niemand seyn dürfe."

„Hiernach gehet unterm heutigen Dato von hieraus die Verordnung an die Kreisämter, den Superintenden und die Pastoren zur genauen Beobachtung anzuweisen."

Nun folgt die angehängte Prager Interpretation:

„Ferner kann nach obiger allerhöchster Gesinnung, den katholischen Predigern bey dem Umstand, da auf dem Lande von Zeit zu Zeit so viele von der katholischen Religion abfallen, zwar nicht verwehret werden, die Leute zur Standhaftigkeit in dem rechten Glauben anzumahnen, und von den Irrthümern der zweyerley akatholischen tolerirten Sekten zu räumen, und den Satz zu behaupten, daß kein wahres Priesterthum bey diesen von der katholischen Kirche getrennten Sekten bestehen könne, nachdem sie keinen ordentlichen geweiheten Bischof haben, somit auch ihre Religionsdiener keine kanonischgeweihete Geistliche sind; jedoch ist geschärfteſt zu untersagen, und darob zu wachen, daß sie Prediger bey dergleichen Gelegenheiten nicht auf Schimpfreden und verbotene Zänke und Kontroversen ausschweifen, welch ein so anders man also einem erzbischöflichen Konsistorio zur Wissenschaft und gehörigen Verfügung an die unterhabende Geistlichkeit hiemit eröfnet. Ex Consilio Gubernii, Prag, den 18. Nov. 1784. M. H.“

Was wird der Briefsteller hierzu sagen? Er wird sagen:

Man weis nicht, soll man weinen oder lachen, wenn man hier siehet, wie der schlaue Kanzleygeist die schönsten Verordnungen Josephs verunstaltet! Was ist offenbarer, als daß Joseph, nach der ersten

Ver-

Verordnung, das beste Einverständniß unter den Religionspartheyen befördert haben will, und daß die Pfarrer von beyden Seiten besonders in ihren Predigen ein friedfertiges Betragen nach allen Kräften empfehlen sollen? Was ist heller am Tage, als daß Joseph in der zweyten Verordnung gar keine Ursache bekannt gemacht hat, warum bey dem Religionsunterrichte der Kinder, ausser dem Hausvater und den akatholischen Dienstboten, niemand zugegen seyn sollte? Aber nun kommt der Kanzleygeist, sieht alles ganz anders als wie's dem Buchstaben nach da steht, — erforscht das Herz des Kaisers, — erblickt Gesinnungen die er nie geäussert hat, und hält sich daher berechtiget Scholien zu seinen Dekreten hinzuzufügen und Konsequenzen zu machen. Nun muß der Kaiser, weil er verboten hat, daß dem Religionsunterricht der akatholischen Kinder die katholischen nicht beywohnen sollen, die allerhöchste Gesinnung haben, daß niemand von der katholischen Religion abfallen solle — und nach dieser allerhöchsten Gesinnung darf den katholischen Pfarrern nicht verwehrt seyn, die Leute zur Standhaftigkeit in dem rechten Glauben anzumahnen, und von den Irrthümern der zwey akatholischen Sekten zu räumen! (Vermuthlich ergieng die Verordnung um Ruhe und Frieden zu sichern.) Nun muß der Kaiser, weil

er Toleranz und möglichste Eintracht befohlen hat, die allerhöchste Gesinnung haben, daß nur die katholische Religion über der Toleranz nicht Schaden leide, und nach dieser angeblichen allerhöchsten Gesinnung müssen die katholischen Prediger, um des Besten der katholischen Religion willen, zwar nicht schimpfen und zanken — aber doch den Leuten hübsch sagen, daß die akatholische Religion kein Priesterthum habe, und ihre Geistlichen Sektirer, das ist auf gut Deutsch: Rottengeister sind! Ist es wohl möglich, daß die Befehle eines Oberherrn übler verstanden, schiefer ausgelegt, und auffallender aus weiß in schwarz verwandelt werden können, als hier geschieht? Welch ein Kontrast! Die katholischen Pfarrer sollen nicht schimpfen, aber sie sollen öffentlich die Protestanten tolerirte Sekten betiteln — sie sollen nicht in Kontroversen ausschweifen — aber sie sollen über die Irrthümer der tolerirten Sekten sich deutlich herauslassen — sie sollen ein friedfertiges Betragen und Toleranz in ihren Predigten befördern — aber sie sollen auch Gelegenheit geben, daß der gemeine Mann aus ihren Predigten mit verdoppelten Abscheu, den die Abkanzlung der Sekten stets veranlaßt, gegen die Protestanten herausgehe! Gott behüte vor solchen Kommentarien! Warum hat man nicht lieber frey herausgesagt: Der Kaiser

befiehlt

befiehlt zwar die Toleranz — Wir aber gebieten die Intoleranz! Fürwahr, hierin bin ich mit dem Briefsteller ganz einig, daß die Toleranz in den kaiserlichen Staaten noch gar sehr eingeschränkt ist, daß noch vielen Bedrückungen Platz gelassen ist, und daß man nicht Ursache hat, das Glück der Protestanten in dem österreichischen zu beneiden. Ja ich meyne noch überdies, daß die angenommenen Prinzipien der Toleranz, gar nicht die richtigen sind. Aber alles dieses hindert mich nicht, auch die gute Seite der bisher übel abgemalten Toleranz zu sehen. Wenn sie gleich keine wahre Toleranz ist, denn die wahre Toleranz ist ein Gesetz der Natur, wodurch jeder vernünftige Mensch verpflichtet ist, seinen Mitmenschen in der vollkommensten Religionsfreyheit ungestört zu lassen — so ist sie doch etwas von einer Toleranz. — Wenn sie gleich das Glück der Protestanten nicht beneidenswerth macht, so verschafft sie ihnen doch immer ein Glück, das nicht zu verachten ist — wenn sie gleich nicht ganz so beschaffen ist, wie man wünschen könnte, so ist sie doch so beschaffen, daß viele Wünsche erfüllt werden. Viele tausend Protestanten in den Erblanden haben lange blos gewünschet, daß es ihnen nur erlaubt werden mögte, Gott nach väterlicher Weise zu dienen — und dieser Wunsch ist ihnen nun gewährt. Sie

dürfen doch nun Bethäuser haben, und wenn sie solche gleich kümmerlich erbauen — so wiegt doch die Freude ein Bethaus zu haben, den vorigen Kummer auf. Sie dürfen nun einen Prediger ihrer Religion zu ihrem Krankenbette verlangen, und mit dessen Tröstungen ihre Seelen erquicken. Sie dürfen ungestört in ihren Wohnungen laut beten und singen, und brauchen nicht mehr die Bibel und das Gesangbuch zu verstecken. Sonst durfte ein Protestant in Josephs Staaten, nur leise sagen, wer er wäre; jetzt darf er es, wenn er will, auf den Dächern predigen, wer er ist. Sonst war es ihm verwehrt sich im Lande Brod zu suchen; jetzt darf er Häuser bauen — Güter kaufen — und Gewerbe treiben welche er will. Sonst mußte er, wenn er Frieden haben wollte, in die Messe gehen — und wenn er starb, so ward sein Leichnam ausser dem Lager begraben; jetzt läßt er die Messe, Messe seyn, und wenn er stirbt, wird sein Leichnam nicht nur in die geweihte Erde gelegt, sondern der katholische Pfarrer begleitet ihn auch unter Sang und Klang zu seiner Grabesruhe; — sonst wurde er laut titulirt: Lutherischer Hund — jetzt wird er, wenn gleich nicht von allen, doch schon von vielen, Bruder geheissen.

Dies ist wahrlich schon einstweilen Glücks genug; und des Dankens werth. Mögen gleich zur Zeit

manche

manche Einschränkungen noch da seyn, welche nicht da seyn sollten; mag gleich der sogenannte Kanzleygeist dann und wann schief interpretiren, es wird doch einmal noch besser werden. Der Kaiser ist wenigstens auf gutem Sinn, und bekommt er nur Ruhe von aussen her, so wird er das angefangene gute Werk zu Jedermanns Zufriedenheit vollenden.

Ich verüble es ihm auch gar nicht, dem weisen Joseph, wenn er in seinen allergnädigsten Reskripten von seiner alleinseligmachenden Mutterkirche spricht; so lange er die andern Kirchen nicht seiner alleinseligmachenden Mutterkirche einverleiben will.

Mag mir einer immer seinen Weg für den allein rechten zum Himmel anpreisen; wenn er mich nur meinen Weg frey wandeln läßt, so bin ichs zufrieden. Hilft er mir aber noch obendrein, daß ich auf meinem Wege leichter fortkomme, so hindert mich die Verschiedenheit seiner Meynung nicht, daß ich ihn noch obendrein segne. Der Kaiser spricht von seiner alleinseligmachenden Mutterkirche; aber er thut den abtrünnigen Tochterkirchen Gutes. Die Grundsätze der Menschen, sie mögen auch seyn welche sie wollen, die richte ich nicht; und die sollte kein Mensch richten, der Menschen kennet. Vielleicht gehört auch jener befremdliche Ausdruck nur zum Stilus Curiä, oder der Monarch darf ihn nicht weglassen, wenn er

das Mistrauen seiner katholischen Unterthanen, das ohnedem schon groß genug ist, nicht noch mehr vergrössern will. Daß Joseph nicht behutsam genug gehen kann, sollte doch ein jeder einsehen.

Und wer da weis, welche Gährungen in Böhmen sind, wie da alle Köpfe des gemeinen Mannes schwindeln, wie da alles drunter und drüber geht, der wird nun auch gerne das Verfahren des Kaisers gegen die Hußiten, Abrahamiten oder Deisten in diesem Lande entschuldigen. Intoleranz hat sicher den edeldenkenden Joseph gegen diese Leute nicht in Harnisch gebracht; aber die besorglichen Unruhen, die täglich mehr entstehende Verwirrung, der unendlich modificirte Sektengeist der allenthalben rumorte, und der das liebe Böhmen einem Hause ähnlich machte, in dem die Kobolde und Poltergeister alles von oben zu unten stürzen; diese Dinge mögen dem Kaiser Anlaß gegeben haben, durch Vertreibung der Lermgeister, Sicherheit und Ruhe zu schaffen. Hätte Joseph nicht blos den drey akatholischen Religionen, sondern auch allen und jeden Sekten die Toleranz bewilliget, so würden binnen etlichen Jahren so viele Religionen als Tage im Jahre sind, das Licht der Welt erblickt haben; und da vielleicht jede die herrschende zu seyn sich hätte können beyfallen lassen, so würden die Anhänger einer jeden, einander um des

Himmels

Himmels willen alles mögliche Leid angethan — und vielleicht einander gar die Hälse gebrochen haben. Man weis von jeher, wie leicht es den Böhmen ankommt sich zu balgen. Hätte Joseph so vielen Sekten die Toleranz zugestanden, so hätte er nothwendig ihnen allen ihre freye Religionsübung gestatten, jeder ihre neugeschafne Gebräuche, — jeder ihre Einfälle, die sie als heilige Glaubens- und Sektenregeln ausschreien konnten, wären sie auch noch so wunderlich und dem Interesse des Staats zuwider gewesen, frey lassen müssen. In manchen Flecken konnten wohl vier oder fünf verschiedene Sekten, jede einen Tempel — jede einen Prediger — jede ihre besondern Rechte, verlangen. Nur ein Gott hätte sie vielleicht befriedigen, und unter einander ausgleichen können! Ohne Zweifel fühlte sich der Kaiser zu schwach dazu, und wäre er auch Herkules gewesen, er hätte zu schwach dazu seyn müssen, 365 Religionsinteressen unter sich, und mit dem Besten des Staats zu vereinigen; und er wählte lieber das Mittel, allen Sekten die Toleranz zu verweigern. So betrachte ich die Sache, und dann wird mir das Verfahren Josephs gegen die Hußiten, Abrahamiten und Deisten begreiflich. Es war streng, aber es war für das Heil des Staats unumgänglich nöthig.

Unter zwey Uebeln erwählt ein Kluger stets das Kleinste. Und vielleicht ist auch in dieser Hinsicht der so betittelte Kanzleygeist zu rechtfertigen, ja eher ein guter als ein böser Geist zu nennen. Das Gubernium, oder doch mancher erleuchteter kaiserlicher Rath, mag gar wohl einsehen, daß in einem Staat, in dem der Aberglaube noch so weit ausgebreitete und tiefe Wurzeln hat, — in welchem dem bigotten Pöbel und dem größten Theil der Geistlichkeit, eine jede den Protestanten verliehene Begünstigung unerträglich ist, die zum Vortheile derselben ergehenden Verordnungen, nothwendig verklausulirt und verbrähmt werden müssen, wenn nicht mehr Böses als Gutes gestiftet werden soll. Man ist vermuthlich gezwungen, ganz wider alle Neigung und Wünsche, dem geistlichen und weltlichen Pöbel noch manches einzuräumen, welches erst in künftigen Generationen weggeschaft werden kann. Man muß gar oft Unkraut und Waizen miteinander wachsen lassen; die Ernte, welche sie sondert, wird auch schon kommen. Und so wollen wir denn mit der gegenwärtigen Toleranz, sollte sie auch nur eine Quasitoleranz seyn, zufrieden seyn. Wir wollen denken, daß eine Zeit war — gegen welche die jetzige golden ist, und daß es genug ist, wenn nicht alles geschieht, was geschehen sollte, daß

doch

doch viel geschieht. In der Studierstube, und in einem Kopf der wohl zum Spekuliren, aber nicht zum Völkerregieren geformet ist, läßt sich viel räsoniren und kritisiren; aber man gehe aus der Studierstube, wenn man kann, ins Kabinet, und trage seinen Kopf aufs Rathhaus, und man wird erfahren, daß das, was man für Thorheit hielt, Weisheit war, und daß das, was man als leicht auszuführen ansah, unausführbar ist. Wenn ich Kaiser wäre, so würden mich die Klügeleyen — die gehäßigen Machtsprüche — die unzufriedenen Gesichter so mancher Protestanten, die mit allem Zwirn der Welt, wenn man sie ins Labyrinth führte, nicht aus dem Labyrinth herauskommen würden, ärgern; — und ich könnte leicht in Versuchung gerathen — ihren Glaubensgenossen die unerkannten Wohlthaten wieder zu nehmen. Nichts schmerzt in der That einer edlen Sele mehr, als ihre guten Absichten verkannt, und ihre wohlwollenden Bemühungen mit Undank vergolten zu sehen! Der Kaiser erwartet mit Recht den jauchzenden Zuruf der ganzen Welt zu seinen glorreichen Vorschritten — er hoft mit Grunde, daß alle Protestanten sein Thun segnen werden; und siehe da, man murrt — man klagt laut und öffentlich. — Gott vergebe den Protestanten diese Sünde. Alle begehen sie nicht, das weis

ich. Und die sie nicht begehen, werden mit mir beten:

Heilige Vorsicht, thue ein Zeichen an dem besten Joseph, daß es ihm wohlgehe, wirke und erhalte noch ferner alle diejenigen Gesinnungen, Entschliessungen und Tugenden in ihm, welche mit seiner erhabenen Bestimmung, Millionen Menschen glücklich zu machen, übereinstimmen, und ihn einen ewigen Nachruhm bey der dankbaren Nachwelt erwarten lassen.

(Die Fortsetzung folgt im zweyten Bande.)

II.

Theologische Briefe.

Ueber verschiedene kirchliche Gegenstände im Fürstenthum Bayreuth.

Erster Brief.

Enthält etwas von einem Lebenslauf, der ungelesen bleiben kann bis auf die zwey letzten Seiten, — wenn man zu neugierig ist.

S — heim, den 17. November 1784.

Theurer Freund!

Ich sehe Sie bald gesund und glücklich wieder! So bester Freund! haben Sie mir mehrmalen nachgerufen, als wir uns vor vielen Jahren trennten. Nun sehen Sie mich wieder — aber nicht auf den Füssen, sondern — auf dem Papier. Und aus dem feinen Korrespondenzpapier, nebst den niedlich geschriebenen Buchstaben werden Sie auch sehen, daß es nicht übel um mich stehet. Doch darf ich Ihnen nicht verschweigen, daß es erst seit kurzer Zeit eine andere Wendung mit mir genommen hat, und daß eben diese späte Ereigniß die Ursache gewesen ist, warum ich mich nicht eher habe sehen lassen. Es ist nemlich stets mein Grundsatz gewesen, meinen Freunden keinen Anlaß zu geben, mich zu bemitleiden — sondern

Anlaß, — sich meiner zu freuen. Käme ich mit einer Stirne zu Ihnen, auf welcher die trübselige Zeit Linien gezogen hat — mit einem abgetragenen Ueberrock — mit einer Perücke, welche die wohlthätige Kunst des Friseurs lange nicht gefühlet hat, und die anstatt des weißen Puders mit grauem Mehl bestreuet ist, — wer weis, ob Sie nicht fragen würden: Wer ist der Herr? und ob Sie nicht auf meine gehorsamste Antwort: Ich bin der unglückliche H— ihr vormaliger guter Freund — eine kleine Veränderung ihres Pulses empfänden, die Sie betroffen und mich beschämt machen würde. Aber, dem Himmel sey's gedankt! ich komme mit heiterm Angesicht — mit einem neuen schwarzen Kleide von holländischem Tuche — mit einer Perüke die sich darf sehen lassen, — und mit Vortragung des ehrenvollen Titels: Wohlverordneter Pastor zu S..., und wohlkreirter Baccalaureus Sacro - Sanctae Theologiae — und da werden Sie nun wohl helle Augen bekommen, und sprechen: Liebster Freund willkommen! — Sie logiren doch bey mir? Ja theurer Freund — auf eine halbe Stunde. Aber da die Zeit so kurz ist, so lassen Sie sich auch geschwinde sagen, welchen Weg ich zu meinem Glück gegangen bin; denn hiernach werden Sie doch die erste gütige Frage zu thun in Versuchung seyn.

Es gieng aber wie bey dem guten Aeneas. Per varios casus per tot discrimina rerum. Ich überstieg lange einen Berg nach dem andern — und auf keinem fand sich für den umherirrenden Wanderer eine bezaubernde Aussicht. Immer vor mir hin — Wüsten — Klippen — Sümpfe. Die Menschen, die mir auf meiner Kreuzfarth begegneten — lachten meiner, wenn ich stolperte — oder gafften mich an, wenn ich fragte: Wo geht der Weg hin? Keiner führte mich in sein Haus, und sprach: Wärmet euch — es kostet nichts. Ich war schon des Willens wieder umzukehren, und in meinem Vaterlande um eine Küsterstelle demüthig zu suppliciren; denn manche Küster, habe ich mir immer sagen lassen, sollen sich besser stehen, als manche Wohlehrwürden, — als sich von ohngefähr die Thurmspitzen von dem weitberühmten Halle in meinen Augen spiegelten. Phöbus hatte gerade in aller seiner Pracht seinen Wagen bestiegen — und die Strahlen, mit denen er Thürme und Dächer vergoldete, vergoldeten nun auch meine Phantasie. Ich vergaß augenblicklich, daß ich bisher auf Gebürgen die nur mit Eisen geschwängert waren — die mühselige Reise gemacht hätte — und sah in Halle ein Colchis, — nach welchem ich nicht genug eilen könnte. Je näher ich meinem geträumten goldnen Vließ kam, desto mehr glühete meine Imagination;

gination; und als ich das berühmte Waisenhaus mit fünf Schritten erreichen konnte, so war mir als wenn ein guter Geist in meine Seele gerufen hätte: Hie findest du was du verlangest.

So sehr ich sonst den Waisenhäusern, die ich immer als Zuchthäuser betrachtete, abgeneigt war, so wenig war jetzt in diesem Augenblick eine Protestation wider den Ruf des vermeintlichen guten Geistes wahrzunehmen. Kleine Umstände, — veränderte Situationen im menschlichen Leben — und das Spiel der Leidenschaften geben nur gar zu oft unsern Theorien eine ganz entgegengesetzte Praxis. Hieraus läßt sich auch erklären, warum ich mich eiligst bey dem Herrn Direktor des Waisenhauses melden ließ, und ihn bey der gnädig ertheilten Audienz, um eine Praeceptorstelle submissest anflehte. Mein Gesuch wurde gestattet, nachdem ich zuvor durch meine Testimonia bewiesen hatte, daß ich auf Universitäten gewesen wäre, und versprochen hatte den Katechismus Lutheri nicht um eine Sylbe zu ändern, und mich mit frommen Seufzern zu jeder Lektion andächtig vorzubereiten. Aber das Seufzen dauerte kaum ein Vierteljahr; — ich bekam einen schwachen Athem, und war in Gefahr an der Hypochondrie und Schwindsucht die Seele auszuseufzen. Deswegen nahm ich traurig Abschied von meinem frommen Waisenhause — und

gieng

gieng als ein irrender Ritter — wohin meynen Sie? — von einem Extremo zum andern? — ja! nach Dessau. Wenn man in Halle seufzet, dachte ich, so wird man in Dessau lachen — wenn man in dem Waisenhause an der Kette liegt und Knochen nagen muß, so wird man in dem Erziehungshause frey hin und her hüpfen, und Basedows Braten speisen.

Wenn du nur geschwinde zum Wohlbehagen deines kranken Magens an der mit gesunden Weinen besetzten Tafel, und zum Heil deines eingeschlafenen Geistes im Kreise aufgeklärter Männer sitzen könntest! Solche und mehrere ähnliche Wünsche beflügelten meine Schritte, oder wenn das zu viel ist, — machten mich zum Läufer aus Midian. Allein, meine Wünsche waren eitel und ich konnte wieder mein Glück nicht erlaufen. Man ärgerte sich zu Dessau an meinen bleichen Wangen — an meiner heischern Stimme, die durchs viele Seufzen verstimmt worden war — an meinen dürren Waden — an meinem fränkischen Dialekt — und was das hauptsächlichste ist, an meiner ehrlichen Orthodoxie. Ich war fest überzeugt, daß der Teufel noch immer sein Spiel unter den Kindern des Unglaubens habe; — und mit dem Teufel wollte man doch im Erziehungshause die muntern Philantropisten nicht erschrecken lassen. Es blieb mir also nichts übrig, als meinen Stab

weiter zu tragen. Zum Glück traumte ich in der vorhergehenden Nacht von Berlin, und da mir mein System sagte, daß man nicht alle Träume verwerfen müsse, weil manchmal göttliche mit unterliefen, so wußte ich gleich — wohin. Ich gieng also in des Herrn Namen auf Berlin zu, und ich langte bald ohne geplündert zu werden, oder den Gelust von Friederichs Kriegern nach meiner Leibeslänge zu erregen, in der Weyhnachtsresidenz des größten Königs an.

Nach einem langen Hin- und Herrennen in den Strassen, nach genugsamen Angaffen und Anstaunen alles dessen was mir neu und auffallend war, setzte ich mich müde und matt unter den Schatten der Kastanienbäume, in dem so genannten Lustgarten der an der Spree liegt, und wo man so angenehm spazieren geht, — wie Jonas unter den Schatten seines Kürbisses, nieder — und baute Schlösser in die Luft. Eben da ich in den tiefsten Schacht meiner Gedanken hineingestiegen war, holte mich ein starker Laut aus der Tiefe wieder herauf. Ich sah einen Mann vor mir stehen, der mit einer höflichen Verbeugung sagte: Verzeihen Sie, mein Herr! daß ich an ihrem Erwachen schuld bin. Ich meyne an Ihnen meinen lieben Landsmann den Herrn H. . wiederzusehen, und ich bin voll Eifers Ihnen meine Freude darüber zu

erkennen

erkennen zu geben. Ja ich bin der H. . ., war meine bestürzte Antwort. Aber Sie, mein Herr! wollen Sie mir auch Anlaß geben, mich über den Namen eines unkenntlich gewordenen Freundes zu freuen? — Ich bin der Maler R.. Sie der Herr R. . .? O willkommen, bester Freund. Ihr Schüssel sperrt. Nun folgten noch einige zärtliche Umarmungen, und mein lieber Maler nahm mich mit sich in sein Quartier. Beym Abendessen entdeckte ich ihm alle meine Anschläge und Entwürfe, und er versicherte mich, daß ihm seine Bekanntschaft in vielen vornehmen Häusern Gelegenheit geben werde, eine gute Hofmeisterstelle für mich auszumachen. Als er mit dieser Versicherung meinen matten Geist wieder belebt gemacht hatte, so führte er mich in ein anstossendes Schlafzimmer, und sagte mir gute Nacht! Aber die Nacht war für mich wie der Tag. Tausend Besorgnisse fiengen an sich in meiner Seele zu tummeln, und mit unter, wer sollte es glauben? die Besorgniß um eine neue Weste, und um eine modische Perücke. Ich war ein Theologe — und ich gedachte nicht an die Worte: Sorget nicht für eure Kleidung. Ich wollte die Bibel wie die Kinder das A. B. C. auswendig wissen, und der Spruch: Alle eure Sorge werfet auf ihn — war mir jetzt ganz unerinnerlich. Was für Theologen und Bibelverständige wir doch zu ge-

wissen Zeiten sind. — Jedoch meine Theologie war nur zur Nachtzeit nicht dienstfertig. Als der Sonnenschein wieder da war — war sie auch wieder da und bewieß sich thätig, zumal da mein lieber Maler die schwere Sorge um eine neue Perücke und Weste auf sich laden ließ — und auch das übrige Anliegen auf sich nahm. Kaum waren einige Tage vergangen, so sah ich mich nicht nur in neuen Kleidern sondern auch in neuen Ehren. Ich wurde nemlich als wirklicher Hofmeister einer hochadelichen Jugend dem Herrn von L. — einem Landedelmann zu Z.. . vorgestellt; und mein gnädiger Herr gab mir sogleich mein Bestallungsdekret in den Worten: Nur kein Kopfhänger und dann schon gut. Aber wenn ich nicht auch schon ein Kopfhänger gewesen wäre, so würde ich es doch bald geworden seyn. Seiner Gnaden sahen mich höchstens für den ersten Bedienten in ihrer Hofburg an, und hiessen mich Er. Ueber der hochadelichen Tafel wurden stets die Schwarzröcke ausgelacht, und — Simson mit seinen Füchsen, wie auch Bileam mit seiner Eselin, mußten vorjagen und vorreiten. Wenn ich mich erkühnte für die weiland Herren Simson und Bileam eine kleine Fürbitte einzulegen; so wurde ich gefragt: Ob diese Herren meine Verwandte wären? und ein helles Gelächter war das Viktoria. Da ich einstmals zur Wiederver-

geltung spöttisch fragte: Ob denn Voltaire ohne Verwandte zu hinterlassen, in die Unterwelt gegangen wäre, so hieß es: Herr Hofmeister! das ist naseweis. Freylich war es naseweis. Aber es hieß hier: Difficile est tacere cum doleas. Indessen hatte meine Naseweisheit doch keine andere Folgen, als daß man den Stachel der Spötterey um so sorgfältiger spitzte, und um so häufiger gebrauchte; und ich würde ohne Zweifel in dem Stalle meines gnädigen Gebieters noch lange das Stechen in die Ohren ausgehalten haben, wenn nicht eine wirkliche Grobheit den Stall plötzlich auf immer vor mir verschlossen hätte. Es fiel nämlich zu einer gewissen Zeit meinem Herrn Baron ein, unter andern Fragen auch diese mir vorzulegen: Warum man denn den Fischer Petrus heut zu Tage den heiligen Petrus und den ersten Minister Christi titulire? Ein lautes Applaudiren von allen Seiten — ein heftiges Schreyen: Nun Herr Hofmeister sage er doch! brachte mich so aus meiner Fassung, daß ich hitzig antwortete: Je nun die Zeiten ändern sich, und somit auch die Titel. Zu den Zeiten des Cicero und Lucils nennte man die Unmündigen — die Dummköpfe, — die Narren, — Barons, und die Galler gaben diesen Titel den Kammerdienern, manchmal auch dem Teufel und den Poltergeistern. Wer

hätte glauben sollen, daß mit der Zeit die Barons Gens de qualité würden?

Der Donner kann nicht so geschwind auf den Blitz folgen — als der Stock auf diese Blitzworte meinen Rücken traf, und in Zeit von fünf Minuten war ich vor der Hausthüre.

Ob mir recht geschehen ist? daran zweifle ich nicht. Ich hatte mehr Ursache, mich über meinen zu bittern Sarkasm — über meine schlechte Menschenkenntniß — über mein Compendium Theologiae, das ich mit allen seinen Krudidäten im Kopfe hatte — als über meinen zornigen Herrn Baron, zu beklagen. Wie viel Gutes hätte ein klügerer Hofmeister als ich war, an meiner Stelle bewirken können. Seiner Gnaden spotteten blos über die Religion, weil sie Kirchenreligion von Christus Religion nicht hatten unterscheiden gelernt. Doch schreckte mich die erlittene üble Behandlung nicht ab, anderer gnädiger Herren Dienste zu suchen. Ich fand sie auch. Aber die gnädigen Herren blieben sich alle gleich, weil sich der Hofmeister gleich blieb; und daher kams, daß ich binnen zwey Jahren noch viermal die Ehre hatte, wenn gleich nicht einen handgreiflichen, doch einen ungnädigen Abschied zu bekommen.

Ich war zu sehr verschrieen, als daß ich wieder bey irgend einem Herrn von zu Gnaden hätte auf-

genommen werden können, und ich war auch zu sehr über den Witz der Herren von aufgebracht, als daß ich nach ihrer Tafel irgend einen Seufzer hätte schicken können. Du willst dich erniedrigen, sagte ich zu mir, so wirst du erhöhet werden! Du wilst den erhabenen Titel Hofmeister auf immer ablegen — und die gerade Benennung eines schlecht und rechten Hauslehrers, bey einem gottseligen berliner Bürger zu erwerben suchen! — Mein guter Maler half wieder zu meiner gewünschten Erniedrigung, wie vormals zu meiner schwindlichten Erhöhung. Ich kam bey dem Kaufmann A... in Kondition, — nicht als Handelsdiener, das versteht sich, sondern als Schuldiener. Wurde bey meinen ehemaligen gnädigen Herren gelacht und gespöttelt; so wurde bey meinem jetzigen wohlfürnehmen Herrn gewinselt und wehgeklaget. Ueber Tische wurden die Gespräche, auf die bösen Zeiten, auf die verderbte Welt, auf die neuen Religionslehren als auf Teufelslehren, und auf des rechtgläubigen Porsts Gesangbuch gelenket; und dabey bekam ich eine ernstliche Erinnerung nach der andern, das ich ja mit den frommen Kindern das Symbolum Athanasii fleißig treiben, dasselbe haarklein zerspalten — und höchstverständlich auslegen sollte. Dieses Symbolum, sagte Herr A..., ist das rechte Bollwerk unserer lutherischen

Kirche, und wer es nicht verstehen will, kann nicht selig werden. Viele wollen es nicht verstehen; aber das machts: der böse Feind, Gott sey bey uns in Gnaden — sitzt immer vor dem Symbolum, und macht aus weiß schwarz. Diesen Seelenfeind verjagen Sie durch den Gesang: Unser Wissen und Verstand — und durch die 3 Kreuze. Ich versprach dem Teufel zu widerstehen — und ihm zum Trotz an dem Symbolum so ämsig zu putzen, als an meinen tombakenen Schuhschnallen. Allein mein Versprechen wurde mir schwer zu halten. Der Teufel saß wirklich, wie mein Herr Prinzipal vorausgesagt hatte, vor dem Symbolum, und ließ mich keine Zeile verstehen. Ich studierte Tag und Nacht über denselben; ich erwog hin, ich erwog her; ich brütete wie eine Henne über ihren Eyern, und es wollte nichts auskriechen. Meine Schüler die meine Unruhe bemerken mußten, fragten einander: Was fehlt doch dem Herrn Präzeptor? und wenn ich mich unterwand das Symbolum erklären zu wollen, so fragten sie mich: Wie ist dieses zu reimen? Da sie mit meiner Reimkunst nicht zufrieden waren, so war ich auch mit ihrer Fassungskunst nicht zufrieden. Die Geduld vergieng mir, und ich gerieth auf den Einfall, sie durch derbe Ohrfeigen zu belehren. Was das für ein glücklicher Einfall war! Nun begriffen

sie, daß es eine Lust war; und ich hätte Feuer und Wasser, Licht und Finsterniß zusammenreimen dürfen, sie hätten den Reim gelobet.

Indessen waren sie doch dem Symbolum im Herzen gram, weil es ihnen Ohrfeigen zugezogen hatte, und ich wurde ihm auch gram; oder vielmehr ich ärgerte mich über den bösen Feind. Wenn ich ihn in meinen andächtigen Seufzern öfters bis in die unterste Hölle hinunter verflucht hatte, so warf ich noch obendrein, wie Doktor Luther, das Dintenfaß nach ihm. Aber was half mein Eifer? Den Teufel konnte ich nicht schwärzer machen als er ist, und anstatt, daß dieser verworfene Geist ausfahren sollte, blieb er nur zu meiner tiefern Verwirrung desto fester vor dem Symbolum sitzen. So ist es also nicht einmal gut, an dem Teufel seine Bosheit auszulassen. Er brachte mich so weit, daß meine Bosheit in Aengstlichkeit, meine Aengstlichkeit in Zweifel — meine Zweifel in Unglauben übergiengen. Vorhin hatte ich nur undurchdringliche Geheimnisse in dem Symbolum gefunden; jetzt fand ich darin offenbare Widersprüche. Und nun war ich unglückseliger als jemals. Den Glauben ans Symbolum aufzugeben, schien mir der gerade Weg zur Verdammniß — und den Glauben fest zu halten, widerstrebte die Vernunft. Aber deine bemerkten Wi-

derſprüche laſſen ſich vielleicht heben, dachte ich endlich. Es wird doch Bücher geben, die deiner thörigten Vernunft zur Ader laſſen, es wird doch Menſchen geben, die dir den Staar ſtechen! Gleich verſchafte ich mir ſolche Bücher, in welchen Athanaſius die Vernunft als im Triumph an ſeinen Siegeswagen angebunden hatte. Gleich gieng ich zu etlichen geiſtlichen Herren, die als ſtarke Streiter gegen die Vernunft berühmt waren. Vier Wochen lang ſchulten mich meine todten und lebendigen Meiſter, wie man ein Pferd ſchult, das auf die Reitbahn gebracht wird. Vier Wochen lang hielt ich alle mögliche theologiſche Peitſchenhiebe mit aller möglichen Geduld aus. Aber endlich müde und matt, und noch dummer gemacht, als ich mich zuvor hielt, riß ich den Kappzaum ſammt dem Leitſeil los — und des Tummelns war ein Ende. Allein des Erklärens des Symbolums war noch kein Ende, weil ich nach der unverbrüchlichen Vorſchrift des Herrn A... Vorleſungen darüber halten mußte. Gott und die Natur hätten zwar nichts dawider gehabt, wenn ich den heiligen Athanaſius in ſeiner Ruhe gelaſſen hätte; aber der Lauf der Welt wollte anders. Indeſſen nahm mein Trübſinn nur immer mehr zu, und ich ſtand oft viele Stunden ſo verſteinert da, wie der heilige Nepomuk auf der Brücke zu Prag. Ich

glaube auch, daß mich endlich der heilige Athanasius ins Wasser gestürzt hätte, wenn nicht mein lieber Maler wieder mein Schutzengel geworden wäre. Dieser, der mich öfters besuchte, weil ich ihn öfters besuchte, hörte mich dann und wann über den heiligen Athanasius seufzen, — und da er so gütig war mich zu fragen, ob mir dieser Hrilige etwas zu Leid gethan habe, entdeckte ich ihm mein Herz. O lieber Freund! sprach der berliner Apelles, weiter drückt sie kein Stein. Seyn Sie ruhig! ängstigen Sie sich nicht über Geheimnisse; denn ein Geheimniß ist eine Frage, die ohne ein Wunder nicht beantwortet werden kann. Und zum Wunderthun sind Sie doch wohl nicht in der Welt! Vertrauen Sie sich der Leitung eines ehrlichen Geistlichen an; — es wird bald mit Ihnen besser werden. Gott behüte mich vor den Geistlichen! rief ich im Zorn, — die haben mich schon geschult, daß mir beynahe der Athem ausgeblieben wäre! Nein, in der Geistlichen Hände bringt mich kein Mensch mehr! — Aber in eines sanftmüthigen und aufgeklärten Geistlichen Hände befehlen Sie doch ihren Geist? So versetzte der Maler — und führte mich, obgleich mit einigen Widerstreben, zu dem Herrn Prediger B..., den mir mein Kaufmann öfters als einen Socinianer, — Bahrdianer — und noch oben darauf als einen Freygeist

geist mit schwarzen Farben abgemalt hatte. Ich erfuhr aber bald, daß mein Maler R... besser malen und besser treffen konnte, als mein Kaufmann A... Der Herr Prediger B... war ein liebenswürdiger Mann, der mich den Weg zur Wahrheit Schritt vor Schritt führte — und sein Joch war sanft und seine Last war leicht. Er empfohl mir Bibelstudium und unpartheyische Kirchenhistorie; und statt aller anderer Bücher gab er mir die allgemeine deutsche Bibliothek, die ich sonst aus Vorurtheil nie lesen mogte, zu meinem Zwischenstudium. Dieses Buch, sprach er, ist mir und vielen andern ein Wegweiser gewesen. Es ist unter den Büchern, was Johannes unter den Juden war — nämlich der Vorläufer Christi. Hat ihnen dieser Johannes genug von der Busse geprediget, und haben sie sich von ihm taufen lassen, so gehen Sie weg vom Johannes — und hin zu Christo selbst. Der hat die Worte des Lebens, wie Sie sie suchen. Und dann wird Ihnen geholfen seyn. Sie werden nicht mehr ängstlich sprechen: Hie ist Athanasius — dort ist Arius; hie ist Luther, — dort ist Kalvin — sondern sie werden freudig jauchzen: Hie ist Christus. — Wie gesagt, so geschehen. Nach Verlauf eines Jahres war ich vollkommen christisch, und somit auch ruhig. Lohn's Gott dem Herrn Prediger B... der mir die gute

Anleitung gab, und den aufgeklärten Mitarbeitern an der allgemeinen deutschen Bibliothek — die mir den Weg wiesen, und doppelter Seegen komme über den biedern Mann der das Licht im Verlag hat, und es der Welt so rastlos mittheilt.

Da ich aber zum Lichte gekommen war, wie konnte ich mich länger in einem Hause aufhalten, in dem es finster war? Ich machte zwar einige Versuche die Finsterniß zu erhellen, aber mein Kaufmann hatte keinen Leuchter auf den ich das Licht hätte aufstecken können. Und da er mir noch überdies mein Licht aus der Hand schlagen wollte, so bat ich ihn um meine Dimission, und gieng zu meinem Maler. Aber was soll nun werden? sprach mein Maler. Mit den Edelleuten haben Sie es verderbet! Mit den Kaufleuten können Sie sich nicht stellen! Mit den Geistlichen wollen Sie ausser ihrem Prediger B... nichts zu thun haben! Wo nun hinaus? Wollen Sie bey mir bleiben, und die göttliche Kunst zu malen lernen? Sie ist nicht nur göttlich, sondern auch golden, wenn sie nach der Manier Raphaels getrieben wird. Freund! ich nehme Sie in die Lehre, und verlange kein Lehrgeld. Nein, mein lieber R... antwortete ich: in die Lehre gehe ich nicht mehr. Wer einmal ein Lehrer gewesen ist, will kein Schüler mehr werden. Ich bin zum Lehr-

meister

meister gebohren, und will als Lehrmeister sterben. Kann ich kein Schulmeister mehr werden, so will ich ein Klaviermeister werden. Schaffen Sie mir nur zu meinem neuen Amt, dazu mir meine Geschicklichkeit die Vokation giebt, Lehrjünger. Mein guter Maler lächelte, und versprach für mich zu werben, jedoch mit dem Beding, daß ich keine Ohrfeigen mehr austheilte. Ich versprachs ihm; denn ich war von der Ohrfeigen Belehrung schon lange zurückgekommen; und mein Maler war so glücklich, mir viele Rekruten, und zwar lauter adeliche Rekruten, zuzuführen. Da es seit meiner Bekehrung von der Finsterniß zum Lichte, von mir hieß: Siehe es ist alles neu geworden; so ärgerte ich mich nicht mehr an den Edelleuten, und diese ärgerten sich daher auch nicht mehr an mir. Ich erfuhr auch bald, daß die schönen Künste mehr Huld und Gnade erwerben, als die Kunst zu katechisiren. Alle meine jungen Barons hiessen mich Herr und Freund — alle beeiferten sich meinen Mangel in Ueberfluß zu verwandeln. Es gieng mir so wohl, daß ich schon auf die Gedanken gekommen war, auf meinem neuen Posten zu verbleiben, bis mich der Tod abrufen würde. Aber unsere Gedanken sind nicht anderer Leute Gedanken. Der Herr Graf von S..., dessen liebenswürdige Gräfin Tochter ich nicht nur im Klavier, sondern

auch

auch im Singen unterrichtete, hatte ein anderes über mich beschlossen. Da ich einstmals Ramlers Passions-kantate nach Pergolesi, nicht nur den Fingern und dem schönen Munde meiner vortreflichen Gräfin vor-legte, sondern auch dabey ihrem Verstand und Herzen eine religieuse Beschäftigung gab, so kam der Herr Graf, der mich in einem Nebenzimmer belauscht hatte, beym Schluß meiner Vorlesung daher, und machte mit seiner Vorlesung folgenden Anfang: Lieber Herr Klaviermeister! Sie haben doch mit meiner Tochter nicht anders gesprochen als ob Sie ein Schwarzrock wären. Aber wie kommt Saul unter die Propheten — und noch dazu unter die grossen Propheten? Wie ist doch der Geist des Herrn über Sie gekommen? Sagen Sie doch? Der Geist des Herrn, gnädiger Herr Graf, antwortete ich ganz betroffen, ist in dem Augenblick über mich gekommen, in welchem der böse Geist, (ich dachte hier an die Historie mit dem heiligen Athanasius) von mir gewichen ist. Und damit ich nichts verschweige, ich gehöre zwar nicht unter die Propheten — aber unter die Prophetenkinder. Ich bin nur erst Klaviermeister geworden, nachdem ich fünfmal als Schulmeister bin davon gejagt worden. — Nun giengs weiter in den Text hinein, und das Ende davon war, daß mir der Herr Graf eine eben ledig gewordene Pfarrstelle auf einer seiner Herrschaften

antrug; wobey er von meiner Seite nichts anders foderte, als daß ich den Herren Oberkonsistorialräthen Teller, Spalding und Büsching meine Aufwartung machte. Der Herr Graf hatte zu viel Gutes von meiner neuen Pfarre gesagt, als daß das bisherige Glück des Klaviermeisters wider das noch größere Glück eines gut besoldeten und höher geehrten Pfarrers, weiter hätte etwas einwenden dürfen. Ich küßte seine Hand, ohne ein Wort vorbringen zu können; und es dünkt mich; es wäre der beste Dank, für Erkenntlichkeit nicht zum Dank kommen zu können. Ich machte auch den Herren Oberkonsistorialräthen, die ich wohl oft mit Vergnügen predigen hörte, aber noch niemals gesprochen hatte, meine schuldige Aufwartung. Es war, wie ich wohl merkte, auf ein kleines Examen angesehen, aber ich fürchtete mich nicht von Männern examinirt zu werden, die mehr zum Belehren als zum Examiniren auf der Erde sind. Niemand examinirt den andern, habe ich irgendwo gelesen, der dem andern im Examen überlegen ist. Wer wirklich weniger weis als der Initiandus, ist ein Inquisitor im Examen. Der Ueberlegene lehrt nur, das heißt: er legt alles zum Greifen nahe. Meine Herren Oberkonsistorialräthe waren daher auch mit mir zufrieden, weil ichs mit ihnen seyn konnte. Ich empfohl mich ihrer Gewogenheit, und sie wünschten

mir

mir mit warmen Herzen zu meinem neuen Amte Glück; ohne mich noch bey dem Austritt aus dem Zimmer zu ermahnen: daß ich dem Konsistorio nichts vergeben, und alle sponsalia clandestina der Bauernpursche aufspüren, und getreulich mit Beylegung der verfallenen Ehepfänder einberichten solle.

Da ich Pfarrherr geworden war, so gedachte ich zum erstenmal mit Theilnehmung an den Spruch: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey; und da ich als Pfarrher in dem einsamen Pfarrhause nothwendig allein seyn, vornehmlich aber allein hätte schlafen müssen, so folgte auch sogleich die Entschliessung — auf ein perpetuum mobile Jagd zu machen. Aber ich spannte mein Netz weder vor den gnädigen Fräuleins — noch vor den ehrlichen Kaufmannstöchtern — noch vor den ehrwürdigen Priesterstöchtern aus. Die ersten waren mir zu adelich — die zweyten zu poßierlich — die dritten zu lustig. Die Dankbarkeit und die Neigung reizten mich der schönen und geistvollen, obschon nicht reichen Tochter meines Malers, der sich als meinen edelsten Freund und Wohlthäter bewiesen hatte, die Schlinge zu legen; — und sie lag keine Stunde, so war die herrliche Mariane gefangen; — wird es auch wohl bleiben — so lange ich Pfarrherr bin. Denn daß sie je auf die hübschen Schliche der schönen Rahel kom-

men werde, welche ihren Mann auf eine Nacht verhandelte, um den Gelüst nach Dudaim stillen zu können, dafür bin ich sicher; und daß ich je die gute Bereitwilligkeit haben werde, wie der fromme Jakob, mich auf eine Nacht von einer Fremden erkaufen zu lassen, dafür ist sie sicher. Wenigstens haben wir es einander bey unserer Hochzeit feyerlichst zugeschworen, daß wir einander nicht verhandeln wollen, und zu desto mehrerer Bekräftigung einem geistlichen Herrn das Kreuz darüber machen, und seinen Segen dazu ertheilen lassen. Noch etwas von unserer Hochzeit ist anzumerken.

Wenn andere Brautleute zu ihrer Trauung 20 bis 30 Anverwandte einladen, die sich als Zeugen der neuen Verbindung halb todt lachen — unter den Tisch trinken, und ausser Athem hüpfen, so haben wir ausser unsern ehrlichen Vater und Schwiegervater, der als Maler nur sehen und fühlen konnte, keine Seele zu dem Frieden des Herrn sey mit euch, das Amen sagen lassen. Nicht einmal der Herr Graf ist gebeten worden anzusehen, wie der schönen Mariane der Kranz, und mir der Rosmarienstengel steht. Kein Schüler hat gesungen: Wie schön leuchtet der Morgenstern; wie es sich denn auch nicht geschickt hätte, weil schon der Abendstern leuchtete — und ein Karmen — ist auch nicht unter den Teller

gelegt

gelegt worden. Demohngeachtet verlohr hiebey weder der Hochzeittag noch die Hochzeitnacht etwas. Wir hatten das Vergnügen — weil keine Gäste da waren, die uns bey den Röcken hielten, bey Zeiten in unser Kämmerlein zu schleichen, und als der Morgen uns aufweckte, fanden wir es wieder recht hübsch, keine Gäste wahrzunehmen, welche die Augen besehen. Mariane hätte sich in diesem Falle sicher ein wenig geschämt, und ich mich ein wenig geärgert. Wer weis auch, ob wir so ruhig und heiter in die Postkutsche, welche früh um 8 Uhr vor der Thüre war, um uns in die neue Pfarrwohnung nach S—heim zu bringen, gestiegen wären, wenn wir erst noch von den Herren Vettern, und Frauen und Jungfern Baasen bis zum letzten Augenblick bevaledicirt, — mit dem vorbeyrauschenden Wasser ihrer Augen benetzt, und von den schaumigten Spitzen ihrer Zungen wären belecket worden. Von den Bären und Katzen weis man, daß sie einander belecken; — wie aber die Menschen darauf verfallen sind, den Bären und Katzen eine Höflichkeit abzulernen, ist bis jetzt noch ein Geheimniß.

Doch dem sey wie ihm wolle; wir fuhren wie schon gesagt, ruhig und heiter aus Berlin — und was ich noch zu sagen habe, — traten nach einer sechsstündigen angenehmen Reise, mit freudigem Herz-

klopfen in dem Pfarrhof zu S — heim aus dem Wagen. Wenn sonst ein Pfarrer aufzieht, — so geschieht das mit einem Pomp der dem ähnlich ist in welchem ein König seine Residenz bezieht. Aber bey meinem Aufzug giengs so stille her wie bey meiner Hochzeit. Da wurden keine Glocken geläutet; — da blies der Thürmer nicht: In dulci jubilo; — da paradirte der ehrbare Rath nicht; — da gieng kein Schulmeister mit seiner Singeschaar in Mänteln und Feyerkleidern entgegen. Ich hatte mir im Voraus dergleichen splendide Zeremonien verbeten. Nur eine neugierige Volksmenge stand in dem Pfarrhofe, um den neuen Pfarrherrn und die neue Pfarrfrau anzustaunen. Liebe Mariane, sprach ich leise zu ihr, man ist doch aufmerksamer auf dich, als auf mich. Sey hübsch freundlich und grüsse mir die lieben Leute recht schön. O das will ich gerne, sagte sie, — und damit — war denn die gute Mariane mitten unter den Leuten — grüßte — nickte — besprach sich fast mit jeder Seele. Es war zum Entzücken, welch eine herrliche, aber gewis auch aufrichtige Rolle Mariane spielte. Ihre großen blauen Augen, die sie der Juno abgeborgt zu haben schien, — ihre Silberstimme — ihr sanftes Lächeln — ihre ungezwungenen Bewillkommungen — eroberten ihr sogleich alle Herzen. Nicht

wahr, ihr lieben Leute! rief sie zuletzt zu der ganzen Menge, — ihr werdet mich und meinen Mann lieben? Wir wollen euch auch lieben. Wie ihr uns jetzt sehet, so sehet ihr uns immer. — Kaum hatte Mariane ausgeredet — so ergrif ein altes Mütterchen ihre Hand, und sprach: Gott grüsse Sie, Frau Pfarrerin. Ich bin schon 90 Jahre alt — und hab 6 Pfarrfrauen erlebet; — aber sie ist doch die Schönste — die Freundlichste. — Aber sie hat sich doch auch recht sauber angezogen. Zwey von unsern vorigen Pfarrfrauen — waren stolze Pfauen, und haben sich geziert daß Gott erbarm. Dreye von unsern vorigen Pfarrfrauen — waren garstige Sauen, und haben ausgesehen wie die Hirtenhanne. — Aber sie ist mir so recht. Nicht pfauisch und auch nicht sauisch. Bleib sie nur so — und sey sie immer so freundlich. Wir wollen sie alle liebhaben — und ihr auch schon oft was in die Küche tragen. Mariane konnte sich des Lächelns nicht enthalten — ich auch nicht — und die Volksmenge, welcher die vorige kleine Anrede Marianens noch einige Thränenperlen in den Augen zurückgelassen hatte, lachte helle.

Während dem daß die neue Pfarrfrau ihre Thaten verrichtete, bezeigte auch ich als neuer Pfarrer, allen die mir nahe waren, wie glücklich ich mich schätzte, in S—heim Pfarrer zu seyn; und als

jene vom Schauplaz ab und ins Pfarrhaus getreten war, hielt ich eine kurze Rede, in der ich mit solcher Wirkung die empfänglichen Gefühle meiner Zuhörer erregte, daß beym Schluß jedermann schluchzend rief: Gott segne unsern neuen Herrn Pfarrer. — Wie viel kommt doch darauf an, daß ein Pfarrer gleich beym ersten Eintritt in seine Stelle — gut eintritt! daß er beym ersten Auswerfen des Netzes gleich einen glücklichen Zug thut! Und daran wird es ihm nicht fehlen, wenn er nur gleich ein gutes Herz äusserlich zu erkennen und zu fühlen giebt. Meines Erachtens, sollte man keinen zu einen Pfarrer machen, der nicht mit den nöthigen Amtsgaben, auch die Reize der Gesichtsfreundlichkeit und eines offenen Wohlwollens verbände. Das Sprüchwort König Heinrichs von Frankreich: Parole douce, & main au bonnet. Ne coute rien, — est bon est, sollte von unsern Geistlichen mehr als geschieht, beherzigt werden. Der Ausübung desselben, nebst einem exemplarischen Wandel habe ich es meist mit zu verdanken, daß ich zärtlich geliebt werde, und in meinem Amte ungemein viel Gutes stiften kann.

Und nun theurer Freund! habe ich Ihnen vielleicht mehr gesagt als Sie wissen wollen. Ich habe mich nur auf eine halbe Stunde bey Ihnen einlogiren wollen, und ich denke, meine Schwazhaftigkeit

hat mich über eine volle Stunde verweilen lassen. Es ist Zeit daß ich wieder sage: Leben Sie wohl; — und ich werde es unverzüglich sagen; wenn ich mich nur noch etlicher Bitten an Sie werde entledigt haben. Ich bitte nämlich: daß Sie mir mit nächster Post gütigst melden, was die (theologische) Kirchenuhr in meinem unvergeßlichen Bayreuth geschlagen hat? Ists noch das alte Werk? oder ist's ein neues? Wird die gute Kirchenuhr, sie sey alt oder neu, richtig aufgezogen? — und von wem? — Schlägt sie zur rechten Zeit? oder wird sie von dienstfertigen Händen manchmal zurückgehalten? Halten alle andere Kirchuhren im Lande mit der Hauptuhr die Minuten und Sekunden ein? oder weiset der Zeiger an manchen Orten eine Stunde früher? Wiewohl ich sollte fragen, ob alle die Nebenuhren wie gewöhnlich eine Stunde später gehen? Auf alle diese Fragen, theurer Freund! bitte ich — gefällige Antwort. Ich weis zwar wohl, daß Sie kein Küster sind, und das Kirchuhrwesen nicht in ihrer Direktion haben. Aber Sie sind doch ein aufmerksamer Beobachter, der seine trefliche Sackuhr mit der öffentlichen Kirchenuhr fleißig vergleichet; und derohalben können Sie mich auch treflich belehren. Geben Sie mir gute Nachricht, so — werde ich der erste seyn, der seine Marktsuhr nach der Bayreuther

Stadtuhr, in einem Lande richtet, indem die meisten nach der Wittenberger und Heidelberger — viele nach der berliner Stadtuhr gerichtet sind, und indem es auch nicht verboten ist, eine Uhr nach der Sonne zu richten.

Die lezte Bitte vor dem Lebewohl — geschieht von meiner Mariane. — und betrift auch nichts weiter als eine Antwort — auf die Frage: Ob Sie nämlich eine Freude daran haben würden, wenn etwa ihr werther Name mit der Zeit in das S—heimer Kirchenbuch eingeschrieben würde? Die lose Mariane muß ein so feines Gefühl haben als die heilige Elisabeth. Nur werden Sie an ihrer Seite nicht stumm wie der heilige Priester Zacharias. Sie sollen ja nicht den Vaternamen — sondern nur den Taufnamen herleihen. Und dazu brauchts nicht einmal ein Täfelein — Nein das verbittet sich Mariane ausdrücklich, weil Sie sonst, nach der schönen Mode unserer Zeiten, mit dem Täfelein die Idee eines Zahlbrets verbinden könnten.

Und nun — leben Sie wohl.

H—r.

Zweyter Brief.

G—berg, den 3. Dezember 1784.

Theuerster Freund!

Wie angenehm haben Sie mich überrascht! Im Himmel kann keine so grosse Freude seyn über das Wiedersehen unserer Freunde, — als bey mir die Freude über Ihr Wiedersehen auf Erden gewesen ist. Sie haben zwar lange verzogen — sind nach Noah Tauben Art — weit umher geflogen, und haben mir dadurch viele bange Besorgnisse verursacht; aber nun da Sie mit dem Oelblatt, und noch dazu unversehens, kommen, so haben sich meine Besorgnisse in die lauterste Wonne aufgelößt. Heil Ihnen! daß Sie den Gewässern der Sündfluth glücklich entronnen sind — daß Sie ihre Flügel nicht mehr gebrauchen dürfen, um über Gewässern zu schweben — sondern um in einem trockenen Neste vom Himmel bescheerte Küchlein zu bedecken, — und daß Sie noch oben drein eine treffliche Gattin gefunden haben, die Ihnen den Spruch im Moses: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey, angenehmer und befriedigender erklärt, als Sie ihren Schülern, da Sie

noch ein Rabe waren das Symbolum Athanasii erklärten.

Ich würde Ihnen noch mehr Heil bieten, wenn ich gewissen Menschen ähnlich seyn wollte, welche mit den Wünschen umgehen gleich einem aufgezogenen Uhrwerk, welches die Stunden weiset, und gleichwohl selber nicht weis was es andern verkündigt — und wenn nicht die Kirchenuhr in unserm lieben Bayreuth die jetzt eben schlägt, mich daran erinnerte, daß Sie von dem dermaligen Zustande der theologischen Kirchenuhr eben so ungesäumt als von meinem Wohlseyn berichtet seyn wollten.

Was das letzte betrift, so steht es, dem Himmel seys gedankt! noch eben so um dasselbe als Anno 1776, welches Jahr Sie mein Jubeljahr nannten; und was die liebe Kirchenuhr angeht, so hat es damit auch keine Noth. Daß die Hauptuhr richtig geht, das können Sie daraus schliessen, weil sie orthodox geht. Und daß auch fast alle Nebenuhren richtig gehen, mögen Sie daraus abnehmen, weil unter zweyhunderten kaum zwey oder drey von der Hauptuhr abweichen. Sie sind auch alle nach dem Sonnenzeiger gerichtet, nemlich nach den von 1530, und da man überzeugt ist, daß diejenigen, die in jenem Jahre den Sonnenzeiger gestellt, den Meridian richtet beobachteten, so lobe ich es, daß man keine

neuere

neuern, eben so unnütze als mühsame Beobachtungen macht, — auch sich nicht nach den Meridianen zu Berlin oder zu Frankfurt an der Oder richtet, als wodurch alle Uhren in eine solche Disharmonie gerathen würden, daß Niemand mehr die rechte Zeit zum Mittagsessen finden könnte. Was der Hauptuhr noch mehr zum Lobe gereichet ist dieses, daß sie nicht eigensinnig ist, und ihre Herrschaft nicht über die Sackuhren ausdehnet. Sie duldet nicht nur, daß Privatpersonen Sackuhren aus Berlin und London verschreiben, sondern läßt auch keine wegnehmen oder zusammenschlagen, die mit ihr die Minuten und Sekunden nicht einhält. Das werden Sie sehr billigen, theuerster Freund!

Doch lassen Sie mich verständlicher reden, damit auch ihre liebe Mariane Unterhaltung finde, welche vermuthlich in der Kunst die Schlangensprache, (denn die Schlangen sollen alle in kühnen Metaphern sprechen) — zu verstehen, es noch nicht so weit gebracht hat, als Mutter Eva. Und da dienet zur Nachricht, daß im Ganzen die kirchliche Verfassung in diesem Lande noch die nämliche ist, wie Sie dieselbe vor ihrer Wegreise kannten. Es herrscht noch immer die lutherische Lehre — aber mit so sanftem Scepter, daß die römische und reformirte Lehren — sich darob zu erfreuen alle Ursache haben.

Das reformirte Bethhaus zu Bayreuth wird ohne Bedenken von den lutherischen Einwohnern besucht, und da es gerade gegenwärtig einen guten Prediger hat, so ist es sehr oft der Versamlungsort des Adels und des aufgeklärtesten Theils des Publikums. Wenn in Hamburg so was geschähe, so würde das lutherische Ministerium unter der Fahne eines Götzens das Kreuz predigen. Erst kürzlich wurde auch den Römischkatholischen Christen die Erlaubniß ertheilt, ein Bethhaus zu Erlang zu erbauen; — und der Pfarrer für die dasige kleine Gemeinde hat schon sein Amt angetreten. Alle Katholiken in Erlang segnen dafür unsern besten Fürsten, der einer der weisesten und mithin auch der toleransten Fürsten auf Gottes Erde ist — und die Katholiken in Bamberg werden, durch solche Gunstbezeugungen beschämt, — aufhören in ihren Addreßkalendern die katholischen Geistlichen in dem Bayreuthischen, ihre Missionarien zu betitteln.

Doch ich wende mich wieder zu unserer lutherischen Lehre, von der ich Ihnen sagen muß, daß sie allenthalben rein und lauter gepredigt wird; ohne daß jedoch auch der Seufzer Luthers: Und daß wir alle als die Kinder Gottes darnach leben, das hilf uns lieber Vater im Himmel — allenthalben erhört wird. Unter dem rein und lauter predigen, verstehe ich auch

nur das dogmatische Predigen; — denn die moralischen Predigten, die nicht blos Gedächtniß, sondern Scharfsinn und Menschenkenntniß voraussetzen, fallen nicht immer rein und lauter aus. Ich erbiete mich einem jedem der es verlangt, in den meisten Predigten gegen einen dogmatischen Irrthum sieben moralische vorzuzeigen. Es ist doch in der That wundersam, daß man der Dogmatik mehr Gunst erzeigt als der Moral; — daß man die Glaubenslehren mit symbolischen Schriften zum Ueberfluß verschanzt, — und daß man über die Sittenlehren, die symbolischen Schriften für das entbehrlichste Ding unter der Sonne hält! Daß ein kluger Kopf auf der Kanzel — wie der heilige Athanasius, nicht sage: die gesegneten Speisen im heiligen Abendmahl sind βρωσις ανωθεν ουρανιος, και πνευματικη τροφη und hinzusetze: Für wie viele würde der Leib hinreichen zum Essen, daß er auch der ganzen Welt Speise würde? — dafür ist gesorgt; — daß aber ein anderer Bruder Gerundio auf der Kanzel nicht sage: der Glaube ist mehr denn die Liebe: oder die Heiligung erfodert keine Mühe, weil sie eingetrichtert wird; — dafür — ist nicht gesorgt. Jenes wird als Ketzerey schrecklich geahndet. — Ueber dieses wird entweder weggesehen, oder blos als über eine Einfalt gelachet. Das ist aber wahrlich nicht zu belachen, sondern zu beklagen. Allein es ist

einmal

einmal so, — und Niemand kann dafür, daß die Vorsicht der Statuum protestantium nicht darauf gerichtet gewesen ist, auch solche Schriften ausfertigen zu lassen, darin der sittliche Lehrbegriff mit einem für die Glieder und sämmtliche Lehrer verpflichtendem Ansehen verfaßt ist. Wenn nur die Konsistorien so viel an ihnen ist die Lücke zu erfüllen suchten! Jedoch unser hochfürstliches Konsistorium zu Bayreuth thut an seiner Seite in dieser Absicht gewiß so viel ihm möglich ist. Ja, mein Theuerster Freund! es ist Wahrheit, reine lautere Wahrheit, daß es von dem edelsten Eifer beseelt ist, alles von seiner Seite beyzutragen und zu veranstalten, was auf irgend eine Weise zur Beförderung der Religion und Tugend dienlich seyn kann. Es ist kein Konsistorium vom gemeinen Schlag, sondern ein Konsistorium das weise und gut ist. Es wirkt zum Wohl der Seelen, — sowohl der Pfarrer als der Layen Seelen, unermüdet. Der Geist in dem es Reskripte ausfertigt, ist kein finsterer — kein Poltergeist, sondern ein apostolischer Geist. Es hält den Klerus in Zucht — und führt ihn auch in Seilen der Liebe; — und zwar mit solchem Erfolg, daß kein Glied desselben seit mehr als 10. Jahren, durch eine unwürdige Aufführung den Arrest in der *) Kohlkammer, — oder eine Absetzung

*) Das Todtengewölbe in der Stadtkirche zu Bayreuth!

setzung vom Dienste hätte zu erfahren gehabt. Man hat auch noch nie gehört, daß es über einen vermeintlichen Ketzer eine Inquisition angesponnen, und ein Blutgericht gehalten hätte; mit welcher Schande doch manche Konsistorien bezeichnet sind — und es ist so sehr Feind vom Despotismus, daß es auch dem sonst üblichen Despotismus der Superintenden nicht den mindesten Raum läßt.

Nichts ist gewöhnlicher, als daß ein Pfarrherr, wenn er a minoribus ordinibus ad superiores klettert, — und aus einem Dorf-Pastore, oder reverendo Stadt-Diacono ein Summe reverendus Ephorus wird — alsdann wie ein Sultan sein Haupt erhebt, und in dem stolzen Gedanken, als säße er auf seinen Cathedra, wie auf einem Thron, auf seine vorigen Mitknechte wie auf seine Fußschemel tritt. Oder wollen Sie ein ander Gleichniß? Ein Superintend von der gemeinen Art, ist in seinen Gedanken ein Obrister über ein Regiment Soldaten. Die Laien sind die Gemeinen. — Die Kapitularen sind die Korporals.

Aber wie die Obristen gerne Excellenz heissen wollen, — so wollen es die Superintenden auch gerne heissen. — Wie die Obristen die strengste Subordination lieben — so lieben sie die Superintenden auch. Wie die Obristen die Korporals zu ihrer

Ordon-

Ordonnanz machen, — und sie manchmal tüchtig fuchteln, wenn die Fronte nicht ehrerbietig genug ist, so machen — nein, wollen die Superintenden die Kapitularen auch gerne zu ihrer Ordonnanz machen — so möchten sie dieselben auch gerne fuchteln. Aber, dem Himmel seys gedanckt! — in unserm Lande, das von dem sächßischen viel unterschieden ist, läßt wohl das Konsistorium das Wollen, aber nicht das Vollbringen, — es gestattet weder das Ordonnanzen noch das Fuchteln. Alles was sich die Ephoren von der gemeinen Art etwa zu gute thun können — das thun sie in ihren Cirkularschreiben. In diesen zeigen sie freylich ihre Hoheit, aber nur so, wie heutzutage die Päbste ihre Schattenhoheit in ihren Bullen. Ob sie gleich kein Edikt aus eigner Machtvollkommenheit ausgeben können, sondern blos die Befehle des Konsistoriums in Umlauf bringen, so wissen sie doch sehr geschickt in ihren Beybriefen sich das Ansehen zu geben, als wenn Sie selbst die gesetzgebende Macht wären. Sie schreiben nie an ihre Kapitularen: Ich ersuche Sie dies oder jenes in Vollzug zu bringen; sondern ich bedeute Sie. — Sie schreiben nie: Hochwohlehrwürdiger Herr — sondern Wohlehrwürdiger. — Sie unterschreiben sich nie: ergebenster Diener; sondern dienstwilliger; da doch die Staatsminister diesen dienstwilliger gegen ihre untersten

Subalternen sich nicht erlauben, und die Konsistorialräthe in ihren Briefen die Höflichkeit haben, daß sie wenigstens: ganz ergebenster Diener setzen. Dagegen darf sich kein Capitularis unterwinden, in der allerhöchsten Titulatur des Herrn Ephori nur ein Jota fehlen zu lassen. Wenn er nicht: Hochwürdiger, in Gott andächtiger! Hochzubefehlender Herr Superintendens! Hochgeneigtester Herr Ephore — den Herrn anredet — so ist alle Gnade auf immer verscherzt. Wenn er nicht am Schlusse des Schreibens vor die Füsse hinkriecht — und demüthig seufzt: Ich verharre mit tiefen Respekt Hochderoselben — unterthäniger Diener — so heists: und ich bin nicht einmal Dero dienstwilliger.

Ich habe einmal einen gewissen Superintenden, der aber nun unter einem Leichenstein die Würmer kommandirt, — gefragt: In welchem Kapitel steht doch der Spruch unseres Meisters: Die weltlichen Könige herrschen, und die Gewaltigen heisset man gnädige Herren; Ihr aber nicht also. Sondern der größte unter euch soll seyn wie der jüngste, und der vornehmste wie ein Diener? — aber obgleich mein Herr Superintend das Kapitel wohl wußte, sagte er mir es doch nicht, sondern verwies mir meine Ungebühr; — und ich hatte doch nichts ungebührendes gefraget.

Lieber Freund! wenn wir Gott danken — daß der Pabst keine wirksamen Bannstrahlen mehr schiessen kann — so wollen wir auch danken — daß die Ephoren nur Wasserstrahlen von ihrer unsichtbaren Höhe herabschleudern, und daß ihnen das Konsistorium zur elektrischen Materie nichts als inania verba in der Maschine lässet. Es dürfte aber auch nur ein wenig nachgebender seyn, — nur einen kleinen Druck der untergeordneten Geistlichkeit erlauben, so würden die Herren Ephori bald weiter schreiten — Titanenkriege wider das Konsistorium selbst führen — und nachdem sie den Himmel gestürmt haben — jeder ein unabhängiger Bischof mit der dreyfachen Krone in seinem Sprengel werden. Keine Gewalt hat mehr Schnellkraft als die geistliche, und die Kirchenhistorie bezeugt es, daß die geistlichen Herren von jeher die größten Usurpateurs gewesen sind.

Indessen lieber Freund! will ich mit dem, was ich bisher gesagt habe gar nicht auf alle Herren Superintenden in unserm Fürstenthum gezielt haben. Das Gesagte gilt blos den Superintenden von der gemeinen Art, von der es so viele in einem gewissen Reichslande geben soll, und von der es so wenige bey uns giebt. Unsere Herren Ephori haben fast durchgängig das Lob, daß sie frey vom Schwindelgeist und entfernt von Despoterey sind; — und was noch

zu-

zuverläßiger ist, ist dieses, daß sie alle ohne Ausnahme gelehrte Männer sind. Auch haben fast alle von ihnen mit ihren gelehrten Arbeiten den Pressen Mühe gemacht, und manche mit solchem Erfolg — daß sie gewis ihren schriftstellerischen Ruhm nicht überleben werden. Sie machen nicht nur selbst Bücher, sondern sie sorgen auch daß ihre Kapitularen Bücher — machen? — nein — lesen. In den mehresten Diöcesen haben sie Lesegesellschaften errichtet, deren gute Einrichtung diesen Herren eben so viel Lob erwirbt, als die zweckmäßige Auswahl der Lesebücher ihren Geschmack und Einsichten Ehre macht. Der Herr Superintend Künneth zu Bayreuth hat diese nützliche Anstalten, ehe er noch die oberste geistliche Würde erhielt, da er noch Syndiakonus war, in Verbindung mit dem damaligen Hofdiakonats-Vikarius, Herrn Vogel, zuerst eingeführt, und sein schönes Beyspiel hat andere zur Nachfolge ermuntert. Wenn es nur einmal so weit gekommen ist, daß die geistlichen Herren lesen, wie viel ist dann schon gewonnen! Aber vor Errichtung der Lesegesellschaften wollten die meisten Herren bey uns nicht lesen — und welche wollten, konnten nicht lesen. Sie wollten nicht, weil sie — keinen Stachel fühlten; — sie konnten nicht — weil die Bücher Geld kosteten; — und so befand man sich fast überall, wie

in der kleinen Tartarey. Man bekümmerte sich nur die Hühnernester zu durchstören, — die Sonntagspredigt aus Mells Himmelsposaune zu studiren, — und neue Scheunen zu bauen, damit das überflüßige Stroh, das im Kopfe nicht mehr unterzubringen war, nicht in freyer Luft Schaden litte. In der neuern Kirchen- Gelehrten- und Ketzergeschichte war man so unbekannt, als die Sardinier in der Geographie und Statistik unbekannt sind, von welchen erzählt wird, daß sie von keinem andern Land, ausser ihrer glücklichen Insel Sardinien etwas wissen. Als einsmals ein Offizier aus einer vornehmen Familie in Köln, auf dieser glücklichen Insel Gevatter stand, wollte der Priester, der des Offiziers Namen und Geburtsort ins Kirchenbuch schreiben sollte, durchaus nicht Kölln schreiben, denn das war ihm zu hochgelehrt; er schrieb also nur di queglas partes, das war so viel, als von der Weltgegend, die wir unbekannte Länder nennen. Solcher Priester gab es nun auch vor 12 oder 15 Jahren viele in unserm lieben Vaterland — und man hätte zur damaligen Zeit mehr als einen grossen auswärtigen Gelehrten zu Gevattern bitten dürfen, — so wäre sicher auch à la Sardine in das Kirchenbuch geschrieben worden. — Aber diese Zeit der Unwissenheit ist vorbey — und die Lesinstitute haben das meiste dazu beygetragen, die Finsterniß zu verjagen.

Wenn

Wenn auch bey manchen nur noch Sternlicht wäre — so ist das doch auch Licht; — allein mit der Zeit wirds auch schon noch Sonnenlicht werden.

Wenigstens werden sich diejenigen in die Sonne setzen müssen, welche in fetrern Pfründen sitzen wollen. Das hochfürstliche Konsistorium hat nämlich die kluge und heilsame Neuerung aufgebracht, daß künftighin die Kirchendiener, die eigentlich Bauch- und Kammerdiener sind, öffentlich zur Schau gestellt werden, und alle Hofnung verlieren, auf Sesselpfarren den Bauch um eine viertel Elle weiter, und die Kammer um etliche Schuhe geräumiger zu bekommen. Jeder der befördert werden will, muß erst auf der Kanzel der Hauptkirche zu Bayreuth beweisen, daß er einen Kopf hat — und noch oben drauf in einem Examen an den Tag legen, daß er in seinem Leben nie über den Büchern eingeschlafen sey. Was doch dies für eine schöne Neuerung ist! Nun schimpfe man mehr, wenn man sich getraut, über Neuerungen! Jedoch unsere faulen Bauch- und Kammerdiener nennen sie wirklich nicht schön — und da sie sich nicht getrauen zu schimpfen — so quacken sie traurig wie die Frösche in trüben Sümpfen. Aber unsere fleißige, gelehrte und doch dabey magere Kirchendiener, welchen man eine Seele ansieht und einen Leib wünscht, — nennen sie schön und

frohlocken: Nun kann uns kein Dummkopf mehr den Rang ablaufen — und gleich dem Muhammed auf seinem Esel ins Paradies traben! Und ich setze hinzu: der Dummkopf wird auch umsatteln müssen.

Denn sollte ja einer oder der andere meynen, weil er nicht ins Paradies traben wolle, so dürfe er auf seinem Esel sitzen bleiben, — so ist auch dieser guten Meynung von dem preiswürdigen und sehr vorsichtigen Konsistorio die Stütze weggerissen worden. Es hat nämlich auch befohlen, daß die Superintenden Konduitenlisten über ihre Diöcesen-Geistliche fertigen, und alljährlich mit Bericht einsenden. Vielleicht sind Sie begierig, liebster Freund! die Beschaffenheit dieser Konduitenlisten, welche, ob sie schon von den Eselsrittern das schwarze Register genennt werden, doch eine grosse Kraft besitzen die Leute weise zu machen, näher kennen zu lernen? Hier haben Sie solche in nuce:

Conſpectus
Cleri Dioeceſeos N. N. ad annum 1784.

Parochia	Miniſtri Eccleſiæ	Tempus officii	Vortrag in Predigten	Amtsführung	Haushaltung	Beſchäftigung auſſer dem Amte	Lebenswandel
			erwecklich	treu	ordentlich	mit ſtudiren	exemplariſch
			evangeliſch	ordentlich	unordentlich	mit oeconomicis	fromm
			blos moraliſch	eifrig	zerrüttet	mit allotriis	erbaulich
			novaturirend	nicht ordentlich	verſchuldet	mit Plaiſirs	unordentlich
			unfruchtbar	miethlingsmäſſig			ungeiſtlich
			faul				

Wenn Sie kein Sylbenstecher sind, und ich weis Sie ringen nicht nach diesen Praedikat, so werden Sie diesem Konspektus ihren Beyfall nicht versagen können. Was Ihnen höchstens ein wenig die Mütze verschieben könnte, ist vielleicht unter der Rubrik Vortrag im Predigen, der Ausdruck: Novaturirend; und ich halte mich zu dieser Muthmassung berechtigt, weil Sie mir in ihrem lieben Brief so etwas vom Novaturiren Freund zu seyn scheinen. Allein bedenken Sie doch, daß dieser Terminus in dem Konspektus vermuthlich eine andere Deutung hat als Sie dafür halten — oder ihm etwa Spötter und Mißvergnügte gerne andichten mögten. Wenn novaturirend eben so viel seyn sollte, als durch neues Bibelstudium aufgeklärt, und, durch Spalding und Jerusalem gebildet, geschmackvoll die Religionswahrheiten vortragen, so würden Sie freylich die Mütze verschieben dürfen, recht sehr dürfen. Wenn alles das novaturirend seyn sollte, was nicht aus den theologischen Rüstkammern der 16ten und 17ten Jahrhunderte genommen ist, so würden freylich die Lacher Gelegenheit genug haben, ihr Zwergfell zu erschüttern.

Aber der Terminus ist unschuldig und hat nicht Ursache sich wie Adam im Paradies hinter das Gebüsch zu verstecken. Meines Erachtens soll er nur das Schiboleth derer seyn, welche von der reinen Lehre

in

in ihren öffentlichen Vorträgen abweichen — und zwar nur in denenjenigen Lehrartikeln, welche nicht fundamental sind. Denn wenn diese gemeynt wären, so würde anstatt novaturirend — ketzerisch stehen müssen. Und nun werden Sie doch die Mütze wieder gerade ziehen! Wenn Sie dabey bedenken wollen, bester Freund! daß ein höchst tolerantes und weises Konsistorium sich selbst die Erklärung vorbehalten hat, und gewiß eher herab als hinaufstimmen wird, so werden Sie noch mehr Anlaß finden ihre Zufriedenheit zu bezeigen.

Aber die Herren Superintenden sollen ja darüber das Urtheil sprechen was novaturirend ist? — werden Sie weiter sagen. Wie leicht können diese ein X für ein U ansehen? — Es ist wahr, diese Herren sind zu Richtern aufgestellt — aber sie sind doch nichts weiter als Unterrichter — die stets die Akten an das Obergericht einschicken und ihre rationes decidendi auch mit einpacken müssen. Wenn der Herr Superintendens etwa ein X für ein U unglücklicher Weise angesehen hätte, so sieht das behutsame und scharfsichtigere Konsistorium das angebliche — corpus delicti, nemlich die sauber abgeschriebene Cirkularpredigt ein, — und schickt dem Schiefseher eine Nase mit einer Brille. So wenig aber meiner Meynung nach die guten Prediger im Betreff des Novaturirens

von ihren Oberhirten aufs Eiß geführt zu werden besorgen dürfen; desto mehr scheint es mir, daß sie gerechte Unruhen wegen der übrigen Rubriken spüren können.

Die Herren Superintenden sollen auch die Amtsführung — die Haushaltung — die Beschäftigung ausser dem Amte, und den Lebenswandel ihrer Herren Kapitularen mit ihrer Kreide bezeichnen. Da denke ich nun, kann ihre Kreide viel leichter etwas hinmalen was Karrikatur ist.

Was für einen zuverlässigen Rapport kann ein Obrister dem General von seinem Regiment machen, wenn der Herr Obriste fern von dem Regiment seine Tage durchlebt, dasselbe nie in seinem Standquartiere besucht und also nie selbst in hohen Augenschein nimmt, wie es um dasselbe stehet? Die Herren Ephoren bleiben auch in ihrem Hauptquartier Jahr aus Jahr ein geruhig sitzen, — scheuen das Visitiren, wie die ekeln Leute das Anatomiren, — und erstatten blos ihren Bericht nach dem Hörensagen. Alles beruht demnach auf dem Spion, welcher der Stellvertreter des Herrn Ephorus ist. Ist jener ein ehrlicher Kerl, — so ist es gut. Ist er aber ein Schurke so ist es schlimm. Ist der Spion zwar ein ehrlicher Kerl — aber ein dummer Teufel wie der Spion von Ulm, der bey der Belagerung dieser Stadt dem Feind, den

er

er auskundschaften solle den Weg wieß, und ans Thor mit dem Geschrey klopfte: Macht auf, — ich bring schie gleich mit; so giebts Konfusion. Und wer wird übrigens so einfältig seyn und einem Spion die Küsten und Kästen in seinem Hause aufsperren, damit er sehen möge was für alte Thaler der Herr Pfarrer und was für französische Hauben die Frau Pfarrerin hat.

Ich geschweige, das heist, ich will umständlicher sagen, daß die Herren Ephoren manchmal ohne Mithülfe des Spions, ein wenig muthwillig mit schwarzer Kreide schreiben können! Wenn der sparsame Prediger vergißt — in die Küche der Wohlgebohrnen Frau Ephorin einen Kapaunen zu liefern, — wie leicht kann geschrieben werden: die Haushaltung ist in Unordnung! Denn in einer Haushaltung in der es keine Kapaunen giebt, da muß es schlimm aussehen. Valet consequentia a posteriori ad prius. Wenn der treugehorsamste Kapitularis etwa eine Reverenz zu wenig macht, — wie leicht kann in der Rubrik vom Lebenswandel — mit Fraktur geschrieben da stehen: — ungeistlich! Ich übergehe mehrere Bedenklichkeiten; Aber es ist einmal so mit allen menschlichen Einrichtungen, daß sie unvollkommen sind, und die besten können vereitelt werden.

Wie aber deswegen gute Einrichtungen nicht unter-

unterbleiben müssen, so machen auch besorgliche Mißbräuche die Konduitenlisten nichts weniger als überflüssig; und ich bin so sehr versichert, daß unser wohlwollendes Konsistorium durch ein kluges Mistrauen allen Inkonvenienzen zuvorkommen werde, daß ich nichts weiter zu wünschen habe, als: Es leben die Konduitenlisten.

Nun lassen Sie mich auch, theurer Freund! die schönen Anstalten die das hochfürstliche Konsistorium zur Verbesserung der Schulen und der Liturgie getroffen hat, ein wenig beleuchten. Noch vor wenigen Jahren war die löbliche Gewohnheit, daß gleich nach Ostern die Schullehrer die Schulstube zuschlossen — und ihren Schülern die Erlaubniß gaben, — den Sommer über zu vergessen, was sie in vier Wintermonaten gelernet hatten. Oder vielmehr — sie mußten ihnen die Erlaubniß geben, weil die Eltern lieber das Vieh geweidet, als ihre Kinder geweidet wissen wollten. Denen Schulmiethlingen, die den Schweiß nicht wohl vertragen können, die, um in ihrem Amte auf Mastung zu stehen, das Denken verschwören, wie man die Vögel fetter macht wenn man sie blendet, und die auch mehr Kapitale haben, als kluge Gedanken — mußte dieser Stillstand zwar willkommen seyn; aber den armen und rechtschaffenen Schuldienern, die im Sommer nicht gerne verschmach-

ten

ten wollen, und auch ihre Schaafe nicht unter den Ochsen und Kühen in den Wüsten wollten umherirren sehen, — mußte er sehr schmerzlich fallen. Diese wünschten brünstig eine Aenderung — und das hochfürstliche Konsistorium machte sie auch. Es gab Befehl Sommerschulen zu halten, und munterte durch eindringende Reskripte die Lehrer zum Fleiß, und die Eltern zu ihrer Pflicht auf. Nun ists an vielen Orten so weit gekommen, daß die Sonne auch dann, wenn sie in das himmlische Zeichen des Widders tritt, in die Schulstube scheint; und nicht blos den kleinen Köpfen warm macht, — sondern sie auch erleuchtet. Unstreitig können eifrige und einsichtsvolle Prediger sehr viel dazu beytragen, daß die herrlichen Absichten des Konsistoriums vollkommen erreicht werden. Aber eben so gewiß ist es auch, daß der Schwürigkeiten weniger seyn würden, wenn der Eifer der Prediger durch Zwangsgesetze unterstützt würde. Mich dünkt, es ist also in Sachsen, wo harte Strafen diejenigen Eltern betreffen, welche, für das Heil eines Kalbes besorgt, das Heil einer Menschenseele unbesorgt lassen. Viele Prediger sind zu furchtsam um mit Nachdruck über die Konsistorialverordnung zu halten, — manche haben das Talent nicht, die trefliche Anordnung dem Volke anschaulich und annehmlich zu machen — und manchen ist mit der Sommerschule nichts gedient,

weil

weil sie dann nur auch im Sommer die harte Last, die Schule zu besuchen und darin zu sehen: ob die schwarze Tafel noch an ihrem alten Orte hängt, auf sich nehmen müßten.

Um nämlich in die Schulen Leben zu bringen, hat das hochfürstliche Konsistorium auch den Predigern aufgegeben, — fleissig in die Lehrstuben zu treten, — die Kleinen selbst mit unter ein wenig zu dociren, — Mängel und Mißbräuche abzustellen — den Schullehrern, die es bedürfen, unvermerkt etwas Methode beyzubringen, und überhaupt so viel nur an ihnen ist, zur Wohlfarth der lernenden Jugend sich thätig zu beweisen. Herrliche Aufgabe!

Aber noch mehr: Bey dem Schlusse des Jahres muß jeder Prediger einberichten, wie oft er des Jahres über die Schule besucht habe, und dabey eine von ihm gefertigte Konduitenliste über die Schullehrer, die mit den obengemeldeten Konduitenlisten der Ephoren über die Prediger viele Aehnlichkeit, aber auch ihre erfoderliche Verschiedenheit haben, — übergeben. Und damit ja alle Räder in der Maschine recht in einander greifen, so müssen auch die Schullehrer Tabellen liefern, in denen sie über ihre Schulkinder ein ähnliches Raisonnement anstellen — wie die Ephoren über die Pastoren, und wie die Pastoren über die Rektoren und Kantoren.

Ob inzwischen diese Schultabellen, welche zusammengehäuft wohl etliche Zentner schwer seyn dürften — gelesen werden, — oder ob es nur möglich ist, sie zu lesen — das weis ich nicht; — Aber mag immer der Staub in der Registratur ihre Decke seyn; — sie haben doch den Nutzen, daß der Schullehrer in der Attention erhalten wird, und seine lateinischen und deutschen Kommilitones nicht rücklings sitzen lässet. Von noch mehrern Belang scheinen mir die Katechumenentabellen zu seyn, die sich an die Schultabellen anschliessen, und von denen der Pastor Autor ist. Verschiedene Unordnungen, welche die Herren Pastoren bey der Reception der Katechumenen, zu Schulden kommen liessen, sind die Veranlassung zu ihrer Existenz geworden. Manche Geistliche, die das Gewissen ein wenig zu weit haben — machten sich kein Bedenken, Kinder — ohne alle Vorkenntnisse des Christenthums als Katechumenen in ihr weites Gewissen einzuschieben; ob es gleich hieß: cognovit bos et asinus quod puer erat dominus, so erkannte es doch der Herr Pastor nicht. Andere die eine Lücke in dem Geldbeutel spürten — liessen das Receptionsgeld den Mangel an Jahren erstatten. Solchen geistlichen Schlichen — mußte nothwendig ein Riegel vorgeschoben werden — und das wachsame Konsistorium, — war auch gleich mit

dem

dem Riegel da. Es erneuerte die alten schon deshalb ergangenen Verordnungen, — und fügte diesen folgende Klauseln hinzu:

Das in numerum Catechumenorum zu recipirende Kind muß das zwölfte Jahr zurückgelegt haben.

Terminus fixus ist der erste May, und wo eines recipirt würde, bevor es das gehörige Alter bis dahin nicht erreicht hat, wird der Pfarrer mit 10 Thalern bestrafet.

Wenn auch das Alter des neuen Katechumenen in den Katechumenen Tabellen angemerkt ist, — aber es ist nur unbestimmt, und nicht mit Bemerkung des Tages aus dem Kirchenbuch angesetzt, so erfolgt eben die Strafe, als wenn das Kind vor der Zeit zum Unterricht wäre angenommen worden.

Endiich sollen die Tabellen oder Verzeichnisse bey den Parochien entweder in ein besonderes Album — oder in einen besondern Ort des Taufbuchs in vorgeschriebener Form eingetragen — das Mundum aber gleich nach dem Sontag Quasimodogeniti an die Inspektion und von dieser sodann ante D. Rogate an die Behörde eingesendet werden.

Nicht wahr, lieber Freund! das sind tüchtige Riegel, die den geistlichen Gelust nach Katechumenenembryonen

nen

nen ziemliche Schranken setzen! Und denken Sie nur nicht, daß sich diese eiserne Riegel zurückschieben lassen, wenn man sie versilbert — denn das unbestechliche Konsistorium ist in diesem Fall ganz spartanisch; und es hält tausendmal leichter eine Ehedispensation, als eine Dispensation ab anno et die recipiendi Catechumeni fixo, auszuwirken. Hier haben Sie zum Beweis eine Anekdote welche Frau Fama ausposaunt hat: In einer gewissen Parochie verlangte ein Knabe, ein Mitglied der Katechumenen zu werden. Aber da an dem erfoderlichen Alter viele Tage fehlten, so fand der Pfarrer nicht rathsam 10 Thaler zu verlieren um 8 Groschen zu gewinnen, sondern suchte für den Knaben, den er wegen seiner wundernswürdigen Frühweisheit dem Konsistorio bestens empfahl, eine Ausnahme von der Regel zu erhalten.

Aber es ward keine Ausnahme gemacht — und der Pfarrer wurde angewiesen, daß er künftig seine Vorliebe zur Figur pars pro toto an der rechten Stelle anbringen solle. Indessen wird der Knabe vor lauter Abendmahlsgelust krank — und da die Krankheit sich zum Tode neigt, so will er nicht in die Grube, bevor er nicht seinen Gelust gestillt hat. Man ruft den Pfarrer — stürmt in ihn hinein — und er läßt sich überwinden. Nachdem er von diesem

Vorgange wieder Bericht erstattet hatte, so konnte zwar keine Ausnahme mehr bewilliget werden, denn die Ausnahme hatte der Herr Pastor schon selbst gemacht; aber es ward ihm ein Spiegel geschickt, in dem er sich kohlschwarz soll gesehen haben — und auf dem Rahm des Spiegels stand der alte Canon: crede et manducasti. — Das war freylich dem Herrn Pastor übel mitgespielt. Allein er mogte auch innerlich noch so sehr über seine schwarze Gestalt seufzen, — äusserlich mußte er doch bonne mine au mauvais jeu machen; — und das von Rechtswegen. Denn wir leben nicht mehr in den Zeiten in denen man die Eucharistie den ganz kleinen Kindern gab — den Todten in den Mund steckte, und sie noch oben drein mit begrub; sondern in den Zeiten, von denen es heißt: Siehe! die Nacht ist vergangen, der Tag ist herbeygekommen.

Vielleicht sagen Sie, lieber Freund! wer steht dafür, daß die Anekdote richtig ist, die Fama ausposaunt hat? — und ich muß sagen, ich stehe nicht dafür. Aber sollte sie auch, um mit Hudibras zu reden, ein Trompetenstoß von hinten seyn, so bleibt doch dieses allezeit wahr, daß das hochfürstliche Konsistorium seine Verordnungen soutenirt. Und dieses ist alles Lobes werth. Wer heute bauet, und morgen wieder einreissen lässet, bringet in seinem Leben das

Ge-

Gebäude nicht in die Höhe. Die Herren Pfarrer sollten auch froh seyn, daß das Konsistorium ihrer Plage, die ihnen sonst von manchen Eltern, die auf das Kommuniziren ihrer Kinder hastiger sind als auf das Buchstabiren derselben — so reichlich hingesäet wurde — ein gnädiges Ende gemacht hat; — sollten sich nicht mit Fleisch und Blut besprechen — sondern den Geist über das Fleisch siegen lassen. Aber es scheint als hiesse es von manchen: Der natürliche Mensch vernimmt nicht was des Geistes Gottes ist, — es ist ihm eine Thorheit, und er kann es nicht begreifen, (daß das Einschreibgeld und die Katechumenen-Eyer nicht je eher je lieber sollten Beute gemacht werden.) Doch diese Thorheit hindert das hochfürstliche Konsistorium in seiner Weisheit nicht. —

Eine Probe derselben giebt es auch durch den guten Saamen den es auf das junge Ackerland ausäen läßt. Meynen Sie nicht, lieber Freund! daß recht viel guter Saame in den Schulbüchern, welche Herr Geheime Kirchenrath Seiler geschrieben hat, enthalten ist? — Und sehen Sie, diese Schulbücher hat der hohe geistliche Rath seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen lassen, sondern dieselben anstatt des ehemals üblichen grossen und kleinen Katechismus Luthers in allen Schulen des Landes eingeführt. Die Religion

der Unmündigen — der kleine Katechismus — das Lehrgebäude der evangelischen Glaubens- und Sittenlehre — das kleine biblische Erbauungsbuch — die kurze Geschichte der geoffenbarten Religion — alle diese Schulbücher des Herrn Doktor Seilers — die in der schönsten Gradation auf einander folgen — beschäftigen jetzt bey uns die Lehrer und die Lernenden. Sogar die vom Herrn Seiler abgekürzte Bibel ist zum Gebrauch in den Schulen verordnet. Ein anderes Konsistorium würde vielleicht hundert Bedenklichkeiten gefunden, und tausend Schwierigkeiten gemacht haben, — das alte Testament ohne Schaale, und blos dem Kern nach aufzutischen — allein unser Bayreuthisches — war zu menschenfreundlich — um die armen Kinder an der harten Schaale ihre weichen Zähne abreiben zu lassen, und zu weise, um eine nahrhafte Speise für verwerflich zu achten, weil sie nicht in Ellenlangen Schüsseln aufgetragen wird. — Indessen will doch die klüglich abgekürzte Bibel auch den Laien nicht recht behagen, und es wird der Mond noch oftmals wechseln müssen — bis die Gedanken der Bürger und Bauern wechseln. Aber auch dieser Wechsel wird endlich kommen, wenn nur die Prediger nicht zwischen der Sonne und den Bauern stehen — das heißt: keine Bauernsonnenfinsterniß muthwillig machen. — Hat man doch

auch

auch den Leuten das neue Gesangbuch in die Hände bringen können. Gegen jenes waren nicht minder viele Vorurtheile — und sie sind doch endlich überwunden worden. Sie werden vielleicht schon wissen, bester Freund! daß das alte bayreuthische Gesangbuch in ein neues umgeschmelzt worden ist — vielleicht auch schon in Rezensionen gelesen haben, was man an demselben auszusetzen hat. Es ist wahr; es ist nicht so gut als das Berliner — auch nicht so gut als das Holsteinische — nicht einmal so gut als das Anspachische, und es finden sich noch viele Lieder darin, die nicht von den Engeln gesungen werden. Aber man muß auch bedenken, daß nicht jeder Erdensohn im höhern Chor singen kann, — und daß das Gute nicht mit Riesenschritten geht. Wir müssen froh seyn, daß wir nur die Wahl haben, und da es uns nunmehr erlaubt ist, daß wir uns mit Gellert, Klopstock, Münter und Cramer zum Himmel erheben dürfen, so wollen wir gar nicht scheel dazu sehen, wenn andere mit Liebich, Buchka und Consorten auf der Erde summen. Ich an meiner Seite danke dem hochfürstlichen Konsistorium herzlich für das neue Geschenk, und andere, welche nicht die Denkungsart und das Gesicht haben wie ich — werden auch danken, daß es ihnen den Tisch auch mit deckte. Wir leben ja nicht allesammt von

einerley Speise, und eben die Vorsorge für die Gaumen und Mägen so vieler verschiedener Menschenkinder ist zu rühmen. — Würde man in ihrem berliner Gesangbuch ähnliche Vorsorge getroffen, — nicht blos Nektar und Ambrosia — sondern auch mitunter etwas Kartoffeln und Brantewein vorgesetzt haben — wer weis, ob dann des Lärmens soviel geworden wäre? Bey uns hat das neue Gesangbuch nicht den mindesten Krieg erregt. Aber das ist, wie ich schon gesagt habe, der klugen Toleranz des hochfürstlichen Konsistoriums, und seinem moderaten Benehmen bey der Einführung desselben lediglich zuzuschreiben.

Und wenn es nun auch bald jenen Wünschen: O daß die Hülfe aus Zion käme und der Herr sein gefangen Volk von dem Zwang der verjährten Kirchenagenden erlösete! — ein Ende macht, so wird sein Verdienst in verdoppeltem Glanze erscheinen. Es ist nicht auszusagen, lieber Freund! welch eine elende und unfreundliche Gestalt unsere eingeführte Kirchenagenden und übrige liturgische Bücher haben! Sie sind nach Form und Materie noch ganz aus den Zeiten der Vorwelt, — und haben in zweyhundert Jahren auch nicht eine von den Blattergruben, die sie schon mit auf die Welt gebracht haben, (manche Kinder sollen die Blattern schon im Mutterleibe bekommen,)

ver-

verlohren. Sonst wischt die Zeit alles weg. Aber den Blattergruben der Agenden scheint die Zeit nichts anhaben zu können. Sie sind so unwandelbar wie die Gruben im Kieselstein. Was Veit Diederich für Floskeln gebrauchte, wenn er taufte und kopulirte — was Pankratius für Rednerübungen anstellte, wenn er von der Kanzel Erklärungen über die Episteln und Evangelien gab — das alles ist noch für uns Typus und — Heiligthum. Für die Spötter ist es eine Lust, und für die aufgeklärten Religionsdiener ein Aergerniß — so oft Veit Diederich und Pankratius mit ihren Stutzbärten und mit ihren in Schweinsleder eingebundenen Schilden sich den Pfeilen der Weisheit entgegen stellen. — Da in der Taufagende der Teufel wenigstens hundertmal auftreten, und in aller seiner fürstlichen Durchlauchtigkeit paradiren muß, worauf er dann wie gewöhnlich vom Thron hinabgestossen und des Landes verwiesen wird; so geschieht diese Feyerlichkeit selten, ohne daß alle lustige anwesende Spektatores und Auditores hell auflachen, — und bey dem folgenden Kindtaufsschmauß, den des Landes verwiesenen Beelzebub wieder zurückholen, und ihn dem Beschwörer in die Peruque fahren lassen — wo er dann, weil er niemals ruhig sitzen kann, ein jämmerliches Gezause anrichtet. Es ist doch sonderbar: Man will, daß die

ehrwürdigen Religionshandlungen erbauen sollen — und verursacht doch durch den Schnickschnack den man ihnen beyfügt, daß sie verächtlich werden; — man schreit immer über Spötter — und räumt doch die Steine des Anstosses nicht aus dem Wege. Wären aber auch der Schnickschnack und die Steine des Anstosses weggenommen, so ist doch noch nicht dem Uebel ganz abgeholfen, so lange die alten Verbrämungen — die saft- und kraftlose Ausdrücke, — die polemischen Schnörkel — die spielenden Tändeleyen und das Galimathias — womit die Gebete und Ermahnungsreden der weiland Herren Veit Diederich und Pankratius hinten und vornen ausstaffirt sind, und welche unmöglich einem klugen Menschen im achtzehnten Jahrhunderte behagen können — ihr Daseyn behalten. Gewis eine ganz neue — und zwar mit Geist und Salbung verfaßte Liturgie ist so nöthig, — ja noch nöthiger als ein neues Gesangbuch. Doch das hat man schon lange bey uns eingesehen, und eben deswegen war schon der vor mehr als 12 Jahren verstorbene Herr Generalsuperintendent D. Silchmüller darauf bedacht Hülfe zu schaffen. Aber sein erster Ausfall geschah nur auf den Ehren Pankratius, und leider gab er noch dazu diesen Ehren in unrechte Hände — anstatt daß er selbst seine Hände bemühen sollte. Der damalige Hof-

kantor

kantor Hohenberger — ein gewisser Distler, der Waisenhausinspektor — und ein Herr Mirus, der Waisenhauspräceptor war, waren die Leute gar nicht, die das Beschneiden verstunden. Sie verstunden sich gut auf den Pietismus — aber nicht gut auf das jüdische Kastriren. Als die Operation vorbey, und der Knabe ihren gichterischen Händen entkommen war — nannten sie ihn: Pankratius junior — aber nicht so die Herren Berliner; — diese sagten und wollten es beweisen, daß sein rechter Name hieße: Simmelsammelsurium. Ein entsetzlich barbarischer Name! dessengleichen weder in Polen, noch in Samojedien — noch in Unalaschka gefunden wird — und doch gewöhnten sich die deutschen Zungen bald daran, — weil nämlich die Herren Berliner gar zu sonnenklar und diplomatisch bewiesen hatten, daß er der eigentliche Geschlechtsname — der Pankratius junior aber nur ein Beyname wäre. Ohne Zweifel würde man sich auch daran gewöhnt haben zu glauben, daß der selige Herr Superintendent Ellrod der Pathe des Simmelsammelsuriums gewesen wäre, wenn dieses die Herren Berliner nur eben so gut bewiesen hätten. Aber da hier die Herren wirklich ihre Einbildungskraft die Stelle der Urtheilskraft vertreten liessen, wie man auf einer Paste des Jupiter Muskarius den Bart desselben durch die Flügel einer

Fliege abgebildet sieht, — so wollte ihnen niemand beystimmen. Wenn der Herr Superintendent Pathe gewesen wäre, so würde er gewis seine Pathenpflicht nicht verletzet, und den Pankratius junior nicht einen Wechselbalg gescholten haben. Ich habe einige Briefe, die er in diesem Betreff schrieb, gelesen, in denen er selbst von den Absurditäten spricht, die in dem Buche enthalten wären — in denen er sich äussert: Ein so schlechtes für unsere Zeiten ganz unschickliches Buch hätte man gar nicht wieder auflegen, sondern eine neue Sammlung von Erklärungen über die Evangelien und Episteln mit neuen Gebetsformeln verfertigen sollen — ja in denen er sogar einräumte, daß der Hofkantor Hohenberger et appendix sich mit dem Simmelsammelsurium an allen Predigern und Gemeinden des Landes versündiget hätten. Er ereiferte sich noch weiters über den Afterpathen. Aber ich habe es nicht akkurat genug gemerkt. — Das erinnere ich mich nur noch, daß er am Schlusse des einen von seinen Briefen geschrieben hat: Schenket mir Gott noch eine Zeitlang das Leben, so will ich dafür sorgen, daß ein ganz neues liturgisches Buch für die Kirchen unseres Landes heraus komme, und den Gotteshäusern um einen viel geringern Preiß als das alte (sc. Simmelsammelsurium — oder Pankratius junior) überlassen werde.

Aber

Aber der rechtschaffene Mann ist bald darauf in der schönsten Blüthe seines Lebens verwelket, — und es ward also dem gegenwärtigen sehr geschickten Herrn Superintendenten, oder vielmehr dem hochfürstlichen Konsistorio selbst (denn die gänzliche Umschmelzung der Liturgie ist wohl nicht das Werk eines einzigen Mannes,) vorbehalten, den unerfüllt gebliebenen Anschlag auszuführen. Wie ich höre, so ist auch das hochfürstliche Konsistorium schon eifrigst beschäftigt der Liturgie die längst gewünschte Gestalt zu geben. Wie will ich mich freuen; wenn es heißt: Es ist vollbracht. Was ist nicht von Männern zu erwarten, die in der Theologie — in der Philosophie — und in den schönen Wissenschaften ungemeine Vorschritte gethan haben! Vielleicht ist auch zu erwarten, daß die Apostelтage nebst den andern halben Feyertagen aus der bisherigen Kalenderordnung versetzt, und wie in andern protestantischen — auch sogar katholischen Landen geschehen ist — auf die Sonntage verlegt werden. Es ist längst bewiesen, daß die halben Feyertage mehr schaden als nutzen. Es sind blos Tage des Faullenzens und des Wohllebens für den gemeinen Mann — und für den Prediger weiter nichts als eine Gelegenheit sich vor leeren Kirchstühlen in der Komplimentirkunst, die doch nichts einträgt, zu üben. —

Vielleicht ist auch die Zeit nahe, daß mit den wöchentlichen Betstunden eine Abänderung getroffen wird. An manchen Orten muß der Pfarrer täglich eine Stunde lang in der Kirche beten — und eine halbe Stunde lang ein Kapitel aus der Bibel auslegen. Wenn er mit dem Beten fertig ist — und sich nach denen umsieht, die mit ihm gebetet haben, so erblickt er niemand als ein altes Weib, das seine Seufzer mit Schnarchen akkompagnirt hat; — wenn er mit der Auslegung des Kapitels zu Ende gekommen, und seinen Zuhörern wünschen will, daß sie alles wohl merken und in einem feinen und guten Herzen bewahren mögen — so sieht er kein christliches Herz als das Herz des Schulmeisters, das von dem altäglichen Auslegen so voll ist, daß es nichts mehr bewahren kann. Man denke nicht: der Prediger muß etwa nicht gut beten und auslegen können — weil er keine Zuhörer und Mitbeter hat! Nein! — man denke an einen Swift der gewiß gut beten und auslegen konnte, — und der doch auch vermüssiget war zu seinem Schulmeister zu sagen: Meister Andres! was vermahnt uns beyde der heutige Text? — Die Schuld liegt offenbar an den bösen Pfarrkindern, welche meynen, daß sie der Aufgang der Sonne zur Arbeit ruffe — und daß der Herr Pfarrer, der ihre Sünden vertreten müsse, auch wohl während dem daß sie im Schweiß

ihres

ihres Angesichtes das Land bauen, das leichte Kirchenbeten an ihrer Stelle auf sich nehmen und wie der katholische Priester bey der Messe sprechen könne: Das thue ich für euch alle. Freylich wird dem Herrn Pfarrer das Kirchenbeten eben nicht sauer ankommen — aber dies kommt ihm sauer an, daß er durch die Frühbetstunden um seine liebe Aurora musis amica gebracht wird, — und das fällt ihm schmerzlich, daß während seiner Selbstandacht, die Schulkinder die ihren Lehrer auf der Kanzeltreppe sitzen wissen — eine ganze Stunde lang sich selbst überlassen in der Schulstube sitzen, und wenn ihnen das Sitzen zu langweilig wird, sich im Balgen Lektion geben. Es wäre gewiß sehr gut, wenn die Betstunden vermindert würden — noch besser aber wäre es, wenn man sie anstatt des Morgens, — zu Mittag um 12 Uhr hielte, und in Kinderlehren verwandelte. Doch nur Geduld! Das hochfürstliche Konsistorium wird auch hiefür sorgen; denn es ist ja zum Sorgen gemacht. Ich sage es Ihnen noch einmal, Freund! es ist ein Konsistorium wie es wenige giebt.

Vielleicht wünschen Sie, da ich so viel Rühmliches von demselben gemeldet habe, — und Sie wissen, daß ich der Schmeicheley so feind bin, als Sie dem heiligen Athanasius, — daß ich ihnen auch das Personale, das sich seit ihrer Auswanderung sehr verändert hat,

bekannt

bekannt mache! Ich mache mir ein Vergnügen Ihnen zu dienen, nur muß ich bitten, daß Sie bey jeder Zeile der geschwornen Feindschaft eingedenk bleiben.

Von den Gliedern dieses hohen Kollegiums, die zu ihrer Zeit waren, sind nur die Herren Seiler und Lang noch übrig.

Herr Konsistorialrath Seiler ist ein Mann von grossen Talenten, von langwieriger Erfahrung und von unermüdetem Fleiße. Er ist beynahe in allen Wissenschaften zu Hause — aber seine juristische und besonders, kirchenrechtliche Gelehrsamkeit scheint unbegränzt zu seyn. Da sein Karakter edel, und sein äusserliches Betragen höchst einnehmend ist, so ist er allgemein verehrt. Doch das alles ist Ihnen schon bekannt.

Herr Konsistorialrath Lang ist noch immer der liebenswürdige Mann, der er allezeit war. Nicht wahr! Sie schätzen es sich für ein Glück, sein Schüler gewesen zu seyn? ich auch. Das Gymnasium verehrt jetzt an ihm seinen ersten Professor, und es ist jenem zu wünschen, daß es sich eines so vortrefflichen Linguisten und guten Humanisten noch lange zu erfreuen habe. — Auf dem Konsistorio ist er nicht dem Namen nach — aber vielleicht der Sache nach erster geistlicher Rath; und sein körnigter Still verräth mir, daß er der Verfasser der meisten Reskripte

seyn

seyn mag, die in geistlichen Angelegenheiten ergehen. Ob er gleich mit der kirchlichen Orthodoxie durch das engste Band der Freundschaft verbunden, und den symbolischen Büchern ganz ergeben ist, so hat man doch nie gehört, daß er Männer die der Heterodoxie verdächtig sind, und an der Formula Concordiae hie und da etwas auszusetzen haben; — mit dem Schwert des Herrn verfolgt hätte. Er ist vielmehr rühmlichst tolerant. Vielleicht erinnern Sie sich noch des Abscheues, den er in seinen Vorlesungen gegen die fromme Sanftmuth des Kalvins zu erkennen gab, welcher den armen Servet auf den Scheiterhaufen setzte, weil er nicht so scharfsinnig wie der Genfer Prediger war. Und es ist Ihnen eben sowohl in gütem Andenken, daß uns unser treflicher Herr Konsistorialrath oft ermahnte, ja nie Kalvins Sanftmuth nachzuahmen — sondern des Herrn Christus Sanftmuth, welcher zu seinen Aposteln sagte, als sie Feuer vom Himmel ausgegossen haben wollten: Wisset ihr nicht, weß Geistes Kinder ihr seyd? Doch Sie erinnern sich nur schöner Vorlesungen; ich aber gedenke hier an ein treffliches Faktum. Als nämlich vor etlichen Jahren der reformirte Prediger zu Bayreuth, da er in die Schweiz verreisen wollte, einen lutherischen Kandidaten ersuchte, in seiner Abwesenheit den reformirten Christenseelen an seiner

Stat

Statt das Wort des Lebens zu sagen, so war unser Herr Konsistorialrath Lang auf die Anfrage des Kandidaten um Erlaubniß, iner der ersten der dahin votirte, daß die reformirten Seelen nicht hungern sollten; — und ein anderer Herr Konsistorialrath gleiches Namens, der viel zu früh gestorben ist, — setzte hinzu: Da unser Herr Christus den Kretern und Arabern habe predigen lassen, so könne man ja auch wohl den Reformirten predigen lassen. Diese Anekdote ist wohl werth, daß Sie solche in den Schatz legen, und sie wird Ihnen neuen Anlaß geben, unsers Herrn Konsistorialraths billige Denkungsart zu preisen. Um so mehr werden Sie aber auf den Ketzerallmanach böse seyn — in dem der trefliche Mann muthwillig behandelt wurde.

Aber Sie fragen nach neuer Bekanntschaft? Kommen Sie, lieber Freund! — ich zeige Ihnen lauter vortrefliche Männer.

Der erste ist: Sr. Exzellenz Herr Geheimder Landes-Regierungsrath und Konsistorialpräsident Schnell. Ein munterer Greis, — groß in Staatssachen, — einsichtsvoll in Kirchensachen. Das Schwesterland Anspach hat ihn der Welt geschenkt — und das Schwesterland Bayreuth freut sich seines Besitzes seit der letzten Regierungsveränderung — das ist, seit 16 Jahren. Unter allen Präsidenten Deutschlandes

ist

ist er vielleicht der populärste. Wenn Sie ihm die Aufwartung machen würden, so würde er Sie bey der Hand nehmen — wie ein Bruder den andern in dem Zimmer herumführen, — und wohl über eine halbe Stunde lang auf die lehrreichste und angenehmste Art sich mit Ihnen besprechen.

Die beste Weise, die Herzen der Menschen wie Wasserbäche zu leiten! Alle Geistliche wünschen einstimmig, daß dieser trefliche und menschenliebende Greis noch viele Jahre ihr Vater bleiben möge.

Der Herr Regierungsrath Petermann sitzt ihm als Vicepräsident zur Seite. Er hat so viel Verdienste um die geistliche Regierung als er um die weltliche Regierung hat, und jeder der ihn näher kennt, erkennt an ihm ein grosses Genie. Er ist ein grosser Freund von den schönen Wissenschaften, und besonders ein guter deutscher Dichter. In dem neuen bayreuthischen Gesangbuche stehen etliche ungemein kraft- und geschmackvolle Lieder von ihm.

Nun folgen in ihrer Ordnung die Herren Konsistorialräthe: Seiler, Wetzel, Künneth, Löw und Kapp.

Herr Seiler ist zugleich geheimer Kirchenrath und Professor Theologiä zu Erlang — aber eben wegen dieser Stelle beständig abwesend. Man darf seinen Namen nur nennen, so ist es schon genug; —

und jedermann weis, daß er der einzige Schriftsteller Deutschlands ist, der mit einem Gellert im Verdienst wetteifert.

Herr Konsistorialrath Wetzel gehört unter die weltlichen Herren Räthe. Ein schöner Geist — und ein gutes Herz veredeln seine reellen Kenntnisse. Er hat einige Lustspiele geschrieben, die zwar nicht von den Kunstrichtern, — als welche wie die Neger die Gewohnheit haben, die Götter schwarz und den Teufel weiß zu malen — aber sehr von der Lesewelt gelobet werden.

Herr Konsistorialrath Künneth, ist auch Superintendent und Oberpfarrer zu Bayreuth. Er hat zur Aufklärung des Klerus viele gute Dienste geleistet, und gehört ohne Zweifel unter die besten Prediger im Lande. Seine Gelehrsamkeit ist gemeinnützig, — und sein Zeit- und Handbüchlein ist wegen der darin enthaltenen kirchlichen Nachrichten ungemein brauchbar; — das übrige was darinnen steht, ist, wie er selbst sagt, nur für diejenigen Geistlichen im Lande, welche erst anfangen zu buchstabiren. Auch diesen muß geholfen werden. — Wer ihn zum Freund hat, — hat einen wahren Freund. — Zum Superintendenten ist er gebohren; und er füllt sein Fach ganz aus — ohne sich aufzublähen. Seine Diöces wird vermuthlich durch ihn auch von neuem gebohren werden.

Die

Die Herren Löw und Kapp, sind wegen ihres herrlichen Karakters eben so verehrt, als wegen der Gründlichkeit ihrer Wissenschaften. Ersterer ist zugleich Archidiakonus an der Hauptkirche, und letzterer ist Schloßprediger und Professor am Gymnasio. Da ihnen die schönen Schriften des Herrn Konsistorialraths Kapp schon bekannt sind, so habe ich Ihnen nun noch zu sagen — daß noch viel Licht und Weisheit in diesem Manne verborgen sind. Er würde auf einer Universität eine grosse Zierde seyn, und niemand kann einmal die Stelle des Herrn Konsistorialraths Lang besser besetzen, als er.

Und nun, liebster Freund! habe ich Ihnen neue Bekanntschaft genug gemacht. Sie ist meist rühmlich gewesen, und ich hoffe, Sie werden sich ihrer freuen. — Aus meiner Bereitwilligkeit Ihrer Neugierde nach allen Kräften zu dienen, werden Sie auch die Folge ziehen, daß ich fertig und entschlossen bin, der Gevatterbegierde ihrer von mir schön gegrüßten Mariane das verlangte Opfer zu bringen; und wenn ich es gleich nicht in Gold, Weihrauch und Myrrhen einwickle, so wird es doch mit Herzensfreude gebracht werden. Nur sorgen Sie, wenn Sie es mehr vermögen, daß aus dem gehoften Johannes keine Johanna werde. Da Sie das Kind romano ritu eher taufen als es gebohren ist, so könnte

ihrer Voreiligkeit wirklich etwas Widriges begegnen. Doch Sie werden es schon eingerichtet haben, — daß es zutrift. Leben auch Sie wohl.

B—r.

Dritter Brief.

S—berg, den 6. Dezember 1784.

Theurer Freund!

Ich weis nicht, wie es geschehen ist, daß ich in meinem vorigen Briefe der Synoden nicht gedacht habe, welche seit einem Jahr von den Todten wieder erstanden sind, — nachdem sie viele Jahre lang im Herrn entschlafen waren, — und welche unsern Landesklerus nun eben so sehr beschäftigen, oder vielmehr in Wallung setzen, als eine neue Komödie die Akteurs, — welche nicht geübt genug sind. Vielleicht wird Ihnen, theurer Freund! ein wenig warm ums Herz, da ich die Wiederauflebung der Synoden erwähne. Vielleicht denken Sie, man wolle wieder auf die Schliche der alten Kirche kommen, welche in die Synoden das Heil der ganzen Christenheit setzte, und zu Synoden stets ihre Zuflucht nahm, wenn sie für rathsam hielte, einen neuen Glauben aufzubringen,

oder

oder einigen vermeintlichen Ketzern, die, wie Salvianus von den Arianern sagt, nicht wissen, daß sie Ketzer sind, — unter dem Schein des Rechtens die Köpfe abzureissen. — Aber erschrecken Sie nur nicht; — so böse ist es mit den Synoden des achtzehnten Jahrhunderts nicht gemeynt! Sie sind freylich auch Versammlungen der Geistlichkeit — aber nicht der Bischöfe unter ihrem Oberhaupt dem Erzbischof, oder dem allgemeinen Bischof, sondern — der Pfarrer unter ihrem Chef dem Superintendenten. Man bringt auch auf unsern Synoden keinen neuen Glauben auf; denn nachdem die Väter entschlafen sind, bleibet es alles wie es vom Anfang der Kreatur gewesen ist, — sondern sucht den alten blos zu befestigen. Eben so wenig macht man auf denenselben Canones zum Verderben der Neugläubigen — sondern man lacht diese blos einstimmig aus. Von den alten Synoden sagte der heilige Gregorius von Nazianz: sie wären Versammlungen der Kraniche und Gänse — worinn er sich zu erscheinen schäme. Von den neuen Synoden muß man sagen: sie sind Versammlungen ehrwürdiger Männer, die das Wohl der Kirche zum Zweck haben; und wenn sie diesen Zweck erreichen, so hat man nicht Ursache sich zu schämen, darinn zu erscheinen. Ihr Zweck ist, wenn ich ihn näher bestimmen soll: daß die Prediger des

Landes in ihren Kenntnissen befestiget, in ihren Amtspflichten zum Theil näher unterrichtet, zum Theil lebhafter ermuntert, und durch brüderliche und bescheidene Unterredungen einander Anleitung zur treuern Verwaltung ihrer wichtigen Aemter geben. Damit Sie aber, lieber Freund, sehen, daß ich die angezeigte Bestimmung nicht aus der Luft greife, so lege ich Ihnen die authentischen Synodalartikel, die sich vom weil. Herrn Markgraf Georg Friederich von Anspach herschreiben, und welche in unserer bayreuthischen Landeskonstitution enthalten sind, hier vor Augen; — nur daß Sie solche recht wohl besehen, denn es wird sich in der Folge oft auf sie berufen werden.

Synodalartikel vom Herrn Markgraf Georg Friederich, vom 1. November 1578.

I.

Erstlich soll zu früher Tagezeit aufs längste um 7 Uhr in der Kirche in gemeiner Versammlung eine Predigt geschehen.

II.

Darnach sollen die versammelten Kirchendiener und Seelsorger entweder in des Dechants oder Pfarrers Behausung oder sonst an einem gelegenen Ort, vor der Mahlzeit miteinander von der christlichen

Lehre

Lehre handeln und reden, und soll der Dechant einen locum communem theologicum nach den andern für sich nehmen, und davon mit seinen Kapitularen ohne weitläuftige Disputation, auch ohne unnöthige spitzfindige Fragen bescheidentlich und brüderlich konferiren.

III.

Auch soll der Dechant diejenigen so geringen Verstandes sind, besonders befragen, und gleichsam examiniren, und das Examen, wie auch vorgedachte Kollation anstellen und richten auf den Katechismus, augspurgische Konfeßion mit der Apologie und auf das christliche Konkordienbuch — schmalkaldische Artikel und markgräfliche Kirchenordnung — alles der heiligen Schrift gemäs, und sich mit ganzen Fleiß dahin bearbeiten, daß die ermeldte Bücher allen und jeden Kirchendienern durch tägliche Lektion und Betrachtung wohl bekannt und sie darin läufig werden.

IV.

Es sollen auch diejenigen, so in einem oder mehr Artikeln christlicher Lehre zweifelich und Gewissenshalber Unterricht begehren werden, gutwillig gehöret, und mit sanften Geist der Wahrheit berichtet werden.

V.

Soll der Dechant diejenigen Pfarrer und Kirchendiener, so ihm der Lehre, entweder Irrthums halben verdächtig worden, oder sonsten daß sie nicht festgelehrt, noch in ihrem Studiren fleißig bekannt sind, vor dem Synodo besonders zu sich erfodern, und der Nothdurft nach von allen, sonderlich von den strittigen Artikeln, und was er sonst von ihnen erfahren, fleißig und ernstlich mit ihnen handeln.

VI.

Nach gehaltener Mahlzeit um 12 Uhr soll der Superintendent der Ceremonien halber, und so viel alle und jede Actus ecclesiasticos belangt Nachforschung halten, und sich bey seinen Kapitularen der nachfolgenden Punkte halber erkundigen. (Diese Punkte sind in den Artic. VII — XXII. enthalten und betreffen sämmtlich die Amtsverrichtungen, und Kirchengebräuche; die ich hier übergehe, weil sich nichts über sie sagen läßt, und sich jeder das nöthige selbst denken kann.)

XXII.

Nach diesen allen sollen die versammelten Kirchendiener einander rügen, und derhalben da es von nöthen seyn solle, einer nach den andern entweichen (abtreten) und die andern bey ihren Gewissen auf den so abgetreten, sagen und zeugen was

ihnen

ihnen kund und wissend ist; wo er sich in seinem Amte, in seiner Haushaltung, oder sonst in seinem Leben ungebührlich gehalten hätte, als da er mit einem Irrthum in der Lehre behaftet, oder unfleißig in seinem Amte und Dienste gewesen, — Weib und Kinder übel gehalten, oder sonst ärgerlich gelebt hätte.

XXIII.

Was sich nun in solcher Umfrage, und sonst sträfliches finden wird, darauf sollen, nachdem es herumgegangen, die Beschuldigten und Beklagten gehöret, und da sie der Mishandlung in Abrede seyn würden, den Sachen zu gelegener Zeit weiter nachgeforscht werden, damit man auf den Grund kommen und das Uebel abgestraft und abgestellet werden möge.

XXIV.

Und soll der Superintendent, mit den Senioren, dasjenige, so unrecht und sträflich — wenn es unverneinlich und offenbar ist, jedesmal nach gehaltenen Synodo um Korrektion und Vollziehung verdienter Strafe, artikuliret gen Hof berichten, — und einen jeden Schuldigen oder Sträflichen mit verschlossenen Briefen in seiner eigenen bösen Sache abfertigen, und das Bothenlohn, weil er doch ohne das erfodert werden müßte, selbst verdienen lassen.

XXV.

Und dieweil denn aus den jetzt erzählten klar und leicht zu sehen, daß die Synodi und Kapitel nicht als Gastereyen und Kirchweihen um leiblicher Freud und Kurzweil, sondern um nothwendiger Geschäfte willen, zur Erbauung der christlichen Kirche, zur Ehre Gottes, und vieler Menschen Heil betreffend, gehalten werden sollen, derwegen mit der Zehrung gute Maas und Ordnung gehalten, und mehr nicht über das Mahl denn sonst mit fremden durchreisenden Personen gebräuchlich, und nemlich über vierzig Kreuzer nicht gegeben, noch jemand zu Gaste gebeten, sondern ohne alles Gepränge, allein bescheidentlich und züchtig gezehret, und die Mahlzeit in einer Stunde schleunig geendet werden, und nach vollendeter Handlung, nach vier Uhr ungefähr ein jeder wieder heimeilen, und da es von nöthen, unterwegen, mit nichten aber an der Wahlstatt des Synodi, aus seinem Beutel zehren, es wäre denn, daß sie die Priester sämmtlich in dem Gemache da sie einhellig versammlet, Morgens nach der Predigt, um der Schwachen willen eine Suppe und ein Viertels Wein haben, und Abends, nachdem sie den Sachen fleissig abgewartet, einen Durstrunk zu einem Käse und Brod thun, und damit ihren Abschied unverlängt von einander nehmen wol-

ten, sollte ihnen solches vergönnet seyn; allein daß keine Zeche daraus werde, und Vieren nur eine Maas Weins und nicht drüber gebühre, auch sonst nicht mehr von Kapitels wegen für jemand bezahlt werde. — Und soll demnach der Dekanus die Brüder mit christlicher Vermahnung kurz abfertigen.

Wie gefallen Ihnen diese Synodalartikel, bester Freund! Sie sind zwar alt — aber wenn Sie unpartheyisch seyn wollen, so werden sie gestehen, daß man ihnen ihr Alter nicht viel ansieht — und daß sie einer frommen Sara gleichen, welche als eine betagte Matrone noch Reize genug hatte, das Herz des Philisterkönigs zu fesseln. Ich wenigstens habe sie sehr liebgewonnen, und wenn sie unsere ehrwürdigen Väter auf dem Synodo eben so lieb gewonnen hätten, so sollte es mit ihren Synoden mehr geglückt haben als es wirklich geglückt hat. Aber sie machten solche — wie Abimelech die Sara — nicht zur Königin die Kron und Scepter trägt — sondern zur Beyschläferin die kein Ansehen hat, und nur der Schatten von einer Königin ist; darum wollte auch die Zusammenkunft nicht frommen, und ihr Synodenspiel war nur ein Schattenspiel. Wollen Sie, lieber Freund! daß ich Sie von der Richtigkeit meiner Behauptung

über-

überzeugen soll, so darf ich weiter nichts thun, — als daß ich die Laterna magika in die Hand nehme, und das Schattenspiel, anstatt auf der weißen Wand, hier auf dem weißen Papier nachspiele. Es ist freylich nur ein Nachspiel, aber Sie dürfen sich sicher darauf verlassen, daß ich die Gläser nicht verwechselt, — die Figuren nicht verstellt, und das Licht nicht im mindesten verdreht habe. Ich weis, daß Sie herbe Wahrheit lieber haben, als süße Lügen — darum — — —

Die Synode zu M. . .

war 6 Wochen vorher durch ein lateinisches Zirkular angekündigt und auf den 16ten Oktober angesetzet worden.

Früh um halb 8 Uhr kamen die sämmtlichen Dioecesgeistlichen in dem Kapitelzimmer zusammen (sollten schon um 7 Uhr in der Kirche seyn v. Art. S. 1.) Gleich darauf wurden die zwey jüngsten unter ihnen abgeordnet, um den Herrn Ephorus, der sich bisher in einem andern Zimmer befand, mit einer kleinen lateinischen Rede zu bekomplimentiren, und ihn in die Versammlung einzuführen. Ich mußte über diesen Auftritt lachen. Wäre der Herr Ephorus blind, — oder lahm gewesen, — dann würde ich ihn bedauert haben, daß er sich in seinem eigenen Hause führen lassen mußte. Er kam im Mantel — die übrigen mußten fein säuberlich im Priesterrock erschei-

erscheinen, — von seinen beyden geistlichen Kammerdienern begleitet. Hier hielt er an die Versammlung eine kleine lateinische Anrede, welche von dem ersten Senior beantwortet wurde. Nun wurde Kaffee und Gebackenes aufgetragen; aber es wollte den wenigsten Herren recht schmecken, obgleich diesmal eine sehr vortheilhafte Aenderung gemacht worden war, denn ehedem aß man blos eine Suppe — vielleicht nur eine Biersuppe — und diese noch dazu erst nach der Predigt. (v. Art. S. XXVI.) Jetzt wurde das förderliche Signal zum Aufbruch gegeben. Der Herr Superintendent wurde nun nicht mehr von zwey Pastoren ohne Titel — sondern weils ins Freye gieng — von zwey Senioren geführet. Nach ihm kam der Pfarrer welchem die Predigt aufgetragen war — und der wurde auch geführt — aber nur von zweyen seines gleichen. Und diesen folgten die übrigen Herren paarweise nach. Ob man gleich in weniger als drey Minuten hätte in der Kirche seyn können, so brauchte man doch beynahe eine viertel Stunde dazu; denn der Zug gieng äusserst langsam um die Kirche herum (vid. Art. S. XXVI. ohne Gepränge um leiblicher Freud und Kurzweil willen.) Beym Eingang wurde die Procession mit Trompeten- und Pauckenschall empfangen. Herr P... sang vor dem Altar: Gloria in excelsis Deo. Herr F.. verlaß zum ersten- und

Herr

Herr T. . . zum zweytenmal (hätte unangemerkt gelassen werden können, aber um der Getreulichkeit willen. —) Nun trat Herr S. . . auf die Kanzel, und hielt eine schöne Predigt über den zehnten Artikel der Augspurgischen Konfession, vom Abendmahl; — denn hierüber sollten sich auch die Pfarrer mit ihrem Superintendenten unterreden, (oder eigentlich — hierüber sollten sie von ihm schulmässig examinirt werden) Nach geendigter Predigt giengs nun los. Die Geistlichen mußten ihre Stühle verlassen, und sich auf Sessel setzen, welche dem Altar gerade gegenüber standen. Vor ihnen saß der Herr Ephorus an einem kleinen Tischgen. Nur einige Senioren und Invaliden durften in ihren Bänken als blosse Zuschauer sitzen bleiben (nach den Syn. Art. hätten sie es nicht gedurft.) Der Kantor und seine Alumnen kamen vom Chor herab, stellten sich beym Altar, der geistlichen Versammlung gerade gegenüber, und sangen: Veni sancti Spiritus (man brauchte nämlich Inspiration — aber ohe! jam satis est!!! v. Art. Syn. II.) Hierauf hielt der Herr Superintendent eine sehr schöne und lange lateinische Rede, (den Worten und dem Styl nach nämlich.) Die Rede aber endigte sich mit einem Uebergang auf den Artikel, und folglich auch auf das sogenannte Kolloquium. Folgende Fragen kamen ungefähr zum Vorschein;

Numne perennabit religio Christiana? das Ende im Anfang.)

Ubi est ecclesia vera? (zu M. auf dem Synodo)

Quid est liber Symbolicus?

Quot sunt?

Suntne libri symbolici necessarii?

Quid est haereticus?

Suntne omnes nostri novatores haeretici nominandi? (alle)

Quid est articulus Fidei?

Numne Sacra Coena est articulus fundamentalis?

Numne primarius, an secundarius?

Numne occurrit vox: Sacramentum, in bibliis?

Qui sunt caracteres Sacramenti?

Estne poenitentia Sacramentum?

Quid est Sacra Coena?

Quae sunt denominationes S. C.

Ubi est sedes doctrinae? (da wo man die Pferde hinter den Wagen spannt. sc. in M.)

Dictum Joh. VI. 54. numne agit commestione sacramentali an spirituali?

Numne corpus Christi ipsum manducamus?

Quid est transubstantiatio?

Possumusne sententiam nostram ex communicationem idiomatum probare? (warum nicht aus dem dicto?)

Requi-

Requiritur ad legitimam distributionem sacramenti, status gratiae ministri administrantis?

S. Coena estne solum Signum, an vero medium gratiae?

Numne S. C. ex opere operato effectum habet?

Quid est consubstantiatio?

Numne vocabula: in, sub et con explicare vales?

Numne communionem panis et corporis Christi, vini et sanguinis Christi docemus?

Potestne unio cum Christo explicari?

Danturne adiaphora in S. C. (waren schon im Ueberfluß gefragt)

Estne consecratio necessaria?

Cur S. C. a ministro Ecclesiae est distribuenda?

Numne minister sibi ipsi S. C. dispensare debet?

Qui poenitere nesciunt, numne accipiunt corpus Christi?

Qualem manducationem docemus, oralem naturalem, spiritualem?

Quinam uti debent S. Coena?

Quae sunt charismata S. Coena? (Auf die meisten Fragen hätte ich geantwortet nescio.)

Dieses waren die vornehmsten Fragen von welchen ich gewiß keine drey verfehlt habe. Denn da ich in der Kirche, ganz allein in einem Gitterstühlgen stand;

so

so konnte ich, ohne bemerkt zu werden, jede Frage in meine Schreibtafel eintragen. Die meisten wurden auch beantwortet wie man verlangte; — aber zum Disputiren kam es nicht. (Eins gefiel mir noch. Die gefragten Geistlichen standen niemals auf. So unterschied man doch dieses Examen einigermassen von einem bloßen Schulexamen. Zu W. . giengs anders her; da mußte man bey jeder Frage aufstehen, wie der Terzianer ꝛc. — da wurde der Gefragte nicht Domine Pastor, sondern gerade zu mit seinem Geschlechtsnamen Domine Wolf ꝛc. angeredet; da kamen auch ganz wunderliche Fragen zum Vorschein, zum Exempel: Domine Gries, de quo Articulo Aug. Conf. hodie colloquimur? Und es waren doch über den Artikel schon 4 Wochen vorher Theses ausgeschrieben. Doch ich kehre nach M. . . zurück.)

Die Glocke hatte bereits Zwölfe geschlagen. Ihro Hochwürden erklärten also, daß Sie mit dem Artikel nicht ganz fertig werden könnten; — aber über Tische sollte alles nachgeholet werden. Auch sollte zu Hause jeder seine Meynung über die gehaltene Predigt sagen. Aber über Tische? — Zu essen und zu trinken gabs wohl genug; allein von dem Artikel und der Predigt soll weiter kein Wort gesprochen worden seyn.

Es wurde nun ein Lied gesungen. Herr W...

sprach den Seegen, und die Versammlung wurde zum Tempel hinausgetrommelt, wie man sie hineingetrommlet hatte.

Eine ganze Heerde weltlicher Herren saß bey der Tafel, und ließ sichs gut schmecken.

Nachts um 9 Uhr giengen die Herren auseinander.

Ende der Synode zu M.

Auf dieses Spiel, denn es war das Vorspiel, folgten bald viele Nachspiele, — da das nach aber dem vor viel ähnlich seyn soll, so ists nicht nöthig daß ich die Laterna magika noch ein oder etliche male zur Hand nehme. Nur ein Fragment von einem Brief der sich auf Selbstsehen und Hören gründet, und die Memorabilia des Synodus zu X. beschreibt, theile ich Ihnen, theurer Freund! noch mit, und dann gut.

Fragment eines Briefes über die Synode zu X.

Die Geistlichen zogen von der Superintendur, unter dem Zulauf des Volks in die Kirche. Herr Superintendent Z. wurde von den Vornehmsten des Klerus geführt. So auch der Synodalprediger. Die andern giengen Paar vor Paar, unter manchem herzlichen Seufzer, daß dem Superintendenten die Sprache verfallen möchte, kopfhängend nach. In

der

der Kirche wurde eine greulich lange Musik aufgeführt. Die Predigt war gut. Darauf zog ein jeder von den Geistlichen, die in einer Reihe um den Altar herumsaßen, Zettel aus der Ficke, und sangen das Veni. — Der Herr Superintendent hielt sich treflich. Nicht so: etliche seiner Herren Kapitularen. Katechismusfragen wurden oft nicht beantwortet. — Die Dicta classica in der Grundsprache herzusagen, war eine rühmliche Sache bey dieser Gelegenheit.

Es wurde auch einmal gefragt: Ob der Exorcismus solle abgeschaft werden? Der Herr Pastor zog sein Gesicht in spanische Inquisitionsfalten, und schrie: Minime. (Ein gewisser Pfarrer Fesselius in der Mark, der aber schon im vorigen Jahrhundert lebte, war auch dieser Meynung; deswegen ließ er einstmals ein Kind eher ohne Taufe sterben, ehe er es ohne dem Exorcismus taufte.) —

Die Ketzer wurden kondemnirt, und herzlich ausgelacht, mit der festen und ruhigen Ueberzeugung, daß nun alles gut sey. Herr Pastor A... hielt ein griechisches Gebet nach dem Examen, und als er auch das apostolische Glaubensbekenntniß in eben dieser Sprache gebetet hatte, beschworen es die sämmtlichen Geistliche unter einer tiefen Verbeugung aufs neue mit einem — Sic adjuvet &c.

Bey Hersagung des Symbolums gab es bey einigen ein grosses Gelächter. Herr A... ist gewohnt, wenn er redet, immer mit dem Kopf zu nicken, und folglich nickte er allemal sicher, wenn er den Namen Jesus nannte. Diejenigen, die nun nichts griechisches verstanden, und seine Gewohnheit nicht wußten — glaubten: er nicke nur bey Nennung des Namens unsers Meisters. Daher kam's, daß, da er auf den Pontius Pilatus kam, und seiner Gewohnheit nach wieder tief nickte, manche auch tief mit nickten — und da entstand denn das Gelächter. Hier hieß es wenigstens: His barbarus sum et non intelligor ulli.

Nach diesen betete man das Vaterunser auf griechisch, (wers nämlich beten konnte,) manche liessen aber die vierte Bitte aus, weil sie schon wußten, daß eine trefliche Synodalmahlzeit ihre Mägen erwarte. Damit endlich alles recht ineinander gemischt und gemengt würde, hieß es auch kadosch, kadosch &c. Ein Geistlicher bekam, ehe das Examen angieng, Bauchgrimmen, und schlich sich durch die Sakristey zur Kirche hinaus; kam aber nach geendigter Prüfung seiner Konfratren, wieder — um für seine 3 Thaler sich einmal einen guten Tag zu machen. Er soll guten Appetit gehabt haben. — Der ehrliche Mann heißt Katzenfeind — Examenfeind

sollte er heissen! — Daß die Mahlzeit gut abgelaufen, versteht sich.

Ende des Fragments.

Ob indessen das Fragment und die Synode zu X. eben so passen wie Schachtel und Deckel — dafür lasse ich den Schreiber des Fragments stehen. Mir war sein Fragment deswegen willkommen — weil ich ihn als einen rechtschaffenen und Wahrheitliebenden Mann von jeher gekannt habe. Und um der Synoden willen wird er wohl nicht erst anfangen, das Geräusch seines guten Namens zu vermindern. Sollten Sie aber dennoch, lieber Freund! seiner Zeugschaft nicht trauen wollen, so können Sie doch auf meine vollkommen trauen, die ich ihnen von der Synode zu M... gegeben habe; und deß versichert seyn, daß alle gehaltene Synoden — eine einzige ausgenommen, — einander so ähnlich waren, wie ein Ey dem andern.

Aber, bester Freund! wenn Sie, wie ich hoffe, meine getreue Laterna magika gelten lassen, so werden Sie doch auch gelten lassen, daß ich recht hatte, wenn ich oben das ganze Synodenspiel ein Schattenspiel nannte! Sehen Sie nur auf der einen Seite die Synodalartikel — und auf der andern die gehaltenen Synoden recht genau an, und urtheilen Sie

dann! Ich bin versichert; Sie rufen mir, aber nicht den Synoden, ihren Beyfall zu. — Aber ich wünsche, daß es bald geschehen möge; und indem ich Sie hiezu aufmuntere, so versichere ich auch, daß ich Sie ohne Aufmunterung ewig lieben werde.

B—r.

Vierter Brief.

S—heim, den 29. Dezember 1784.

Liebster Freund!

Vieles von dem, was Sie mir über den kirchlichen Zustand ihres und meines Vaterlandes mit eben so grosser Wärme als Freymüthigkeit geschrieben haben — hat mich ungemein erfreuet. Ich bete für ihr herrliches Konsistorium, das so schöne gemeinnützige Anordnungen macht, und so tolerant und weise ist; — und ich wünschte Flügel zu haben, um eilends in Bayreuth zu seyn, und da ihrem liebenswürdigen Herrn Konsistorialpräsidenten — und allen biedern Herren Räthen in Ehrfurcht sagen zu können, daß ich Sie sämmtlich aufs tiefste verehre. — Aber das ist traurig, daß der Landesklerus sich nicht immer in sein Glück schicket, welches daraus zu ersehen ist, weil ihre Synoden nicht die Einrichtung bekommen haben,

haben, wie das vortrefliche Konsistorium die Vorschrift in den Synodalartikeln dazu vor Augen gelegt hat.

Mir scheint es nicht unschicklich zu seyn, wenn Sie, bester Freund! aus den gehaltenen Synoden ein Spiel, und noch dazu ein Schattenspiel machen. Und wenn ich auch bey ihrer Vergleichung gedächte: Similia sunt et dissimilia — so müßte ich Ihnen doch in der Hauptsache dahin recht geben, daß die Synoden, nach der Beschaffenheit wie Sie mir gemeldet haben, weder etwas gründliches noch nützliches in sich enthalten, und also am Ende nichts bessers als ein Schattenwerk sind. Warum richtet man sich doch nicht nach der Vorschrift? Warum erlaubt man sich doch, nach Willkühr die Befehle seiner Obern unbefolgt zu lassen, — oder ihnen gar gerade entgegen zu handeln? Die Synodalartikel kommandiren: Rechts um kehrt euch; — und das Kommandowort wird so wenig oder will so wenig verstanden werden, — daß es alles Linksum geht.

Jenen zufolge sollen die versammelten Kirchendiener und Seelsorger entweder in des Dechants Hause, oder sonst an einem gelegenen Orte zusammen kommen, und da miteinander konferiren. — Und siehe da — man kommt in der Kirche zusammen — und macht diese zum lateinischen Tummelplatz —

oder vielmehr zum Schauplatz, auf dem eine lateinische Komödie gespielt wird.

Ja, wenn die Herren, nachdem sie die Predigt andächtig angehört — das Volk austrieben, — die Kirchthüren hinter sich zuschlössen — und über dieselben die Aufschrift setzen liessen: Arceo profanum vulgus; — so ließ ich mir des Dings noch gefallen. — Aber da die Thüren für alle Welt offen bleiben — und alles Volk auf seinen während der Predigt eingenommenen Plätzen ruhig gelassen wird; — so kann ich nicht begreifen, was damit gemeynet seyn soll. Man wird doch nicht denken — daß man das gemeine Volk erbauen wolle! Wenn ein Examen Erbauung schaffen und befördern könnte; so müßte es eine Kinderlehre seyn. — Diese ist aber hier nicht zu suchen, und — da das Examen noch dazu lateinisch, das ist, — in einer dem Volke barbarischen Sprache gehalten wird — so ist das Volk gezwungen auf etliche Stunden die Ohren abzulegen, und sich blos der Augen zu bedienen. Ob aber blosse Blicke auf ein Dutzend Schwarzröcke, und deren ängstliches Hin- und Herrutschen auf den Stühlen — irgend jemand erbauen können — daran zweifle ich sehr. Es scheint, man habe die Worte Pauli vergessen: Nun aber, lieben Brüder! wenn ich zu euch käme, und redete mit Zungen, was wäre ich euch

nütze, so ich nicht mit euch redete, entweder durch Offenbarung oder durch Erkenntniß, oder durch Weissagung, — oder durch Lehre. — So die Posaune einen undeutlichen Laut giebt, wer will sich zum Streit rüsten. Also auch ihr, wenn ihr mit Zungen redet, so ihr nicht eine deutliche Rede gebet, wie kann man wissen, was geredet ist. Denn ihr werdet in den Wind reden. — Da man nun durch das Zungenreden in ihren Synoden — auch für das Volk in den Wind redet, warum stellt man denn das Volk in den Wind? Wenn es wahr ist, was Paulus weiter sagt: Daß die Zungen zum Zeichen — nicht den Gläubigen — sondern den Ungläubigen sind — warum läßt man nicht die Gläubigen aus dem Tempel hinaus, und dafür die Ungläubigen, das heißt: alle Arten von aner und alle mögliche Heterodoxen zum Tempel hineingehen. Diese würden nicht nur durch das Zungenexamen erbaut, sondern noch überdies bekehrt werden. Da wäre doch der Synodus seiner Bestimmung gemäs zur Ehre Gottes, und zu vieler Menschen Heil gehalten worden. Sollten aber durchaus die Gläubigen im Besitz der Kirchstühle unverdrängt bleiben, weil der Synodus auch zur Erbauung der christlichen Kirche angeordnet ist — so dünkt mich, sollte man künftighin etliche Dollmetscher annehmen, welche jeden lateinischen Perioden — so-

gleich in die Volkssprache übersetzten — und auf eine verständliche Art ausriefen; nach der Ermahnung Pauli: Darum, wer mit Zungen redet, der bete also, daß ers auch auslege. — Aber ich fürchte, meine Vorschläge sind auch in den Wind geredet, und es wird beym Alten bleiben. Dann werden sich aber auch, wie ich ebenfalls fürchte, die Gläubigen rächen — und es wird nicht viel fehlen, daß die Worte des oftbenannten Paulus, den ich aber jetzt zum leztenmal nenne, in Erfüllung gehen, und welche in Luthers körnigter Uebersetzung also lauten: Wenn nun die ganze Gemeinde (d. i. die ganze Versammlung des Klerus,) zusammen käme — und redeten alle mit Zungen; — es kämen aber Layen hinein — würden sie nicht sagen, ihr wäret unsinnig? — Ueberhaupt denke ich, lieber Freund! der Apostel habe ihre Synoden im prophetischen Geist vorausgesehen, und auch ihrentwegen mit das ganze vierzehnte Kapitel des ersten Briefes an die Korinther geschrieben.

Wenn man, wie die Synodalartickel vorschreiben, in des Herrn Dechants Hause, und nicht in offener Kirche das Zungenexamen hielte, so würde auch der gesammten Geistlichkeit besser gerathen seyn. — Welchen bedenklichen Zufällen sind die geistlichen Herren in dem öffentlichen Tempelexamen blos gestellt?

stellt? Wie leicht ist es möglich, daß einer oder der andere Herr Konfrater in der Hitze der Anfechtung die Perücke verschiebt — oder den schweren Mantel fallen läßt? Da erschüttert nun sicher der zuschauende Pöbel die Kirche mit einem lauten Gelächter. — Wie leicht kann es geschehen, daß ein sonst braver Mann — in der Geschwindigkeit auf die spitzfindige Frage die Antwort nicht finden kann — ein wenig stottert — und den Schweiß von der Stirne wischt, anstatt den Herrn Ephorus in Schweiß zu bringen! Wie leicht kann es sich sogar zutragen, daß auch der Herr Ephorus, wenn er an den rechten Mann kommt, in einige Verlegenheit geräth, und seinen subtilen Gegenfrager mit Räuspern antwortet! — Und da ist denn die ganze Klerisei das Mährchen des Volks — und die Chronique scandaleuse der gelehrten Nichttheologen. La necessité de parler — l'embarras de n'avoir rien a dire et l'envie d'avoir de l'esprit, sont trois choses capables de rendre ridicule meme le plus grand homme, sagt ein sehr gescheuter Franzmann — und die Erfahrung bestätigt seine Sage.

Ein kleiner Unstern kann den rechtschaffensten Geistlichen auch bey seiner ganzen Gemeinde um alle Achtung bringen. Vermuthlich reiset der Herr Pfarrer im Gefolge seines Schulmeisters und etlicher von

seinen Bauern auf den Synodus; — und diese ermangeln dann sicher nicht, auf das ganze Betragen, und insonderheit auf die Gesprächigkeit ihres Hochwohlehrwürden ein scharfes Augenmerk zu haben. Trift es sich nun, daß Sr. Hochwohlehrwürden durch die langsame Bewegung ihres Perpendikels (der Zunge) den langsamen Gang ihrer lateinischen Sprachmaschine ein wenig verrathen, so reisen der Schulmeister und die Bauern nicht nur mit vermindertem Respekt für den langsamen Redner nach Hause, sondern posaunen noch oben drauf auch in der Schenke aus: Unser Herr Pfarrer hat nichts gekonnt; — und da hat nun jede folgende Predigt des Herrn Pfarrers nur halbe Kraft. Sage hin, sage her — werden die Bauern denken — du hast doch auf dem Synodus nichts gekonnt. Wenigstens wird er in der Kinderlehre die auf seine Fragen stumm bleibende Bauernkinder nicht mehr in Thätigkeit setzen dürfen, wenn ihm seine Unbeweglichkeit auf dem Synodus nicht soll vorgeworfen werden. Vielleicht wird auch der Herr Pastor, der Leidenschaft für den Ruhm hat, und sich doch öffentlich zu Schanden gemacht sieht, vor Schaam und Aergerniß krank und — stirbt. Und so hat nun der Kirchensynodus einen rechtschaffenen Mann, der kein andres Verbrechen begieng, als daß er ein wenig schwer seine Zunge rührte, welches daher

kam,

kam, weil er nemlich eine deutsche und keine lateinische Zunge hatte, — ums Leben — eine Familie um ihren Versorger — und eine ganze Gemeinde um einen treuen Seelsorger gebracht. Wäre der Synodus in des Herrn Dechants Hause gehalten worden — so hätte er wahrscheinlich keine Märtyrerkrone ausgetheilt.

Aber, lieber Freund! es können noch andere schlimme Inkonvenienzen aus dem öffentlichen Examen entstehen! Stellen sie sich einen hitzigen Superintendenten — und einen kolerischen Kapitularen vor. Beyde gerathen nach und nach auf Spitzfindigkeiten — und die Eris bläßt zum Streit. Der Herr Superintendent will Sieger seyn — weil er Superintendent ist; — der Kapitularis will kein Besiegter seyn — weil er öffentlich nicht will ausgezischt werden. — Nun mischt sich der Satan, der ein Mörder vom Anfang ist, unter die ausser Fassung gerathene Kämpfer — schleicht auf seinen Boksfüssen zu dem Herrn Ephorus und bietet ihm seine Hörner an — seines Widersachers Beweise, oder welches eben so viel ist, seinen Widersacher selbst, über den Haufen zu stossen — darauf fährt er in der Gestalt einer Schlange auf den gepreßten Kapitularis zu, und zischt ihm ins Ohr: Den Augen seines Gegners durch Faustschläge Licht zu verschaffen. Beyde finden des Anerbieten und das Eingeben a propos — und

die

die Herren stoßen und schlagen. — Alles zur Erbauung der christlichen Kirche, zur Ehre Gottes und zum Heil vieler Menschen!!!

Denken Sie nicht, lieber Freund! — meine Besorgnisse sind blosse Chimären. — Ich weis wirklich ein ärgerliches Faktum. Vor etlichen 20 oder 24 Jahren hielt der vorige Superintendent zu H... einen Synodum, wie ihre jetzigen sind, — und es fehlte nicht viel — daß sich ein hitziger Kapitularis vor der ganzen Kirchversammlung, vor allem Grege und Plebe mit seinem Herrn Ephorus nicht öffentlich balgte. Wenigstens gabs einen Platzregen von Schimpfen und Schelten.

Was geschehen ist kann ja leicht wieder geschehen! — Und gewiß ich würde mich selbst eher mit dem Herrn Ephoro öffentlich herumbalgen, ehe ich mich öffentlich vor aller Welt zu einen Ignoranten machen ließe. In privato — in des Herrn Ephorus Hause — würde ich mich keinen Augenblick bedenken — zu sagen, daß der Herr Ephorus mehr wisse als wie ich, und daß mir seine Stimme fürchterlicher sey als sein Kopf — aber öffentlich — in der Kirche das erste zu bekennen und das andere durch meine Sanftmuth zu beweisen — das wäre mir unmöglich. Ehe ich von dem, allen Augen offenen Streitplatz, wie die Franzosen von dem Schlachtfelde zu Rosbach

— da-

— davon liefe — ehe würde ich mich skalpiren lassen. Oder wenn ich mir noch ein wenig zu helfen wüßte, — so würde ich auf eine Ketzerey verfallen. Gemeiniglich haben öffentliche Disputationen den Erfolg, daß der eine oder der andere von den Athleten — wenn er in die Enge getrieben ist, und doch um der lieben Ehre willen sich nicht gefangen geben will — sich hinter eine Heterodoxie oder wohl gar hinter eine Paradoxie verschanzt, hinter welcher er seine Kräfte wieder sammlen und neue Ausfälle thun kann. Er sollte freylich lieber seine Schwäche bekennen — aber er mag sie nicht eingestehen — weil er sie nicht seinem Gegner allein, sondern vielen eingestehen müßte. Und so wird er wirklich ein Ketzer; — dem Anfang nach mit Widerwillen — mit der Zeit aber — da seine Leidenschaft der Vernunft Gesetze vorschreibt — mit Willen. So wurden Arius, Nestorius (wenn er anders mit Recht in der Ketzerrolle steht,) Eutyches, und viele andere mehr Ketzer. Das öffentliche Disputiren machte sie dazu.

Sollten nun, lieber Freund! ihre Synoden auch vollends, es sey früh oder spat, eine Mutter der Ketzereyen werden, so wären sie nicht mehr ein Schattenspiel, sondern — ein Trauerspiel.

Auf alle Fälle müssen sie aber (meiner Vermuthung

muthung nach,) in den christlichen Pfarrhäusern Unruhen erwecken, wenn sie auch in der christlichen Kirche keine Unruhen erregen sollten.

Wie Sie mir schreiben, so wird die Synode sechs Wochen vorher angekündigt — und das goldne Vließ, das ein anderer Jason erobern soll — ausgehangen. Nun sehe ich in der Einbildung, wie sich diejenigen unter den Pastoren, welche sich Jasone zu seyn dünken, — zur glorreichen Expedition zurüsten, — und wie diejenigen, welche sich zu schwach fühlen um Eroberer zu seyn — sich wie das Elendthier hinter dem Ohre kratzen, um sich von der fallenden Sucht zu heilen. Sicher kommt den Starken — und den Schwachen die sechs Wochen über kein sanfter Schlaf in die Augen — und sie träumen stehend und liegend von dem grossen Tag — an dem Glück und Unglück — Ehre und Schande — Wohl und Weh auf dem Spiel stehen. Jene, — ungeduldig schmachtend nach den edlen Ritterzug, vergessen Essen und Trinken — Haus und Hof — Weib und Kind — Aecker und Vieh. — Diese — voll Furcht und Warten der Dinge, essen ihr Brod mit Seufzen, und mischen unter ihr Bier ihre Thränen — sehen Weib und Kind, Haus und Hof — Aecker und Vieh wie die Sterbenden an und ächzen: Welt ich muß dich lassen. — Beyde stellen sich es —

ärger

ärger vor als es ist. — Aber auf beyden Seiten wird doch indessen das Glück des Lebens sechs Wochen lang ungenießbar gemacht, — die häusliche Ruhe gestört — die eheliche Zufriedenheit unterbrochen — die Hauswirthschaft zerrüttet, die Gesundheit untergraben. Die Pfarrfrau mag immer den Tag und Nacht beschäftigten — den von schweren Träumen aufgeschreckten Gatten, der sich für der Fallsucht fürchtet — in ihre zarten Arme schliessen, — mag immer die Taube der Venus girren lassen — und von ihren schönen Lippen die Heilworte ergiessen: Mein Engel sey ruhig — du wirst nicht sterben, sondern leben! — Iß und trink, und sey gutes Muths! — Herein in meinen Armen, Herzliebster zu erwarmen! — Alle diese Karessen sind vergebens; — alle diese Tröstungen gießen keinen Balsam in die traurigen Wunden. Die Anfechtungen des Synodus sind zu schwer — als daß sie ein Weib sollte wegheben können. Des Satans Engel, der mit Fäusten schlägt, — flieht nicht vor Seufzern und Küssen. Anstatt den Becher des Trostes zu nehmen — wird der schwache Pfarrherr, der immer vor dem Andenken an die Kirche, in der er als ein Verbrecher auf dem Gerüste sterben soll — erzittert — den Becher hinschütten — und eiskalt sprechen: Weib! was habe ich mit dir zu schaffen! — Meine Stunde wird bald kommen.

Da steht nun die gute Pfarrfrau, wie vom Schlag gerührt, und — seufzt tief: Ach Synodus!! Die trauten Kinder die sonst des Herrn Magisters Freude und Wonne waren — dürfen nun keinen lauten Tritt thun — wenn sie — nicht wollen getreten werden; — sie dürfen in ihrer unschuldigen Freude nur einmal lächeln — so schreit er finster und wild: Müßt ihr lustig seyn, da ich traurig bin? — sie dürfen in den langen sechs Wochen, die wie die Zeit der Busse vor der Sündfluth vorangehen, nur einmal die Studierstube des Herzensvaterchens behüpfen — so werden sie unter den herzbrechenden Worten: Ihr Unverschämte! — müßt ihr mich in meinen Synodalbetrachtungen stöhren! — zur Thüre hinausgetrieben. — Da stehen nun auch die unschuldigen Kleinen, — und — weinen — über den Synodus.

Mit welch zerstreutem Geist — in welcher Unordnung der ganz vom Synodus besessene Pastor — während der bestimmten Vorbereitungszeit sein geistliches Amt verwalten wird — kann ich mir auch leicht einbilden. Es wird noch ein Glück seyn, wenn er von seinen herkulischen Arbeiten nicht behindert wird, die Kanzel zu besteigen — den Beichtstuhl zu besitzen — und die Kranken zu besuchen. Aber allemal läßt sich wetten, daß seine Predigten polemisch

— seine

— seine Gebete matt und kalt — seine Aktion höchst stürmend — oder höchst unbelebt seyn werden. Der Synodus steht immer hinter ihm, und flistert ihm zu: Siehe, ich komme bald. Und ist er endlich da, — das ist; bricht endlich der grosse Tag an; — an welchem die Pfarr-Rosinante vorgeführt, der Sattel aufgelegt, und der Mantelsack mit seinem inliegenden Schatz von den besorglichen Fragen, und wohl passenden Antworten — mit seiner eingeschlossenen Last von Käse und Brod nebst etlichen Schweißtüchern — angeschnallt wird, so — ach Chodowiecki! — welch eine Scene für dich!! — so verliehrt die Sonne ihren Schein, — die Wasserfluthen brausen — die Kräfte des Himmels werden bewegt, — und — der halbtodte Herr Pastor — hebt sich kraftlos auf das stampfende Lastthier — das der Küster am Zaume führt, damit der Synodus seine Beute sicher erhalte, — und trabt, mit sonoren Rufen: Lebt alle wohl! — dem jüngsten Gericht entgegen. —

Müßte er nicht öffentlich ausstehen — so würde er nur mit halber Furcht seinen Weg ziehen — dürfte er nicht in der Kirche, sondern in des Herrn Dechants Hause, Rechnung ablegen von seinem lateinischen Haushalten, — so würde es ohne Zweifel Friede auf Erden geblieben — und Wohl-

gefallen in dem christlichen Pfarrhause gewesen seyn. So stelle ich es mir vor — habe ich gefehlt, so verdient meine Einbildung, daß sie gezäumet — nicht aber — daß sie gepeitschet werde. Was ich sonst für wahrhaftig leere Nüsse in ihren Synoden gefunden habe! — schreibe ich Ihnen nächstens. Leben Sie wohl.

H—r.

Fünfter Brief.

S—heim, den 28. Dezember 1784.

Lieber Freund!

Wenn ich recht gemerkt habe, so verordnen die Synodalartikel: Daß die versammelten Kirchendiener mit einander von der christlichen Lehre handeln und reden; — daß der Dechant einen locum communem nach den andern vor sich nehmen, und davon mit seinen Kapitularen ohne unnöthige Spitzfindigkeiten konferiren — und nur diejenigen so geringen Verstandes — besonders befragen und gleichsam examiniren soll. — Aber aus ihrer Geschichtserzählung, die Sie mir, lieber Freund! von der Synode zu M. gemacht haben, merke ich — daß die

Sy=

Synodalartikel — eine — totale Verfinsterung erlitten haben. Denn zu M... wurde blos der einzige locus de S. Coena abgehandelt; — zu M. waren die Verständigen sowohl als die Unverständigen einem puro puto examini unterworfen; zu M. gabs unnöthige Spitzfindigkeiten, die mit dem Heil der Menschen und mit der Ehre Gottes in gar keiner Verbindung stehen. Ich beleuchte einen Punkt nach den andern. Aber den von dem Loco communi zuerst.

Nur ein locus communis also ließ sich in der Kirche zu M... hören! — Wenn die andern, denen man die Audienz so ohne alle Ursache abgeschlagen hat, — bey den Synodalartikeln Klage führen — wie will man der Verantwortung entfliehen? Gesetzt die Synoden gehen alle Jahre ihren Schneckengang — so werden doch wenigstens 30 Jahre verfliessen müssen — bis die Runde vollendet ist. Und in einer so langen Zeit ziehen wohl der Herr Ephorus und die meisten Herren Kapitularen die Fühlhörner ein — und ruhen von aller ihrer Arbeit, die sie unter der Sonne gehabt haben; — obgleich noch nicht der vierte Theil der Arbeit vollbracht war. Ferner — wenn nur ein Artikel der christlichen Lehre aus der Tiefe heraufgeholt und vorgehalten wird — um im Schritte mit der Zunge darnach zu stechen wie der Ritter sonst in dem Turniere mit der Lanze

nach dem Ringe im Laufe stechen mußte, so ist das zwar ein sehr leichtes aber auch ein sehr unnützes Spiel. Wenn das Ziel, welches vorgesteckt ist — nur einen Schritt weit entfernt ist, — wird man da wohl — die Stärke — die Behändigkeit, die Geschicklichkeit, den Muth des Wettrenners bemerken und bewundern können? Wenn der Preiß, den man aussetzt, nur eine Kleinigkeit ist, — wird der, welcher ihn erhält — grosse Ehre davon haben? Und was frommet es ihm, wenn er auch da steht, und kräht: veni, vidi, vici — er hat ja doch nur einen einzigen Zweig von dem Lorbeerstengel abgebrochen. An den kann er wohl riechen — aber seine Schläfe kann er nicht damit umwinden. Aber weil es eben ein leichtes Spiel ist, deswegen erwählt man es. — Wenn man noch bedenkt, daß sechs Wochen zur Vorbereitung gegeben werden — daß vielleicht mancher die zwanzig Fragen, auf die er antworten soll — schon im voraus durch eine Hexe von Endor erfahren hat — so muß der Verständige lachen — und nur der Idiote der da betet: Ach Gott! wenn alles mich verläßt — so thue du bey mir das best; — wird zittern. Der Verständige, der den locum schon oben und unten kennet — und der noch dazu weis, daß nur die Oberfläche berührt wird — findet auch keinen Beruf eine Vorbereitungszeit den Synodalauf-

tritten

tritten zu widmen, und ist auf dem Synodo selbst so gut als müßig. Denn Sokrates sagte: Derjenige geht müßig, der etwas bessers thun könnte, als er thut. Und der Unverständige, hat nicht viel vor sich gebracht, wenn er auch alle seine Zeit dem Synodus aufopfert. Denn er hat höchstens nur die scholastischen Distinktionen und Definitionen eines einzigen Artikels ein wenig näher kennen gelernt.

Würde man, wie die Synodalartikel es vorschreiben, — einen locum communem nach den andern vornehmen, so würde man freylich mehr Mühe und Arbeit — aber auch mehr Ehre und Nutzen davon haben. Denken Sie nicht, lieber Freund! — die Zeit ist zu kurz, als daß man in einer einzigen Synode — ein so weites Feld durchlaufen könnte! — Lassen Sie mir nur drey Stunden — und ich will es durchrennt haben. Man darf nur nicht bey jeder Distel die am Wege steht — verweilen — man darf nur den spitzigen Steinen, das ist — den theologischen Spitzfindigkeiten ausweichen, und auf dem ebenen Wege gehen — so kommt man schnell zum Ziel.

Das sind Spitzfindigkeiten, bey welchen man nicht zeigen kann, daß die Ausübung derselben ein unfehlbares Mittel zu unserm Wohl, und der Weg zu unserer Zufriedenheit sind. Und an Spitzfindigkeiten fehlte es auf dem Synodo zu M... nicht.

Was hat der Herr Ephorus mit folgenden Fragen haben wollen; — als Possumusne sententiam nostram ex communicatione idiomatum probare? — Quid est consubstantiatio? — Numme vocabula in, sub, et con explicare vales? Qualem manducationem docemus — oralem — naturalem — spiritualem? Ich übergehe mehrere vorgefallene ähnliche subtile Fragen — weil Sie schon etliche Parentheſen zu ihnen gemacht haben. Ein gescheuter Kopf hat gesagt: Man sollte allen Subtilitätenkrämern das Handwerk legen. Es sind die ärgsten Zeitverderber von der Welt. Sie gewinnen uns die Zeit ab, wie die falschen Spieler das Geld. Daher lobe ich mir die Theologie der Remonstranten, die darin ihr eigenes hat, daß sie nichts behaupten, was die heilige Schrift nicht determinirt sagt, oder die Vernunft so offenbar zu erkennen giebt, daß es nicht möglich ist, daran zu zweifeln.

Die Ordnung, in welche der Herr Ephorus seine Fragen gestellt hat, ist auch immer sonderbar genug — wenn ich nicht sagen soll — ungereimt. Erst fragt er: Numne S. Coena est articulus fundamentalis? — und lange hernach fragt er: Quid est Sacra Coena? Er muß vermuthlich in der Schule des Cicero nicht gewesen seyn, welcher seine Schüler lehrte: omnis quae de aliquo re suscipitur discep-

tatio,

tatio, debet a definitione proficiſci, ut intelligatur, quid ſit id, de quo diſputetur. Aber das liebe Syſtem hatte es ſo eingeführt, daß Sacra Coena ein Articulus fundamentalis wäre — ehe es noch die Definition von der Sacra Coena gab. Und hiernach richtete ſich der Herr Ephorus. Es lieſſe ſich noch mehr hievon ſagen. Aber ich mag kein Zeitverderber ſeyn — und ich habe noch ſonſt viel zu ſagen.

Sie werden wohl vermuthen, lieber Freund! daß ich das Examen und noch mehr — auf dem Herzen habe? Ja das iſt's. Und weils einmal ſo iſt, daß, weil das Herz voll iſt, der Mund übergeht, ſo will auch ich einmal fragen: Warum denn keine Konferenz? und — dagegen ein Examen? — Es werden doch wohl nicht alle die geiſtlichen Herren, die auf dem Synodo waren — geringen Verſtandes geweſen ſeyn? Es befremdet mich doch, daß nicht einer oder der andere — wenn der Ephorus wie in einem Schulexamen gewöhnlich iſt — Fragen vorlegte; antwortete: Summe venerande Ephore! Sum Paſtor intelligens — et non diſcipulus rudis — videas peto articulos ſynodales! — Aber es hieß hier wie bey vielen Katholiken: Herr Pabſt dir leb ich, Herr Pabſt dir ſterb ich — Herr Pabſt, dein bin ich todt und lebendig. Amen.

Auch wundert mich ſehr, daß nicht einer oder

der andere von den geistlichen Herren, hie oder da in dem articulo zweifelhaft gewesen, und Gewissenshalber Unterricht begehrt habe. Die Synodalartikel hätten ja die Zweifler nicht geradezu gerädert, sondern erst bekehrt. Denn sie besagen ja ausdrücklich: daß die, so in einem Artikel christlicher Lehre zweifelhaft sind, und Gewissenshalber Unterricht begehren — gutwillig gehört, und mit sanftmüthigem Geist der Wahrheit berichtet werden sollen. Vermuthlich waren die Herren sämtlich von der Unfehlbarkeit ihres theologischen Kompendiums überzeugt, und hielten es sich für schimpflich, einen Zweifel blicken zu lassen! — Ehedem, — sagt der treffliche Hofprediger Schmidt, unser ehrenvoller Landsmann, — in einer seiner Predigten, die wohl noch in unsern Tagen Muster sind — glaubte man, ohne sich um die Richtigkeit des Glaubens zu bekümmern. Ja man ist so weit gegangen, daß man es für ein Zeichen eines übel beschaffenen Gemüths angesehen, — wenn man nach Gründen und Beweisen gefragt hat. Man ist in den Gedanken gestanden, das sey der beste Glaube, der ohne Gründe glaubt. (Hadrian schreibt in ep. 21. tanto elegantius habet fides meritum, quanto difficilior est ad credendam.) Man hielt die Bemühung, die eingeführte Lehre nach den Regeln, die Gott einem vernünftigen Geschöpf

zur Richtschnur seiner Urtheile vorgeschrieben, zu prüfen für ein Werk des Satans — und einen jeden Zweifel für eine teuflische Versuchung, die man verabscheuen müsse. Gefährliche Meynung! setzt Schmidt hinzu. Denn wenn man das Zweifeln an der Wahrheit für unerlaubt hält, so macht man sie selbst verdächtig.

Sollten nun die versammelten Kirchendiener zu M... auch noch aus denen von ehedem gewesen seyn? Waren nicht wenigstens etliche junge Männer zugegen? Doch vielleicht liebten sie sämmtlich nur das Kontrovertiren nicht! Vielleicht besorgten sie, daß der Herr Ephorus, wenn sie etliche Zweifel vorbrächten — anstatt sanftmüthig zu belehren — Ketzerey! — rufen — und in seinem gerechten Zorn das Anathema herschleudern könnte! Und wer hätte den Herrn Ephorus auch hindern können — wenigstens einige Grobheiten zu sagen. Ein Ambassadeur von Schweden war ja nicht auf dem Synodus — und wäre er auch da gewesen, so wäre ja der Herr Ephorus nicht unter seiner Gewalt gestanden, wie Doktor Ambreus — und hätte sich folglich nicht wehren lassen.

Der Herr von Maurier erzählt eine artige Historie von diesem Doktor Ambreus — den Grotius als seinen lutherischen Gesandschaftsgeistlichen

bey sich hatte. Dieser, anstatt das Wort Gottes lauter und rein zu predigen, legte sich ganz auf die Kontroverse; — und zwar mit solcher Heftigkeit, daß seine Predigten nichts als Anzüglichkeiten und Schelten waren. Grotius dessen endlich müde, — ermahnte ihn, das Evangelium zu predigen, ohne die christliche Liebe zu beleidigen. Aber Doktor Ambreus versetzte: Daß er nicht umhin könne das zu sagen, was ihm Gott eingäbe. Da ihm nun Grotius aufs neue befahl, von seinem Schimpfen zu lassen, — oder nicht mehr zu predigen — so verließ er im Zorn die Kanzel, und brummte murrend: Das ist etwas sehr seltsames, daß der Ambassadeur von Schweden dem heiligen Geist das Maul verbieten will!

Und ich setze hinzu: Es wäre etwas noch weit seltsameres, wenn ein Kapitularis dem Herrn Ephorus das Maul verbieten wollte — wenn er es zum schimpfen öfnet. Die Herren Kapitularen zu M.. thaten also insoferne wohl daran, daß sie nicht — zweifelten. — Wenigstens hätten sie übers Zweifeln und übers derbe Belehren den Glockenschlag 12 verhören können. Wie Sie mir geschrieben haben, lieber Freund! so war mit diesem Glockenschlage dem ganzen Synodus die Sprache verfallen, — und alles eilte zum Tempel hinaus, ohne sich weiter an den Artikel

zu kehren — der noch um die Absolution nachrief. Ohne Zweifel würde ich geglaubt haben, es müsse ein Feuer in der Wahlstadt ausgebrochen seyn — und das Stürmen der Glocke hätte die ehrwürdigen Herren zum Löschen gerufen, — wenn Sie mir nicht, werther Freund! gemeldet hätten, daß in den Synodalartikeln verordnet wäre, um zwölf Uhr die Mahlzeit einzunehmen. — Aber ich wundere mich — wie man die Synodalartikel zur Essenszeit in so gutem Andenken behalten konnte, da man sie sonst in andern Punkten so gar nicht in Andenken behielt!! Jedoch der Magen merkt stets besser als der Kopf — und so will ich meine Verwunderung fahren lassen. Auch soll es mich nicht befremden, daß über der Mahlzeit der übergebliebene Theil des Artikels nicht nachgeholt wurde; weil die Zungen, wenn sie an dem fetten Braten kleben, die Beweglichkeit zum Disputiren verlieren sollen. Eben so wenig will ich darüber erstaunen — daß nach der Ermüdung, die man an der Tafel gehabt, — Ruhe für alle Glieder des Leibes, die Zunge nicht ausgenommen, gesucht wurde, und daß jeder auf eine halbe Stunde den diätetischen Rath befolgt hat: post coenam conquiesce. Allein dieses erregt mein höchstes Erstaunen, daß die Herren nach wohl gepflegter Leibes- und Seelenruhe — nicht wieder an ihr vorgeschriebenes Nachmittagswerk gegangen sind, und bis neun

Uhr

Uhr Nachts von keinem einzigen Hahnengeschrey an ihre Verleugnung des wichtigsten Kapitels in den Synodalartikeln erinnert wurden. Denn jenem zu Folge sollen nach gehaltener mässiger Mahlzeit (eine unmässige Mahlzeit macht träge — und Shakspeare sagt: volle Wänste haben leere Köpfe) die Superintendenten der Ceremonien halben, und so viel alle und jede Actus ecclesiasticos betrift — Nachfrage halten — von der Lehrart und dem Lebenswandel ihrer Kapitularen die nöthige Kundschaft einziehen — geistliche Amtssachen abhandeln — und die Köpfe die schief stehen — gerade richten. Die Kirchendiener aber sollen sich unter einander rügen — über einander Gericht halten — und sich einander die Flecken abwischen. Von allem dem, ist nach ihrem Bericht, lieber Freund! nicht das mindeste geschehen. Und ich sollte denken, das wäre doch weit nothwendiger und nützlicher gewesen als das Examen vor dem guten Essen und Trinken! Das Zungenexamen hat keinen klüger und besser gemacht, als er sonst war. Aber das geistliche Amtsexamen — und die Ohrenbeichte hätten ungemein viel frommen können. Von den Armeniern weis man, daß sie ein wenig vor ihrer Hochzeit — und zum andernmal ein wenig vor ihrem Tode beichten. Hätten die Herrn Synodalverwandte auch nur ein wenig nach ihrer geistlichen Hochzeit, und

wieder

wieder ein wenig vor ihrem Einschlafen, denn der Schlaf soll des Todes Bruder seyn — gebeichtet, es sollte wahrlich nicht unrecht gewesen seyn. Freylich würde mancher seine Sünden mit Schaam bekennet haben; aber die Schaam — hätte eine Reue zur Seligkeit gewirkt, die niemand gereuet. Freylich würde mancher zum Geständniß gebracht worden seyn, daß er faul in seinem Amte gewesen — und Weib und Kind übel gehalten hätte; aber — das Amt, wie auch Weib und Kind würden sich hernach nur desto besser befunden haben. Freylich würde der eine oder der andere einen Uriasbrief haben nach Hof tragen müssen — aber er hätte doch ein Botenlohn verdient, und er hätte einen neuen Dienst bekommen. Schreiben Sie mir doch, lieber Freund! wie es kam, daß man auf der Synode zu M . gerade das wichtigste dahinten ließ, und einen halben Feyertag mehr auf die Erde brachte, da doch sonst überall die halben Feyertage abgeschaft werden? Und noch mehr: — Melden Sie mir, wie sich denn die geistlichen Herren von drey Uhr des Nachmittags an — denn eher wird man doch nicht mit der Einbalsamirung des Magens fertig geworden seyn — bis neun Uhr des Abends die entsetzlich lange Zeit vertrieben haben? Haben sie sich von den grossen Thaten unterhalten, die ihre lateinischen Zungen in der Kirche verrichteten? Haben

sie

sie den weltlichen Herren die zum Schmaus eingeladen wurden, weil sie vorhin den Graus mit ansehen mußten, — bessere Gedanken vom geistlichen Stande beyzubringen gesucht? Oder haben sie von dem guten Wein und den herrlichen Ragouts, die das Kochbuch des Herrn Ephorus unendlich empfehlen — gesprochen? Oder haben Sie die Karte gemischt, um sich bey einem zwey Kreuzer Pharao — an den Ausgang der Kinder Israel aus Egypten zu erinnern? Meines Erachtens hätten sie eben hiemit keine Sünde gethan. Wenn die Zungen müde sind, und die Dünste des Unterleibes — den Kopf erkälten, wie die Dünste kothigter Oerter in der Höhe zu Schnee gefrieren — so reibt man weislich die Hände.

Zuletzt offenbaren Sie mir noch, was für Entschuldigungen der Herr Ephorus beym Abschied vorgebracht hat, daß er nur drey Stunden im Weinberg hat arbeiten, dagegen aber neun Stunden in der Kapitelstube hat feyern lassen, — daß er die Mahlzeit nicht in einer Stunde hat schleunig vollendet — und nicht nach vier Uhr einen jeden Amtsbruder unaufgehalten wieder heimeilen geheissen hat. Denn da die Versammlung erst um neun Uhr des Abends auseinander gieng — so haben vermuthlich nicht alle Herren Kapitularen auf ihre Stationen zurückreisen können, und waren folglich gezwun-

gen

gen, mit den Schalmeistern und Reisekonsorten alle Wirthshäuser zu M... zu bequartiren. Dieses mag wohl den Wirthen zu M... die seit dem siebenjährigen Kriege von keiner Einquartirung mehr wußten — wohlgefällig gewesen seyn — wie es aber den Herren Kapitularen gefiel, die eine kleine Goldbörse haben — ist eine andere Frage? Vermuthlich wird der Herr Ephorus Entschuldigungen genug angeführt haben! Aber da ich auch einige Kunstgriffe in der Entschuldigungskunst lernen mögte, so befriedigen Sie meine Lernbegierde — sobald als Sie nur können. Ich bin stets der Ihrige.

H—r.

Sechster Brief.

G—berg, den 15. Jänner 1785.

Bester Freund!

Wenn man von der Rechtmäßigkeit seiner Handlungen überzeugt ist — so hat man auch keine Ursache sie zu entschuldigen. Der Herr Ephorus zu M... war ohne Zweifel von der Rechtmäßigkeit seines Thuns überzeugt — darum ließ er auch blos mit einem Kompliment und mit Anwünschung guter

Nachtruhe auf die gehabte Tagesunruhe, seine Herren Kapitularen von sich.

Aber die Synodalartikel!!! Vielleicht hatte er sie nicht gelesen. — Vielleicht hatte er Gründe von ihnen abzuweichen, und wenn er diese Gründe nicht bekannt machte, so muß man wissen, daß es nicht schicklich ist — daß sich ein Ephorus so weit herablässt, um seinen subordinirten Pfarrern Rechenschaft abzulegen. Allein die meisten seiner Untergebenen verlangten auch so wenig eine Entschuldigung, daß sie vielmehr die wohlgetroffenen Einrichtungen des Herrn Ephorus nicht genug preisen und rühmen konnten — wenn man das Zahlen ausnimmt. Ihrer Meynung nach, that ihr geistlicher Chef sehr weislich, daß er sich mit dem Früherercitio genügen ließ, und die Revüe nach der Mittagsmahlzeit einstellte. — Indem man die Weisheit des Chefs bewunderte, rühmte man auch die Menschenliebe desselben. Zeugt das nicht von edler Menschenliebe — wenn man seinen Nebenmenschen das kummervolle Herz erleichtert? — Wenn man den, der in Versuchung fallen könnte — nicht in Versuchung führt, — und den, der des Vormittages Last und Hitze getragen hat — am Mittag essen und trinken — und am Nachmittag sitzen und ruhen läßt, bis die Nacht ins Bette ruft? Eine so edle Menschenliebe des Herrn Epho-

rus blieb billig nicht unvergolten. Wie schon gesagt, fast jeder machte dem guten Herzen desselben Komplimente — und das Komplimentiren nahm schon seinen Anfang bey dem fünften Gerüchte, das auf die Tafel kam. Man nannte die Tafel des Herrn Ephorus eine syrakusanische Tafel — man verherrlichte seine Torten mit der süssen Benennung attischer Leckereyen — man setzte kein Glas von dem Mund auf den Tisch — ohne wie der Kammerdiener jenes Prälaten — von dem getrunkenen Wein zu rühmen: Est — est — est. Ein deutscher Prälat, erzählt man, reiste in Italien, und sein Kammerdiener mußte stets auf der Reise vorangehen — und die gute Beschaffenheit des Weins durch das lateinische Wort: Est, mit der Kreide an der Thüre bezeichnen. Als der Prälat nach Montefiaskone kam, fand er drey est, welches den höchsten Grad der Güte anzeigte. Er trank so viel davon, daß er starb. Sein Kammerdiener, ein aufrichtiger Deutscher wie sein Herr — beehrte sein Grab mit diesem Epitaphio: Est, est, est. — Propter nimium est, Dominus meus mortuus est. — Solche Folgen hatte nun der Wein bey der Synodalmahlzeit zu M... nicht, weil sie die Mäßigkeit der Gäste nicht zuließ, — und weil die Kreide zu M... in der That nicht so gut schrieb, wie die zu Montefiaskone. Aber das est est est — war doch, wie

schon gesagt — allezeit das dritte Wort der Herren Kapitularen — die dem Herrn Superintendenten möglichst Freude und Kurzweil machen wollten, weil er sie ihnen auch machte.

Nach der Mahlzeit wurde nicht, wie Sie vermutheten, Pharao gespielt, weil man vor der Mahlzeit Frag und Antwort gespielt hatte; sondern man rieb sich an den weltlichen Herren, die nur Thaten im Essen und Trinken, aber nicht Thaten in der Kirche gethan hatten. Es wäre aber besser gewesen, man hätte sich von ihnen gesondert. Denn wie man mir erzählte, gebrauchten schon über der Mahlzeit etliche dieser Weltkinder ihre Zungen, gleich der Schnacke, welche mit diesem Glied zugleich saugt und sticht. Sie erlaubten es sich zu zweifeln, daß der Synodus um nothwendiger Geschäfte willen — zur Ehre Gottes — zur Erbauung der christlichen Kirche, und zum Heil vieler Menschen gehalten würde — und so oft sie ein Glas Wein dem Munde zubrachten — so sprachen sie ganz leise, und doch verständlich genug: Zu unserer Ehre! Auf unsere Gesundheit! Manchmal zogen sie die Sackuhren hervor — und erkundigten sich, ob es schon vier Uhr sey, — denn um vier Uhr sollten alle nothwendige Geschäfte ihr Ende erreicht haben; und da man um vier Uhr (manche Sackuhr konnte wohl ein wenig vorlaufen,) noch an

der

der Tafel saß, — so — lobten sie die geistliche Art zu leben.

Weil unter den Kapitularen etliche Schwächliche waren, so fragten sie diese bis zum Aerger: — Ob sie sich nicht des Morgens nach der Predigt mit einer Suppe und einem Viertel Wein gestärkt hätten? Und ob sie jetzt des Abends, nachdem sie den Sachen fleißig abgewartet hätten, nicht noch einen Durstrunk zu einem Käse und Brod thun, und sich damit wieder zu ihrer Abreise Kraft verschaffen wollten? Zuletzt liessen diese lose Herren auch ihr Befremden darüber merken, daß man ihnen nicht erlaubt habe, die frommen Herren — wie in den Leichenbegängnissen gewöhnlich ist, in ihrer Mitte in die Kirche zu führen, da man sie doch vor tüchtig gehalten, die frommen Herren an der Tafel in ihre Mitte zu nehmen, — und daß man durch ihre Daheimlassung dem Gepränge bey dem Kirchzug so viel geschadet habe, da sie doch so schöne Kleider hätten, und schwarz neben Gold, und weiße neben Silber vortreflich abgestochen haben würde.

Sie können leicht vermuthen, lieber Freund! daß solche unzweckmässige Satyren den geistlichen Herren nicht gefielen — ja etliche, die ihre Stärke nicht auf der Zunge wie das Krokodill im Schwanze hatten — nannten sie unzeitige Späße. Aber die weltlichen

Herrn hätten auch nicht stechen sollen — da man sie so nach Lust saugen ließ. Sie hätten fein bedenken sollen, daß die geistlichen Herren, ihr Wohlbefinden an der Tafel theuer bezahlen mußten, und um ihrentwillen gezwungen waren die Synodalartikel ausser Augen zu setzen, als welche ausdrücklich verordneten, daß Niemand zu Gaste gebeten, und ohne alles Gepränge allein zur Nothdurft bescheidentlich und züchtig gezehret und über vierzig Kreuzer nicht bezahlet werde. Sollte künftiges Jahr wieder ein Synodus zu M... gehalten werden, so haben sich schon die geistlichen Herren zusammen beredet, daß alle Herren, welche grüne, blaue und rothe Röcke tragen, nicht mehr zur leiblichen Freude und Kurzweil, wenn die geistliche Freude und Kurzweil vorbey ist, eingeladen werden. Und das ist auch recht.

Wenn Sie übrigens, bester Freund! glauben wollten, daß nach neun Uhr Abends das Heimeilen nicht mehr thunlich gewesen wäre; so haben Sie einen guten Glauben gehabt. Die Nacht ist keines Menschen Freund — und da manche der Herren Kapitularen etliche Stunden weit nach ihren Standquartieren zu reisen hatten, so wäre das nach einer Tagelangen Ermüdung — ärger als ein Kourierritt gewesen. Stellen Sie sich auch vor, was vor Lerm es in manchem Dorfe würde gesetzt haben, wenn der

Herr

Herr Pastor um Mitternacht mit seiner vielleicht nicht gar zu bescheidnen Reisesuite da eingezogen wäre? — und was die vom Schlaf aufgeschreckten Bauern gesagt haben würden, wenn sie das Pochen an die Pfarrthüre, und das Ruffen: Macht auf! ich komme vom Synodus, gehöret hätten. Wer weis wie viel übels die unverständigen Bauern dem Synodus nachgesagt haben würden?

Es mußte also nothwendig zu M.. Quartier gesucht werden — und da in des Herrn Ephorus Hause keines zu haben war, so mußte es in den Wirthshäusern, und in andern ehrlichen Häusern genommen werden. Aber ein ganzes Regiment von Blauröcken hätte nicht so viel zu schaffen machen können! Doch die Bequartierungsbeschwerden dauerten nur eine Nacht.

Als der Morgen da war, — zog jeder Herr Pastor seinen Weg. O, diesen Aufbruch hätten Sie sehen sollen! Lieber Freund! ich weis gewis, Sie hätten lachen müssen, wenn Sie auch Heraklits Thränengefühl besessen hätten.

Was der gemeine Mann zu den ganzen Synodalauftritt sagte, können Sie sich leicht denken. Einige nannten den Synodus: Die geistliche Hochzeit — andere betittelten ihn: Den Pfarrers Gregori — (eine Anspielung auf das Schulkinderfest, das jährlich

lich an vielen Orten im Reiche, nach des Pabst Gregorius seligen — weisen Einführung gehalten wird,) und wieder andere legten ihm solche Prädikate bey, die zu viel Schmutz haben, als daß ich dieses weiße Papier mit Wiederhohlung derselben beflecken könnte. Wenn indessen der Synodus nur zu Gottes Ehre gereicht hätte, so hätte er immer zu der Herren Pfarrer Unehre gereichen mögen. Aber da die Ehre Gottes nicht befördert wurde, so sind die Herren Pfarrer doppelt zu bedauern — daß von pöbelhaften Zungen ihrer Ehre Wunden geschlagen wurden. Der geistliche Stand hat in diesen letzten Zeiten ohnedem genug von seiner Achtung bey der Welt verloren, und man sollte nicht noch Gelegenheit dazu geben, ihn auch zum Gespött zu machen.

Sollten indessen die Synoden jährlich ihren Gang so fortgehen, so wird nicht nur der Kredit unserer Geistlichen bey den Christen, sondern — auch bey den Juden verloren gehen. Daß die meisten Pastoren, die 5 oder 6 Thaler, die sie der Synodus kostet, bey den Juden borgen müssen, lässet sich leicht glauben, sobald man nur mit der meisten ihren schmalen Diensten und geringen Finanzen bekannt ist.

Was hat in dieser letzten Zeit
Ein Pastor über Fingerbreit?

Den Beichtstuhl — arme Sünder.
Und wenn zu Haus es wohl gedeiht;
Ein ganzes Häuflein Kinder.

Wenn nun aber das Borgen so alle Jahre kommt, weil der Synodus alle Jahre kommt, wird nicht endlich der Israelit des Borgens müde werden — und zu den Herrn Pastoren sprechen: Jo! Sie haben keinen Kredit mehr! O wenn der arme Pastor, der, um sein Häuflein Kinder nicht nackt gehen zu lassen — einen Rock trägt, auf dem man alle Fäden zählen kann, und um dasselbe vor dem Hunger zu bewahren, selbst Hunger leidet, — die 5 oder 6 Thaler, denn diese Summe klopft gewis der Synodus heraus (wenn man auf die Mahlzeit 3 Thaler, und auf die Reisekosten wieder 3 Thaler rechnet, so ist dieses nur sehr mäßig gerechnet,) dem Juden lassen dürfte, oder die 5 bis 6 Thaler die er borgt, zu seiner und seines Synodus zu Hause — Wohlfahrt anwenden dürfte, — wie ganz besser würde das seyn.

Aber ich bin des Raffinirens über die löblichen Synoden müde. Möchte man nur auch des Synodenspielens müde werden. — Mit Recht nenne ich es so lange ein Spiel, so lange die Herren Superintendenten die Synodalartikel zwar die Laterne — aber sich selbst in der Laterne das Licht seyn lassen. Wer-

den sie es umkehren — werden sie die Laterne seyn wollen durch die das Licht der Synodalartikel jedem den Weg helle macht; so werden die Synoden ihren schätzbaren Werth haben. Sie werden dann nicht mehr Anlaß zum Gelächter des Pöbels — zur Satyre der Klugen — zum Kummer und Geldverlust des armen Pastor geben; sie werden dann nicht mehr leere und unnütze Luftstreiche seyn, sondern sie werden wirklich dazu wozu sie bestimmt sind, nemlich zur Ehre Gottes — zur Erbauung der christlichen Kirche und zum Heil vieler Menschen gereichen.

So meynen auch gewiß zwey gelehrte und wackere Superintendenten in unserm Lande — der zu H. und der zu C. die bisher an dem Synodenspiel keinen Antheil genommen hatten.

Aber noch gewisser meynt es so das hochfürstliche Konsistorium, welches wie ich höre sich so genug an der ersten Probe gesehen hat, daß es nach einer zweyten kein Verlangen mehr trägt, wenn diese nicht das Gegentheil von der ersten ist.

Uebrigens, lieber Freund! wollen wir aus unsrer Korrespondenz, die noch lange fortdauren soll, kein Geheimniß machen. Die Wahrheit darf sich überall sehen lassen. Und sollte uns jemand um der Synodenwillen hämmern wollen; — denn Sie wissen, in dieser Welt muß man entweder Hammer oder

Ambos seyn, — so wollen wir, wenns nicht anders seyn kann — gerne der Ambos seyn. Um des guten willen gehämmert zu werden, ist Gnade bey Gott, und um der Synoden willen gehämmert zu werden, ist Ehre bey den Menschen.

Wollen Sie aber, daß wir uns nicht zum Ambos machen lassen, — nun so bin ich Ihnen zu Gefallen auch dazu bereit. Mein Muth ist so groß als meine Kraft; und der uns hämmern will, soll gewiß zuerst gehämmert werden. Fiele uns aber ja der Hammer aus der Hand, so haben wir ja noch unsere Griffel die eben sowohl stechen als schreiben. Antworten Sie bald — damit ich Ihnen auch wieder bald antworten könne. Grüssen Sie in meinem Namen ihre liebe Mariane; und glauben Sie stets, daß ich ganz der Ihrige bin.

B—r.

Nachschrift.

Die guten Briefschreiber müssen allezeit ein Postskript machen, weil sie die Leichtigkeit und Freyheit ihrer Ideenverknüpfung nicht schöner beweisen können. Manchmal wollen sie auch damit beweisen, daß ihrem Gedächtniß ihr Verstand überlegen ist. Das letztere will ich mit meinem Postskript beweisen. Es betrift aber nichts weiter als ein Denkmaal und ein Lob.

Das

Das Denkmaal steht in einem Kalender — und das Lob in einem Exercitio. Zuerst das Denkmaal aus dem Kalender:

Denkmaal, welches der dermalige würdige und verdiente Superintendent zu W. Herr Johann Georg Wunderlich dem Herrn Superintenden Esper, — seinem Amtsvorfahrn, in der dasigen Gottesackerkirche unter das Bildniß desselben setzen lassen:

Daß Esper groß von Geist — beredt und fromm gewesen
Ein ächter Theolog, vom Gift der Neurung frey,
Tiefforscher der Natur, als Zions Wächter treu,
Ein warmer Busenfreund, zum Umgang auserlesen
Dies rühmt, wer ihn gekannt, und seine Schriften las,
Als Redner ihn gehört, und sich dabey vergaß.
So müsse denn mein Kiel bey seinem Ruhme schweigen
(wie ein Kiel schweigen könne, da er keinen Mund hat, wer weis dies?)
Er kann hier nur sein Bild — nicht Espers Grösse zeigen:
(das Bild sieht man ja schon in der Gottesackerkirche — ohne den Kiel!)

Was sagen Sie, lieber Freund! zu diesen Denkmaal! Ich will sagen was ich denke. Ich denke der Herr Superintendent W. ist ein guter Theologe, ein braver Geschichtsforscher, und ein recht guter Prediger; aber ein guter Versmacher ist er nicht. Das beweist sein Kiel. Sein Kiel ist ein Rabenkiel, aber kein Schwanenkiel. Ich meyne auch, Pope hat gesagt:

Wer für Gott, und nicht für seinen Ruhm, eine Kirche bauet, schreibet nie seinen Namen in Marmor. Könnte man nicht auch sagen: Wer für einen Verstorbenen, und nicht für seinen Ruhm, ein Denkmaal macht, schreibt nie seinen Namen in Stein oder auf Leinwand; (ich weis nicht ob das Bildniß gemahlt oder gehauen ist) sonst kann dieses Denkmaal — nicht nur ein Denkmaal der Alterthumsliebe des weyland Lebenden — sondern auch ein Denkmaal der Alterthumsliebe des noch gegenwärtig Lebenden seyn. Ob inzwischen die Alterthumsliebe zu W... so weit getrieben wird, wie vormals bey den Egyptern, welche die alten Katzen anbeteten, und die jungen ersäuften, dieses bleibt unentschieden. Es wäre aber gut wenns auch angemerkt wäre, so wüßte man doch, daß das Alterthum durch das schnelle Ersaufen fürchterlicher wäre, als die Neuerung durch das langsame Gift!

Nun das Lob! — steht, wie schon gesagt, in einem gedruckten Exercitio, und zwar in einem Exercitio — styli sentimentalis. Der Gegenstand des Lobes ist groß, erhaben — und des höchsten Lobes würdig. Aber der Lobredner sollte ein Plinius, und nicht ein — Schlemmer seyn! So hat der Macher des Exercitiums, oder eigentlich einer Schulrede die in dem Lyceo zu Wonsiedel gehalten wurde, seinen

grossen

grossen Namen abdrucken lassen. Wenn ich sein Fingerwerk rezensiren müßte, so würde ich blos sagen: Scriptum est exercitium: tanto maiori studio quam minori judicio. Sollte es aber das Unglück haben in die Hände eines Berliner Rezensenten zu fallen, so würde es allerwenigstens heissen: Der Herr Rektor ist noch einer von unsern übergebliebenen Kraftmännern, der seine Lieblingslektüre so zu nutzen und zu gebrauchen gewußt hat, um die Phraseologie der Gefühlssprache daraus zusammen zu haschen, wie sonst die Anfänger in der Latinität den Schönsleder zu gebrauchen pflegten.

Zum Schluß verspreche ich Ihnen, keine dergleichen Sächelgen mehr in die künftigen Postskripte zu setzen, und verbleibe wie vorhin ihr aufrichtiger Freund.

B—r.

Kurze

Kurze Raffinerien.

I.

Erasmus im Gedränge.

Kaum war Luther auf dem Kampfplatze erschienen, so wollte man schon, daß auch Erasmus das Schwert umgürten, und an der Fehde Antheil nehmen sollte. Die lutherische Parthey unterließ nichts, um diesen grossen Mann für sich zu gewinnen, und foderte ihn öffentlich auf, an ihrer Seite, nicht aber an ihrer Spitze, zu fechten. Die römische Parthey, voll Mistrauens über den Neuerungskopf des grossen Mannes, wendete alles mögliche an, sein Ueberlaufen zu den Feind zu verhindern, und versprach ihm goldne Berge, damit er ihre irdenen Köpfe beschützte. Was that Erasmus? Was der Fuchs thut, der vor einem unerwarteten Leckerbissen stutzt, und die versteckte Falle vermuthet. Er sah von weiten zu, und stellte sich so unbekümmert um die Ausbrüche des theologischen Vulkans, — als ein Mensch um die Ausbrüche des Vesuvs unbesorgt ist, der 100 Meilen davon wohnet. Er wollte bleiben wer er war, nämlich ein Freymann — der seinen Kopf nur für sich und für die

schönen

schönen Wissenschaften, sein Herz aber für alle gute Menschen hätte. Aber er kam bald ärger ins Gedränge. Beyde Partheyen fiengen an zum Streit auf eine solche Weise zu blasen, welche einem jeden fürchterlich war, der gerne zu seinen Vätern in Friede wollte versammelt werden, — und zwickten und zwackten nun, anstatt des vorigen Liebkosens, den guten Erasmus so sehr — daß er gezwungen war, um aus dem Gedränge zu kommen, auf beyde Partheyen zu stechen, — aber nur mit der Zunge und mit der Feder. Die Altgläubigen sahen nun an ihm bald einen ernsten Cato, der Mißbräuche und verdorbene Sitten mit einer Indignation ohne weitern Rückhalt strafte, welche durch Mark und Bein gieng, — bald einen hohnlächelnden Juvenal, der über Pabst — Mönche — Köhlerglauben und Zeremonienwesen so beissend spottete, daß selbst die Unverschämtesten roth wurden und die Flucht suchten. Zugleich fanden aber auch die Neugläubigen an ihm einen Mann, den seine Liebe zur Aufklärung im geringsten nicht hinderte, ihren Operationen entgegen zu kämpfen, und über ihren modum procedendi ein durchdringendes Geschrey zu erheben. Er warf den Reformatoren vor, daß sie ihre Sache verkehrt anfiengen, weil sie solche mit Gewalt anfiengen; — daß sie den Glauben besserten, und dafür die Sitten, die Menschlich-

lichkeit, die Gerechtigkeit und Liebe zerstörten, weil sie Aufruhr, Plünderung, Mord und Todschlag im Gefolge ihrer neuen Lehren gehen liessen. Ganz entgegengesetzt denen, welche heut zu Tage die Kirchenverbesserung des Kaisers misbilligen, weil sie das Werk eines allgewaltigen Fürsten ist, meynte Erasmus, daß seine Zeitgenossen von Niemand andern als von denen, die das weltliche und kirchliche Regiment führen, eine Reformation annehmen dürften; — und er glaubte: wenn man den Regenten mit Bescheidenheit und Sanftmuth, von den Irrthümern und Misbräuchen, welche sich in die Kirche eingedränget haben, Nachricht ertheilte, diese auch dagegen Hülfe brauchen würden; — und wenn sie nicht geneigt wären, alles und jedes zu reformiren, was zu reformiren wäre; so müßte man Geduld haben, und eine bessere Zeit erwarten.

Erasmus gewann aber mit seinen Vorwürfen und Vorschlägen nichts weiter, als daß man nur seinen Karakter destomehr verschrie, und ihn als einen furchtsamen Menschen verachtete. Die Reformatoren meynten, daß die weltlichen und geistlichen Herren keine Remonstranz annehmen würden, — und die Folge bestätigte ihre Meynung. Karl war kein Joseph. — Sie waren überzeugt, daß die bessern Zeiten, das heißt, die Zeiten, in welchen die

geistliche Mächte ihr Interesse der Wahrheit gerne aufopfern würden, nie kommen werden; und sie irrten wohl auch hierin nicht. Aber eben deswegen blieb ihnen auch nichts weiter übrig, als das Joch, das man den Christen blos in den Zeiten der Finsterniß durch List und Ränke aufgelegt hatte, mit Gewalt abzuwerfen. Den Braminen ähnlichen wollen, die, für das Heil einiger Mücken besorgt, kein Licht anzünden, das heisse ich Sünde und Thorheit. Hätte man das System des Erasmus befolgt, so hätte man freylich keine Unruhen angerichtet, und Deutschland hätte weder von einem Bauern- noch von einem Schmalkaldischen- noch von einem dreyßigjährigen Kriege etwas gewußt. Aber dann würde auch noch bis diese Stunde die Welt in Finsterniß und Schatten des Todes sitzen. Es mußte drunter und drüber gehen, wenn es einmal besser in der Welt werden sollte. Bey windstillem Wetter bleibt der ungesunde Dampf über der Erde stehen, und macht die Luft kalt und finster, weil er die Sonnenstrahlen nicht durchläßt.

Meiner Meynung nach muß man den guten Erasmus, wegen seiner gemäßigten Grundsätze, und wegen seiner leeren Träume nicht schänden; aber man muß die Reformatoren loben, die mit einer bewun-

wundernswürdigen Herzhaftigkeit gerade aufs Ziel losgiengen.

Indessen verlohnte es sich doch wohl der Mühe, wenn man Erasmum selbst auftreten liesse, um sein Urtheil, es sey nun welches es wolle, über die Reformation seines Zeitalters näher — zu vernehmen. Dieses dünkt mich, hat bis jetzt noch niemand dem grossen Manne zugemuthet. Man hat wohl viel von ihm geschrieben — viel über ihn, für ihn und wider ihn räsonnirt, und sein Bild bald häßlich, bald schön abgemalt; aber man hat ihn in Absicht auf die Reformation nicht selbst, wenigstens nicht im Zusammenhange sprechen lassen. Wenn Erasmus selbst vor mir da steht — mit seinen eignen Worten redet — und von Jahr zu Jahr wie Luther seine weite Laufbahn durchrennt — eben so mit seinen Räsonnements fortschreitet, bis es endlich heißt: Es ist vollbracht, so kann ich klug werden. Man dürfte nur aus seinen Werken — besonders aber aus seinen schätzbaren Briefen — seine hin und wieder zerstreute hervorstechende Meynungen — Vorschläge — Urtheile zusammen tragen — aneinander reihen, und in der rechten Ordnung und Zeitfolge gut verdeutscht darstellen — so hätte man den Erasmus selbst. Vielleicht geschieht dieses mit der Zeit in den Raffinerien, aber freylich also, daß wir dabey, unserm Plane, nach

das Raffiniren über ihn nicht unterlassen. Eine angenehme und vielleicht auch sehr nützliche Lektüre würde es auf alle Fälle werden. Erasmus hat viel gedacht und gesagt, was heut zu Tage nicht besser gesagt werden kann, und er hat der Theologie so schön das Licht geputzet, daß es eine Freude ist. Diejenigen, welche die Vernunft verläugnen, damit sie die Offenbarung glauben, und diejenigen, welche die Offenbarung verstümmeln, damit sie die Vernunft ohne Dunkel haben, würden an ihm einen treflichen Mann finden, der ihnen etwas zu sagen weis. Unsern strengen Orthodoxen, welche so sehr fürs liebe Alterthum eingenommen sind, daß sie die Kirche nicht einmal von den Spinneweben reinigen lassen, — und bey jedem kleinen Neuerungsversuch den Ruhm jener Gänse des Kapitols verdienen wollen, würde er Schaamröthe abpressen, und unsern Erzheterodoxen, welche allzuflinke Zahnärzte seyn, und der runzlichten Theologie die hohlen Zähne ausreißen wollen, — aber durch ihre zu rasche Operation zugleich das ganze Kinn mit wegreißen — würde er Bedachtsamkeit und Klugheit lehren. Kurz, Erasmus kann — wenn man ihn nur auf die rechte Art und in der rechten Absicht wieder in die theologische Welt einführt, — mehr Gutes schaffen, als manche unserer jetzigen moderatesten Glaubensreiniger, weil diese das

Vor=

Vorurtheil der Neuerungssucht wider sich haben, welches Erasmus nicht wider sich hat.

Auch dächte ich, käme der kluge Erasmus gerade jetzt, da die Reformationsbewegungen in der katholischen Kirche so viel Aufsehens machen, zur rechten Zeit. Sowohl manche Freunde als manche Feinde der gegenwärtigen Reformation, könnten sich bey ihm viel Raths erholen. Doch es kommt auf das Publikum an — ob ich Erasmum von den Todten wieder erwecken, und gleich einem Samuel soll weissagen lassen. Die meisten Stimmen gelten; und ich nehme auch Vorschläge mit Dank an.

II.

Etwas von der Rechtmäßigkeit der Ehescheidung.

Ueber

Matthäi XIX. v. 1 — 11.

Es giebt unter dem Monde viele Dinge, die sich nicht zusammenreimen, und doch zusammengereimt werden. Aber nichts wird, wie ich meyne, so übel zusammengereimt, als die Worte Jesu: „Was Gott zusammengefüget hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Ich sage euch aber, wer sich von seinem Weibe scheidet, (es sey denn um des Ehebruchs willen,) und nimmt eine andere, der bricht die Ehe, und wer

die Abgeschiedene freyet, der bricht auch die Ehe" — und die Worte des Priesters zu einem Paar Verlobten vor dem Altar, von welchen der eine Theil ein Abgeschiedner ist: „Diese eheliche Pflicht die ihr da vor Gott einander gelobt habt, bestätige ich auf Befehl der christlichen Gemeine, im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes, Amen. Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden." — Erst neulich hatte ich wieder Gelegenheit diese Dissonanz auf eine recht auffallende Weise zu bemerken. Ein Mann der ein Wittwer, und eine Frau die eine Abgeschiedne war, traten vor den Altar, um sich von mir zusammengeben zu lassen, das heißt, von meinen geistlichen Fingern das Kreuz über ihre wohlgetroffene Verbindung machen zu lassen. Sie standen mit Andacht, und mit süssen Vorempfindungen der glücklichen Folgen ihrer Verbindung da — bis ich in meiner Kirchenagende auf die Vorlesung kam: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. Und ich sage euch: Wer eine Abgeschiedne freyet, der bricht die Ehe." — Nun standen aber meine Verlobten anders da. Hin war Andacht! Hin war Wonnegefühl! Das Weib schlug die Augen nieder, und eine Scharlachröthe färbte die vorhin bleichen Wangen. Der Mann sperrte die Augen funkelnd auf —

auf — schnaubte für Zorn — und machte solche Bewegungen, daß es mir schien, er wolle, um kein Ehebrecher zu werden, die Braut dem Priester lassen, und sein Heil in der Flucht suchen. Ich selbst war bey diesem Akt so betroffen, das mich ein eiskalter Schauer überlief, und der Gedanke — wie willst du die untröstliche Braut trösten, machte mich erstarrend. Endlich erholte ich mich wieder — und eilte was ich nur eilen konnte, das wankende Paar, das nur noch ein dünner Zwirnfaden zusammenhielt — unauflöslich zusammen zu knüpfen. Geschwind — sprach ich zum Mann, der sich nach der Kirchthür umsah: Wollet ihr gegenwärtige N. N. zu einen ehlichen Gemahl haben, so sprechet mir nach. Aber er wollte nicht sprechen. — Nun rief ich rasch: Nun — endlich giengs, und das Band der Zunge ward los. Allein das Nachsprechen war so verwirrt — so verkehrt, so gedehnt, daß es eine geraume Zeit brauchte, bis ich gratuliren konnte. Man kann leicht denken, wie die Gratulation aufgenommen ward. Der in der Bestürzung gefangene Mann — gieng ohne Gegenkompliment seinen Weg — und sprach nicht zu seiner neuen Gattin: — Geh mit mir. Nachher erfuhr ich, daß er gesagt habe: Wenn er gewußt hätte, daß die Pfarrer das auch sagten was in der Bibel stünde, nämlich: Wer eine Abgeschiedene

freyet, der bricht die Ehe, — so wäre er nimmermehr dem Pfarrer in die Hände gerathen, und der Pfarrer könne es nicht verantworten, daß er ihn angeführet habe. Er glaubt auch bis jetzt noch, daß er wäre angeführet worden, und alle meine Entschuldigungen und Erklärungen haben nichts weiter gefruchtet, als daß er mir ins Gesicht gesagt hat: Wenn die Pfarrer es wissen, daß das in der Bibel stehet: Wer sich von seinem Weibe scheidet, der bricht die Eye; und wer eine Abgeschiedene freyet, der bricht auch die Ehe; so sollen sie es für sich allein wissen, aber sie sollen es nicht vorlesen, und dabey eine Abgeschiedne drauf kopuliren.

Hatte wohl der Mann recht? Bey mir hatte er recht, ob ich es ihm gleich nicht sagen durfte. Schon lange war ich der Meynung; daß die Ehescheidung ausser dem Falle der Hurerey, sich mit dem mir deutlichen Gesetze Jesu nicht zusammenreime, — und daß auch die Wiederverheyrathung einer abgeschiedenen Person mit Jesu Worten nicht harmonire.

Meine Meynung gründet sich auf den Kontext des Gespräches Jesu mit den Pharisäern — und auf seine eigenen klar bestimmten Worte.

Die Pharisäer fragen unsern Herrn: Ists recht, daß sich ein Mann scheide von seinem Weibe um

irgend

irgend einer Ursache willen? Unser Herr antwortet zuerst gerade zu: Es ist ganz und gar nicht recht und in keinem Fall erlaubt. Er antwortet zwar nicht den Worten nach also; aber es ist eben so viel wenn er zu den Pharisäern spricht: Habt ihr nicht gelesen, daß der im Anfang den Menschen gemacht hat, der machte daß ein Mann, und eine Frau seyn sollte und sprach: Darum wird ein Mann Vater und Mutter lassen und seinem Weibe anhangen, und werden die zwey ein Fleisch seyn. Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. — Ich sehe hier drey Gründe mit denen Jesus gerade zu alle und jede Ehescheidung verwirft. Der erste Grund: Gott hat es so geordnet, daß ein Mann und ein Weib seyn sollen. Scheidet sich das Weib, so stört sie Gottes Ordnung, und so auch der Mann. Der zweyte Grund: Die eheliche Verbindung ist noch weit enger und heiliger als die Verbindung zwischen Eltern und Kindern. So wenig der Vater aufhören kann Vater, und die Tochter aufhören kann Tochter zu seyn, so wenig, ja noch weniger, kann ein Ehegatte aufhören des andern Ehegatte zu seyn. Die Bande der natürlichen Verwandschaft lassen sich nicht ohne Sünde zerreißen. Mann und Weib sind ein Fleisch — ein Körper — ein Ich. Das Ich lässet sich nicht theilen. Der dritte Grund:

Gott hat nie die Erlaubniß gegeben, daß ein Mensch, wäre er auch ein König, dispensire.

Nun bringen die Pharisäer ganz natürlich den Einwurf vor: Warum hat denn Moses geboten einen Scheidbrief zu geben? Die Antwort lautet: Moses hat euch erlaubet zu scheiden von euren Weibern um eures Herzens Härtigkeit willen. Dieses verstehe ich also: Moses war an sich nicht befugt euch eine solche Erlaubniß zu geben, er hat sie euch auch nicht freywillig ertheilt, sondern ihr habt ihn dazu gezwungen. Euer unbändiger Sinn und eure eingerissene schlimme Gewohnheit haben ihn überwältigt. Von Anbeginn ists nicht also gewesen. Anfangs bey der Schöpfung und in dem Patriarchalischen Zeitalter (das in der Moralität dem christlichen ähnlich war,) hat Niemand das Scheiden vor erlaubt gehalten. (Abraham scheidete sich auch selbst von seiner unfruchtbaren Sara nicht,) Und von nun an soll die abgezwungene Dispensation Mosis auch aufgehoben seyn. Moses mag aber erlaubt haben euch Juden was er will; ich Christus sage euch, die ihr meine Jünger werden wollet: Wer sich von seinem Weibe scheidet, der bricht die Ehe, und wer die abgeschiedene freyet, der bricht auch die Ehe. Nur einen Fall nehme ich aus, wenn nämlich erwiesen werden kann, daß ein Ehebruch vorhanden ist. Dieser ist die einzige Ursache,

welche

welche eine den Christen vergönnte Separation (aber nur eine Separation vom Tische und Bette, nicht aber eine totale Ehescheidung, vermöge welcher der eine Theil wieder heyrathen kann,) zulässet.

Hätte Jesus eine totale Ehescheidung verstanden, so hätte er sich, meiner Einsicht nach, selbst widersprochen, weil er oben sagte, was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden — und hinzusetzte, Mann und Weib sind ein Fleisch. Eins bleibt eins und kann nie zwey werden. Auch Paulus bestätigt mich in meiner Muthmassung; wenn ich mit Nachdenken lese was er 1 Cor. 7 schreibt, nemlich: Den ehelichen aber gebiete nicht ich, sondern der Herr, daß das Weib sich nicht scheide von dem Mann. Hier hat Paulus alle Einschränkung des Gesetzes unterlassen, eben so wie Jesus zu den Pharisäern anfänglich ohne alle Einschränkung sagte: Was Gott zusammengefüget hat soll der Mensch nicht scheiden. Nun folgt aber bey Paulo eben so wie bey Christo die Modifikation: So sie sich aber scheidet (nemlich um der Hurerey willen. Paulus hat diesen Satz gewiß im Sinn, weil ihn ja sein Meister deutlich angiebt,) daß sie ohne Ehe bleibe oder sich mit dem Manne versöhne. — Und so erfahre ich auch aus der Erklärung des Apostels, daß das Scheiden um der Hurerey willen nichts anders als eine erlaubte Sepa-

ration ist, keinesweges aber eine begünstigte Auflösung der Ehe. Ist noch ein Zweifel, so lösen ihn die Parallelstellen Röm. 7, 2, und 1 Cor. 7, 39. völlig — wenigstens für mich. Sollte ich aber ja irren, wenn ich einen Unterschied zwischen der jüdischen und christlichen Scheidung, und zwar darin zu finden meyne, daß jene in der Totalscheidung mit freygelassener Wiederverheyrathung, und diese blos in einer erlaubten Separation ohne völlige Auflösung des Ehebandes bestünde, welche sich aber auch nur lediglich auf den Fall der Hurerey bezieht, so lasse ich mich belehren.

So viel muß ich aber im Voraus bekennen, daß alle die Auflösungen, die bisher die besten Ausleger über die streitige Stelle gegeben haben — mich nicht von der Stelle gebracht haben.

Viele erlauben den Christen nur in dem Fall der Hurerey eine Totalscheidung — und sind schon hierin himmelweit von mir unterschieden, der ich in diesem Punkt gut katholisch bin. Aber so wie mir dieser ihre Erlaubniß wegen ihrer seichten Gründe nicht gefällt, so will mir die Meynung der meisten Herren, welche in den Worten Jesu noch mehrere Erlaubniß antreffen wollen, noch weniger gefallen.

Einige wollen nämlich die Parenthese, (um der Hurerey willen,) nur als ein Exempel angeführt wissen, und den Worten diesen Verstand geben: Ohne wich-

tige

tige und gegründete Ursachen, als zum Exempel auch der Ehebruch ist — darf man sich nicht scheiden. Allein mich dünkt, daß auf diese Weise etwas den Worten zugeschoben wird, was der klare Ausdruck und der helle Kontext verbittet. Mit solcher Chymie, wenn sie erlaubt ist, will ich aus der Bibel den Koran machen. Wenn Christus nur exempli gratia hätte reden wollen, so hätte er gewiß auch so geredet.

Wieder andere glauben daß das Wort πορνεια von Jesu in einer weitern und derjenigen Bedeutung gebraucht werde, nach welcher es nicht blos eine gesetzwidrige fleischliche Vermischung, sondern auch eine jede Untreue, ein jedes der Pflicht zuwiderlaufendes Betragen anzeige. Denn so nennt Jakobus Kap. 4, 4, die Treulosen gegen Gott Ehebrecher und Ehebrecherinnen, und Christus die Juden seiner Zeit ein ehebrecherisches, das ist, wie er es auch gleich selbst erklärt, sündiges Geschlecht, Marc. 8, 38.

Daß das Wort πορνεια mehrere Bedeutungen habe, gebe ich zu. Allein daß es hier von Jesu in der weitern und nicht in der eingeschränktern gewöhnlichern Bedeutung, nach welcher es Hurerey anzeigt, gebraucht werde, ist nicht bewiesen. Und Jesus hat es auch schlechterdings in der weitern Bedeutung nicht nehmen können. Wenn er die Ehescheidung um eines jeden der Pflicht zuwider laufenden Betragen willen,

hätte

hätte erlauben wollen — wie weit wären denn er und Moses noch von einander? — Aber er hat sich ja so ganz in diesem Punkte dem Moses entgegen gestellt. Moses hat euch erlaubt — ich aber sage euch. — Man erinnere sich auch nur, daß eben dieses Verbot der Ehescheidung in der Bergpredigt unter andern rigorösen Erklärungen der jüdischen Sittenlehre mit vorkommt. Dort nimmt Jesus jedes Verbot der Alten (er mochte vermuthlich den Moses nicht gern nennen, um der Vorurtheile des Volks willen,) in der strengsten moralischen Bedeutung, wie z. E. Ihr habt gehöret, daß gesagt ist: Du sollt nicht tödten; wer aber tödtet, der ist des Gerichts schuldig. Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig. Ferner: Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollt nicht ehebrechen. Ich aber sage euch: Wer ein Weib ansiehet ihr zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen in seinem Herzen. — Und nun heißt es auch: Es ist auch gesagt: Wer sich von seinem Weibe scheidet, der soll ihr geben einen Scheidebrief. Ich aber sage euch: Wer sich von seinem Weibe scheidet (es sey denn um Ehebruch,) der machet daß sie die Ehe bricht, und wer eine abgeschiedne freyet, der bricht die Ehe. Läuft diese letztere Erklärung nicht offenbar mit der ersteren und auch folgenden im strengern Verstande parallel?

Daß

Daß auch die Jünger des Herrn seine Worte recht eigentlich und genau nahmen, sieht man daraus; weil sie bestürzt sprachen: Stehet die Sache eines Mannes mit seinem Weibe also, so ists nicht gut ehelich werden.

Herr Ritter Michaelis will endlich den Knoten auf diese Weise zerhauen: Man muß den Scheidbrief, den nach dem Gesetze Moses der Mann ohne einige gerichtliche Erkenntniß κατα πασαν αιτιαν geben konnte, von der gerichtlichen Ehescheidung, oder der gerichtlichen Erlaubniß zur zweyten Ehe zu schreiten, ja wohl unterscheiden, und beyde nicht miteinander verwechseln. Christus thut nur dem eigenmächtigen Scheiden Einhalt — aber nicht dem gerichtlichen. Da Jesus selbst sagt: daß Moses den Scheidebrief wegen der Herzenshärtigkeit der Juden erlaubt habe, so kann ein christlicher Gesetzgeber dem Moses, in dem was er auf Befehl Gottes gethan hat — ohne Sünde nachahmen, ja noch in mehrern Fällen die Ehescheidung, als sie das neue Testament für moralisch recht erklärt, bürgerlich verstatten. Denn daß es unter Christen auch Herzenshärtigkeit giebt, wird wohl niemand leugnen. Zwar wird derjenige, der sich dieser Erlaubniß ausser dem von Christo benannten Fall der Unzucht bedient, sündigen;

digen; allein Gesetzgeber und Obrigkeit, die es ihm verstatten, sündigen nicht.

Wer mit dieser Auflösung des Herrn Ritters, die sehr artig ist, zufrieden seyn kann, mags seyn! Ob es mir gleich schätzbar ist, von einen Michaelis zu vernehmen, daß er die Scheidung ausser dem Fall des Ehebruchs auch für moralisch unrecht hält, so ist es mir doch leid, daß ich seine Distinktion nicht verdauen kann. Jesus macht, wie ich meyne, keinen Unterschied unter eigenmächtiger und gerichtlicher Ehescheidung. Er redet in allgemeinen Terminis — Er sagt: Man und Weib sind ein Fleisch — und er setzt nicht hinzu; die Obrigkeit kanns aber ändern. Er sagt vielmehr: Was Gott zusammengefüget hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Dieser allgemeinen Benennung Mensch wird sich ja die Obrigkeit sowohl als der Unterthan annehmen müssen. Wenn übrigens Herr Michaelis glaubt, was Moses erlauben durfte, könne auch ein christlicher Gesetzgeben erlauben, zumal wenn par ratio da ist, so verwechselt er offenbar den Judaismus mit dem Christenthum. Christen sind und sollen doch ganz anderes Geistes Kinder seyn als die Juden — sollen nach der Lehre ihres Herren sanftmüthig, und von Herzen demüthig seyn — sollen lieben, dulden, tragen, und also durch ihren himmlischen Sinn jede Ehescheidung unmöglich

möglich machen — und falls einige ganz wider die Lehre und den Sinn ihres Meisters — dem jüdischen rohen Volke an Hartherzigkeit ähnlich wären, so kann ihnen, meiner geringen Einsicht nach, doch die christliche Obrigkeit nicht noch dazu eine mit Brief und Siegel versehene Erlaubniß geben, ihre Hartherzigkeit in Ausübung zu bringen. Wenn das angienge, so könnte die Obrigkeit die Hartherzigen auch wegen der Befolgung anderer Gesetze Christi dispensiren. Da der Herr Ritter selbst zugiebt, daß sich diejenigen, die sich der obrigkeitlichen Erlaubniß bedienen, sündigen, so folgt hieraus wirklich daß die Obrigkeit zum Sündigen ein Privilegium ertheilen könne. Ich denke aber nicht, daß irgend eine Obrigkeit der Meynung des Herrn Ritters ist.

III.

Etwas vom Ehelichwerden.

Ueber

Matthäi XIX. v. 11. 12. coll. 1 Cor. 7

Das Ehelichwerden kommt in unsern Tagen immer mehr aus der Mode, und die Verächter des Ehestandes, oder vielmehr die Liebhaber der Konkubinen, lassen sich manchmal beyfallen, die Rechtmäßigkeit ihrer Abneigung gegen den ehelichen Stand mit biblischen Beweisen zu unterstützen. Sie sagen: Wir folgen dem

Apostel, welcher spricht: Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib (aber eine Jungfer!) berühre; wir urtheilen nicht anders als die Jünger des Herrn, da sie urtheilten: Stehet die Sache eines Mannes also, so ists nicht gut ehelich werden.

Wir antworten kurz: Wenn die Herren deswegen meynen, daß es nicht gut sey ehelich zu werden, weil sie sonst den Wechsel nicht haben könnten, und bis an ihren seligen Tod an ein Weibchen gebunden wären, so meynen sie wie die Jünger, da sie noch mehr als halbe Juden waren. Was daher Christus seinen noch halb jüdisch gesinnten Jüngern sagt, ist auch ihnen gesagt. Er sagt: Das Wort fasset nicht jedermann, sondern denen es gegeben ist; das heißt so viel: Wer Fähigkeit und Verstand hat, meine Worte (über die Unauflöslichkeit der Ehe,) in ihrem rechten Lichte zu betrachten, der wird finden, daß sie das Ehelichwerden nicht erschweren. (χωρουσι τον λογον i. e. capiunt sermonem; eins mit dem: Wer Ohren hat zu hören, der höre — wer nachdenken mag, — man sehe die Parallelstellen, 2 Kor. 7, 2. 2 Paral. 4, 5.)

Nur diejenigen, welche hartherzige Juden sind, — und diejenigen welche physikalisch untüchtig zum Ehestand sind (denn es sind Verschnittene, die sind aus Mutterleibe also gebohren; und sind etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind,) diese

mögen

mögen meynen: Es ist nicht gut ehelich werden. Aber solche, die sich selbst um des Himmelreichs willen verschnitten haben, das heißt, welche sich um den Gesetzen meines Reichs zu gehorchen, auf eine moralische Weise am Herzen beschnitten haben, werden die Ehe deswegen nicht verachten, weil ich sie für unauflöslich erklärt habe. Wer es fassen mag, fasse es.

Und das mögen auch unsere Herren fassen, die deswegen nicht ehelich werden wollen — weil sie den Wechsel lieben.

Wenn sie aber aus vermeintlicher Religiosität kein Weib nehmen wollen, so muß ich ihnen sagen, daß sie das 7te Kapitel des ersten Briefes Pauli an die Korinther unrecht verstehen. Wenn Paulus sagt: Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre; — ferner: Ich wollte, alle Menschen wären wie ich; so muß man merken, daß er zu den Christen, die seine Zeitgenossen waren, redet. Diese lebten im Druck und unter vieler Verfolgung, und waren keinen einzigen Augenblick sicher, daß sie nicht aus dem Lande gejagt, oder wohl gar das Bekenntniß zur christlichen Religion mit ihrem Blute besiegeln müßten. Unter solchen Umständen war es freylich nicht gut ehelich zu werden. Wer wird sich ein Weib nehmen — wenn er Gefängniß und Tod immer vor sich sieht — und stets fürchten muß, daß er bald die

Frau zur Wittwe, und die Kinder zu Waisen machen wird. Zudem konnten auch manchen die Anhänglichkeit an Weib und Kind zum Abfall von der Religion bewegen, oder doch unter der Verfolgung seine Standhaftigkeit erschweren. Deswegen war der Rath des Apostels nicht unweise, und er gesteht selbst, daß er ihn um der gegenwärtigen Noth willen gegeben habe, V. 26.

Wenn wir auch einmal in solche Lagen kommen sollten als die waren, in welchen sich die ersten Christen befanden, so dürften wir auch die Worte des Apostels: Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre — auf uns ziehen; — insoferne es uns aber wohl gehet, und wir von keinen Trübsalen um der Religion willen, oder andern im Weg stehenden Hindernissen etwas wissen, so dürfen wir uns der Worte des Apostels nicht annehmen, sondern müssen dem weisen Weiberfreund Salomo glauben, welcher spricht: Wer eine Ehefrau findet, der findet etwas gutes; oder wie es noch kernhafter in unserer alten Kirchenordnung übersetzt ist: Wer ein Weib überkompt, der überkompt ein gut Ding.

In eben dieser zu Hof bey Pfeilschmidt 1591 gedruckten markgräfl. brandenburgischen und Reichsstadt Nürnbergischen Kirchenordnung sind auch die

Worte:

Worte: Und dein Wille soll deinem Mann unterworfen seyn, höchst naiv also gegeben:

„Und du sollt dich ducken für deinen Mann.“

Gewis allen Weibern höchstverständlich! wenigstens verständlicher, als die Unterwerfung des Willens!

IV.

Vom Händeauflegen.

Ueber die Stelle, Matthäi 19, 13.

Da wurden Kindlein zu ihm gebracht, daß er die Hände auf sie legte.

Ein alter Gebrauch bey den Juden — den Kindern die Hände aufzulegen, und sie auf diese Weise zu segnen. So streckte Israel seine rechte Hand aus, und legte sie auf Ephraims Haupt, und seine linke auf Manasses Haupt, und segnete ꝛc. 1 B. Mose 48, 14. 15. Jesus beobachtete auch diesen Gebrauch — weil er eingeführt und unschuldig war. Er hätte wohl auch ohne Händeauflegen die Kindlein segnen, das heißt: ihnen Gutes wünschen können, aber er wollte den Eltern der Kinder, die so viel aufs Händeauflegen hielten, daß sie ohne dasselbe den Segen für unkräftig hielten, nicht anstößig werden. Wenn wir nun auch wie Jesus das Händeauflegen als eine allgemein eingeführte alte ehrwürdige Gewohnheit bey-

beybehalten, so thun wir damit nicht unrecht. Wenn wir es aber für nothwendig ansehen und ihm eine gewisse Kraft zuschreiben, so handeln wir ungereimt, und gerathen auf den Aberglauben der Juden. Leider hat es zu allen Zeiten unter den Christen Leute gegeben, welche von einem blossen Druck auf das Haupt von einer Menschenhand Wunder erwartet haben. Ja manche sahen die Wunder mit Augen. Simon Metaphrastes schreibt in seiner Lebensgeschichte des Johannes Chrysostomus: Als ihm der Bischof von Antiochien die Hände auflegte, daß er ihn zum Priester verordnete, sey augenblicklich und sichtbar der heilige Geist in Gestalt einer Taube auf ihn herabgekommen. — So zaubert noch immer in der römischen Kirche die Bewegung der Priesterhände den heiligen Geist und allerley Gaben und Kräfte herunter. Freylich nicht mehr im Schauen wie zu des heiligen Chrysostomus Zeiten — aber doch im Glauben. Jedoch wir wollen nicht über die Katholiken lachen — wir wollen daran denken, daß wir uns in unserer evangelisch lutherischen Kirche auch noch so ziemlich mit dem Händeauflegen etwas zu Gute thun. Ich; wollte keinem Prediger rathen, daß er unterliesse, es sey bey der Taufe der Kinder oder bey der Konfirmation der Katechumenen, oder bey der Absolution der armen Sünder, oder bey der Trauung der

Ver=

Verlobten, und bey der Einsegnung der sterbenden Christen, seine priesterliche Hand auf die Häupter zu legen. Mir ist es einmal aus Vergessenheit wiederfahren, daß ich einer kranken Frau auf ihre Beichte die Absolution gab, ohne sie mit meiner Hand zu bekräftigen; und gleich rief mir die Frau zu: So sind mir meine Sünden ja noch nicht vergeben!! Ich mochte immer sagen: Die Hand wischt die Sünden nicht weg; es half nichts, die Hand mußte her. Man meyne nicht: nur der Pöbel erwartet vom Händeauflegen wunderbare Wirkungen. Auch wohl vornehme Herren und sogar hochwohlehrwürdige Herren finden darin eine gewisse Art von Wirksamkeit.

Es ist doch nicht zu leugnen, habe ich einige dieser letztern sprechen hören, daß dieser Gebrauch von den Aposteln und allen Lehrern der ersten Kirche sehr heilig beobachtet, und mit mancherley Kräften und Gaben begleitet wurde? Was war gewöhnlicher, als daß man den Getauften — den Kranken, den Lehrern — den Lapsis und andern mehr die Hände auflegte? Und wer weis nicht den guten Erfolg den es jedesmal hatte? Da Paulus die Hand auf die Jünger Johannis zu Ephesus legte — da kam der heilige Geist auf sie, und redeten mit Zungen und Weissagen. Ap. Gesch. 19, 5. Dies ereignete sich auch bey den Neugetauften zu Samaria durch Petrum und

Johannem, 8, 17. Daß von diesem Gebrauch die Gabe des heil. Geistes abhieng, sah selbst Simon der Zauberer ein. Da aber Simon sahe, hieß es V. 18. daß der heil. Geist gegeben ward, wenn die Apostel die Hände auflegten, bot er ihnen Geld an Ferner: Ananias legte dem Paulus die Hand auf — und gleich wurde er sehend. Auf der Insel Melite bewies sich die Hand des Paulus kräftiger als alle Mittel aus der Apotheke, denn sie machte den Vater des Publius, der an der Ruhr krank lag, urplötzlich gesund, Akt. 28, 8. Endlich ist sogar die Predigergabe dadurch mitgetheilt worden. Ich erinnere dich, schreibt Paulus an den Timotheum 2, 1. 6. daß du erweckest die Gabe die in dir ist durch die Auflegung meiner Hände. Genug Beweise von der Kraft des Händeauflegens zur Zeit der Apostel. Wenn zu unsern Zeiten die Kraft nicht so sichtbar und gros ist, so ist sie doch nicht ganz verlohren. Wer uns widerlegen kann, der widerlege uns.

Aber — wer wollte auch solche Herren widerlegen — die sich mit ihrem Händeauflegen eben das zu seyn dünken, was Lavater mit seinem Gebet. Ich habe ihnen blos meine Meynung gesagt, und sie war diese:

Man muß gestehen, daß mancherley Gaben und Kräfte mit dem Händeauflegen der Apostel verknüpft gewe-

gewesen sind. Aber das Auflegen der Hände brachte die Gaben und Kräfte nicht herfür, sondern Gott, dem es gefiel das Auflegen der Hände zum Signal seiner Wirkung zu machen. Die weisen Ursachen Gottes, mit diesem Signal zugleich die Gabe des heiligen Geistes und andere wunderbare Kräfte zu ertheilen, waren ohne Zweifel diese: nämlich den Aposteln in den Augen der Menschen eine Wichtigkeit zu geben, solche dadurch für seine wahrhaften Gesandten zu erklären, — und ihre wahren Wunder, welche Beweise des Christenthums seyn sollten, durch dieses äusserliche Merkmaal von den vielen vorgegebenen Wundern der damaligen Zeit zu unterscheiden.

Nun ist blos die Frage: Ob Gott in unsern Zeiten auch noch Wunder thut, um der christlichen Religion mit ihnen ein Kreditiv zu geben, und ob ihre jetzigen Lehrer Apostel sind? Dieses wird niemand sagen wollen, und jenes muß aus der Geschichte unserer Tage beantwortet werden. So wie wir aber in der Offenbarung keine Zusicherung finden, daß die in der ursprünglichen Kirche geschehene Wunder bis ans Ende der Welt fortdauern sollen, so treffen wir auch in der alltäglichen Erfahrung keine Spuren von ausserordentlichen Wirkungen mehr an. Wo sind heut zu Tage die Inspirirten? — wo sind die Zungenredner? — wo sind die unmittelbaren Gesundmacher —

wo sind die vom heiligen Geist überschatteten Prediger — kurz, wo sind die Wunderthäter? Sie müßten in Ellwangen oder in den Klosterwinkeln anzutreffen seyn? aber sie haben auch da ausgespielt — und unter uns Protestanten findet man gar keine. Wenn es nun aber mit den Wundern zu Ende ist, warum vertraut man auf die Hände? Wenn Gott nicht mehr ausserordentlich wirkt, wozu weiter das Signal?

Oder sollen durch das Händeauflegen blos die ordentlichen Gaben des heiligen Geistes mitgetheilt werden? Diese Kraft hatten nicht einmal die Hände der Apostel, — wie soll sie in die Hände der Pfarrer kommen. Freylich wäre es recht schön, wenn ein bloser Druck mit der Hand den Sünder erleuchten, von Sünden reinigen, von allen Strafen erlösen, heiligen, erneuern, immer und ewig selig machen könnte; aber leider läßt sich nur der Sünder die Hand gar zu oft auflegen, und er bleibt doch ein Sünder. Weg mit solchen Träumen.

Eben deswegen weil das Händeauflegen zu einem Gebrauch geworden ist, bey dem man wie bey vielen Gebräuchen, nichts reelles findet, — hat es auch keinen Platz mehr im lutherischen Katechismus erhalten. Sonst war es ein Hauptstück der christlichen Lehre, das jeder Anfänger wissen mußte. Aber es war nur ein Hauptstück so lange die Apostel lebten, Ebr.

6, 2. Nun die Apostel todt sind — ist es nichts weiter als ein Andenken. Ich könnte bey dieser Gelegenheit viel davon sagen, — wie sich mit den Zeiten die Glaubensartikel ändern — und wie das auch unsere Reformatoren recht gut wußten, von denen Melanchthon an den Luther schreibt: In den Glaubensartikeln ändern wir täglich. Allein davon will ich viel zu einer andern Zeit sagen.

V.

Vom Exorcismus

über die folgenden Worte der vorigen Schriftstelle.

Aber die Jünger fuhren sie an (die Kindlein.)

Was doch die Jünger des Herrn bewogen haben mag, die Kindlein die zu ihm gebracht wurden anzufahren? Es war doch einmal das Händeauflegen eine längst hergebrachte Gewohnheit! — Das Ansinnen dazu machte doch ihrem Meister Ehre, denn man hielt den gemeiniglich für einen Heiligen oder für einen Propheten, welchen man um solch eine Gefälligkeit ersuchte; — und Jesus hatte Gelegenheit die von ihm gefaßte gute Meynung zu bestätigen! Warum wollen dem ohngeachtet die Jünger so aufbrausen? Vielleicht kamen ihnen die Kindlein gerade zu ungelegener Zeit, — weil ihnen eine sehr wichtige

Frage auf dem Herzen lag, — und welche dieses demüthigen Inhalts war: Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt, was wird uns dafür? Fast scheint es, als wenn sie ungedultig gewesen wären, ihre künftige Hoheit zu erfahren — und da ihnen die Kinder hier in den Weg kamen, so wurden sie ärgerlich, und fuhren die Kinder an.

Jedoch dieses ist nur eine Muthmassung, und es wäre klüger gewesen, wenn ich gleich gesagt hätte: Ich weis nicht, warum die Jünger eines so üblen Humeurs waren. Es ist besser seine Unwissenheit bekennen, als seine Weisheit in die Schrift hineintragen. Wenn man immer solcher Meynung gewesen wäre, so würden das Systemwesen, das Sektenstiften — das unnütze Grübeln niemals Mode geworden seyn, und die Intoleranz, — die Ketzermeister — und Inquisitoren würden nie das Theater betreten haben, um eine Tragödie zu spielen. Mit einem: Ich weis nicht, kommt man zuweilen durch die Welt, wie Gellerts Görge — aber mit einem: Ich weis alles — stößt man stets an.

Ich kehre aber zu den Jüngern, die übel aufgeräumt waren, zurück — um sagen zu können, daß die Jünger ihre Nachahmer in der Kinderfeindschaft haben. Fahren nicht auch unsere Pfarrer die Kinder an? Die Jünger fuhren nur Judenkinder an —

aber

aber unsere Pfarrer fahren sogar Christenkinder an, wenn sie zu den Herrn Jesu gebracht werden. Die Jünger schreyen doch nicht, daß die hergekommenen Judenkinder vom Teufel besessen wären — aber unsere Pfarrer schreyen zu den herbeygekommenen Christenkindern: Der Satan uhd der böse Geist ist in euch — ihr Kinder des Zorns und des Unglaubens!!! Fort mit dir Satan! — Fahre aus du unreiner Geist! — O, wie heißt dieses die armen Kindlein angefahren!!

Wenn doch unsere Pfarrer einmal liebreicher und bescheidner würden, wie sehr wäre es den guten Christenkindlein zu gönnen! Wenn sie doch lieber wie der den Kindern wohlwollende Herr Jesus, anstatt die Kinder um des Teufelswillen so anzufahren — freundlich sagten: - lasset die Kindlein zu mir kommen, denn das Himmelreich ist ihr!

Jedoch hie und da sind schon die Herren Pfarrer zu ihrer Ehre freundlicher geworden — und an andern Orten würden sie auch gern freundlich seyn, wenn sie nur dürften. Aber da leidets der Pöbel nicht, der die Kinder durchaus angefahren haben will. Man weis die greuliche Geschichte noch, wie einmal an einem gewissen Ort ein Fleischer, der sein Kind zur Taufe brachte, unter seinem Mantel ein Beil mitbrachte — und als es nicht zum Anfahren kommen

wollte,

wollte, die Donner Worte brüllte: Herr Ehrwürden! den Teufel heraus — oder das Beil auf den Kopf! — Könnte man denn aber den Pöbel nicht auch freundlicher machen? Ich dächte es. Man dürfte nur den unwissenden Leuten sowohl in den Predigten als in den Kinderlehren bessere Begriffe von der Taufe, als sie gewöhnlich haben, beybringen; man dürfte nur aufhören in den öffentlichen Vorträgen so viel Wesens von dem Teufel zu machen — man dürfte nur die einfältigen Laien über den Ursprung des greulichen Anfahrens belehren, und ihnen sagen: Ihr lieben Leute, es ist doch gar nicht christlich von euch gedacht, wenn ihr eure Kinder vor ihrer Taufe wollet des Teufels seyn lassen. Lasset die abergläubischen Gedanken vom unreinen Geist, die ihr von dem Pabstthum geerbt habt, — fahren, höret auf die Vernunft und die Bibel zu schänden. Erinnert euch, daß der Heiland die Judenkinder nicht beschwor, sondern segnete — daß er nicht zu ihnen sagte: Fahre aus du unreiner Geist — sondern sagte: Das Himmelreich ist ihr. Bedenket, daß eure Kinder Christenkinder sind, die in der christlichen Kirche, welche ein Tempel des heiligen Geistes in der Schrift genennt wird, gebohren, und durch euer Gebet ehe sie noch gebohren worden Gott geheiligt und gewidmet wurden. Ihr wisset doch, daß Paulus sagt Röm. 11, 16.

11, 16. Ist der Anbruch heilig, so ist der Teig auch heilig — Ihr wisset, daß eben dieser Apostel 1 Cor. 7, 14 noch deutlicher, sogar ohne Rücksicht auf die Taufe, von den Christenkindern sagt, daß sie heilig sind. Wie könnet ihr nun wollen, daß eure Kinder als Teufelsbesessene sollen behandelt werden? Und meynt ihr denn, daß ich mir als euer Pfarrer eine Ehre daraus mache, von euch als ein Zauberer und Teufelsbeschwörer gehalten zu werden? Erlaubet also, daß ich in Zukunft eure Kinder nicht mehr anfahre, sondern sie segne.

Es müßte doch arg seyn, falls die Herren Pfarrer das Werk in Predigen und Kinderlehren, auf diese oder eine ähnliche Weise mit Sanftmuth trieben — wenn der Pöbel nicht freundlich würde! Nur nicht stürmen — sondern sanft belehren muß man — und es giebt sich alles.

Aber die Kirchenordnung leidet ja nicht, werden manche Prediger sagen, daß wir das Volk belehren; vielmehr befiehlt uns eben die Kirchenordnung, daß wir die Kindlein anfahren sollen? Da ist freylich nichts weiter zu antworten, als: Fasset eure Seelen in Geduld, und seufzet, wie Bouchet. Bouchet ein päbstlicher Hausprälat bedauerte, daß so viele Erzählungen aus den heiligen Legenden in das Breviarium gekommen, und gestund, daß wenn er solche von

Amts=

Amtswegen lesen müsse; er vorher zu Gott ohngefähr so seufze: Mein Gott! ich glaube nichts von alle dem was ich jetzt lesen werde, aber das weis ich, daß ich der Kirche gehorsam seyn muß, und daß ich es aus Demuth und Unterwerfung thue. S. Büschings Beyträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen.

II. Heil. P. 312.

Inzwischen sollte doch die Kirche, das heißt die Kirchenordnung einmal aufhören, wenn gleich nicht die päbstlichen Hauspraelaten, doch die lutherischen Prediger in der Selbstverläugnung zu prüfen! Alles hat seine Zeit, sagt Salomo. Und ich denke, die Zeit das Anfahren der Kinder wieder abzuschaffen, wäre für die Kirchenordnung auch gekommen.

Läßt sich aber die Kirchenordnung dazu bewegen das Teufelsbeschwören zu untersagen; so wird sie auch befehlen müssen, daß die alten Gebetsformeln bey der Taufe neuen Gebetsformeln ihren Platz einräumen, und daß die bisher bey dieser heiligen Handlung üblichen Solennitäten weniger, aber dafür desto zweckmässiger und erbaulicher werden. Ausserdem ist mit der Abschaffung des Exorcismus wenig oder nichts geholfen. Was man mit der einem Hand genommen hat, giebt man dann mit der andern wieder.

Nur etwas zur Probe aus der alten Taufagende. Da heißts: Ich ermahne euch wohl zu bedenken, daß das Kindlein, das hergebracht wird, ein Kind des

Zorns

Zorns der Sünden und Ungnaden sey, und daß es je nicht ein Scherz oder Kinderspiel ist, dies tapfere Werk zu handeln, welches dem Teufel begegnet, und ihn von dem Kinde treibet. Da heißts: Betet, daß dies hochwürdige Sakrament durch uns dem Teufel nicht zum Spott gesetzet werde. Da heißts: Wir bitten dich o Gott, du wollest diesen N. N. gnädiglich ansehen — und mit rechtem Glauben im Geist beseligen und stärken, daß durch diese heilsame Sündfluth an ihm ersaufe und untergehe alles, was ihn von Adam angebohren (wenn durch die Taufe die Erbsünde ersäuft wird — wie kann sie denn bey dem erwachsenen Christen mehr da seyn und sich rühren? Ein Widerspruch des Systems,) und er selbst dazu gethan hat (was für wirkliche Sünden doch wohl ein neugebohrnes Kind thun kann, das von sich und der Welt noch nicht das mindeste weis? Wer nur eine benennen kann, verdient eine Prämie von 1000 Dukaten, die ihm der Kaiser von Marokko auszahlen wird.) Da heißts ferner: Nimm das Zeichen des heiligen Kreuzes, beydes an der Stirn und an der Brust. Endlich heißts auch: Widersagst du dem Teufel, und allen seinen Werken, und allen seinen Wesen? (Wie soll das Kind dem Teufel widersagen, da es noch mit ihm keine Gemeinschaft hatte?)

Man siehet aus dieser Probe, daß mit der Ab-

schaffung des blossen Exorcismus nichts gedient ist — wenn solche Floskeln in den Taufgebeten bleiben, weil sie doch immer den Teufel wieder mit herzerren, und sonst aller vernünftigen Erbauung im Wege stehen.

In manchen Ländern sind wohl auch die alten Kirchen- und Taufagenden verabschiedet worden; aber die neuen Agenden sind den neuen Gesangbüchern gleich, die in der Tracht von einem alten Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch erschienen sind.

Von Kindereinfalt und von der Kindertaufe.

Ueber

Matthäi 19, 14.

Aber Jesus sprach: Lasset die Kindlein und wehret ihnen nicht zu mir zu kommen; denn solcher ist das Himmelreich.

Wie sehr kontrastirt doch die Denkungsart des Meisters mit der Denkungsart der Jünger! Eben die Kinder, welche von den Jüngern angefahren werden, heißt der Meister willkommen? Jesus Christus ist zu gütig, als daß er ein billiges Gesuch, von dessen Bewilligung sich grosser Vortheil versprochen wird — geradezu abschlagen könnte. Er ist zu weise, als daß er Kinder, die ihm zum Segnen gebracht wer-

werden — von sich stossen, und damit das Vertrauen der Eltern verlieren sollte. Er ist zu sehr Kinderfreund, als daß er sich des Vergnügens am Anblick der unschuldigen Jugend berauben, und seine wohlwollenden Gesinnungen gegen dieselbe an den Tag zu legen unterlassen könnte. Und dann wollte er wohl auch die schöne Gelegenheit benutzen, seinen Jüngern eine gute Lektion zu geben. Ich finde diese in seinen Worten: Solcher ist das Himmelreich. — Diese Worte können so viel heissen: Für diese Kinder ist das Reich Gottes eben sowohl da — als für die Erwachsenen — auch ihnen steht der Eingang in meine Kirche offen, sobald sie ihn nur werden suchen können und suchen wollen. Sie können auch prophetisch geredet seyn, als: Diese Kindlein werden einst meine Lehren annehmen, und gute Christen werden. Der Jansenist Quesnell giebt ihnen in seinen Erklärungen des neuen Testamentes noch einen höhern prophetischen Sinn, wenn er in der Begeisterung ausruft: „Selige Kinder, die das Glück haben, durch den erhabensten und obersten Priester konfirmirt zu werden. Es ist glaublich, daß sie sämmtlich in der Gnade bestätigt wurden, und daß Jesus, der sich so sehr zu ihren Vortheil erklärte, aus ihnen, eben so viele Heilige — Nachfolger seiner Apostel — Säulen seiner Kirche — und hoch-

berühmte Märtyrer machte. O Heilige von eurer Kindheit an — mein Herz empfindet für euch eine ganz besondere Ehrfurcht."

So gut es aber Quesnell, über dessen Erklärung man nur lachen muß, mit den Kinder meynte, so leidlich auch die Auslegung wäre die ich oben gegeben habe; so ist doch gewis, wenn man nur die Worte des Herrn genauer besieht, daß sie mehr für die Jünger als für die Kinder geredet sind. Jesus wußte auch die kleinsten Vorfälle für seine Schüler lehrreich zu machen, und da er ihre eitle Denkungsart kannte, so nahm er von den herbeygebrachten Kindern Anlaß her, ihnen zu zeigen, welche Gemüthsart sie annehmen müßten, wenn sie würdige Glieder seines Reiches werden wollten. Daher haben seine Worte keinen andern Sinn als diesen: Solcher (Talium, nicht horum,) Unschuldsvollen — reinen — Unterricht und Weisung annehmenden Seelen ist das Himmelreich. Merket es meine Jünger: wer an dem göttlichen Reiche Antheil haben will, der muß Kindereinfalt und Kinderdemuth haben. Eine schöne Lektion für die Jünger. Auch Augustinus nimmt diese Erklärung an. Lib. I. Confess. Cap. 19. schreibt er: Humilitatis signum in statura pueri commendasti rex noster, cum dixisti: Talium est enim regnum coelorum. Aber was brauchts eines Augu-

stinus

stinus oder eines andern Erklärers? Jesus selbst ist der beste Ausleger seiner Worte, und der setzt bey dem Lukas Kap. 18. V. 17. hinzu: Wahrlich ich sage euch: Wer nicht das Reich Gottes nimmt als Kind, der wird nicht hineinkommen.

Ob übrigens die Jünger des Herrn die Lektion zu Herzen genommen haben, das weis ich nicht; aber das weis ich, daß manche Diener des Herrn in unsern Tagen sie eben nicht zu Herzen nehmen. Der Herr sagte: Solcher ist das Himmelreich, welche an Einfalt des Geistes und an Unschuld des Herzens den Kindern ähnlich sind. — Manche seiner Diener aber halten die Unschuld des Herzens für eine Nebensache zur Eroberung des Himmelreichs, und die Spitzfindigkeit des Geistes für die Hauptsache. Solcher, sagen sie, ist nicht das Himmelreich, welche nur simple Wahrheiten faßen wollen, die auch Kinder faßen können — und welche das Thun dem Wissen vorziehen; sondern solcher ist das Himmelreich, welche scharfsinnig und spitzfindig sind, — welche in die Tiefen der Gottheit hineinsehen, recht viele Geheimnisse ausspähen — alle die tausendfältigen Distinktionen, Abstraktionen und Konsequenzen des theologischen Systems wohl begreifen, und bloße spekulative Lehrmeynungen als evidente und heilsame Wahrheiten erkennen!

Ist es aber nicht zu bedauren, daß diese Diener des Herrn deren Zahl Legio ist, bey allem ihrem geübten Scharfsinn, nicht einmal die deutlichen Worte: Wer nicht das Reich Gottes als Kind nimmt, der wird nicht hineinkommen, fassen? Sie scheinen die Eigenschaft der Fledermäuse zu haben, die nur in der Finsterniß sehen — und am hellen Tage blind sind.

Doch wir lassen sie in ihren finstern Tiefen herumwirbeln — und erinnern uns, daß es noch eine andere Gattung von Dienern des Herrn giebt, welche dem Herumwirbeln feind sind, und welche glauben, daß nur solcher das Himmelreich ist, welche den ganz einfältigen und dummen Kindern gleichen — und so wie diese blos nachbeten. Wer zu Christo kommen will, heißt es bey diesen, der muß gar keine Augen haben zu sehen, sondern blos Ohren zu hören, — der muß sich alle Fabeln und Mährchen weis machen lassen — der muß alle Gelegenheit fliehen, an Wissenschaft und Erkenntniß zuzunehmen, von der Weisheit als einer irdischen Weisheit böses reden, die Liebhaber der Wissenschaften als Weltkinder ausschreyen, und der gottlosen Vernunft und der heidnischen Tugend spinnenfeind seyn. Nach ihnen muß man nicht nur seine Vernunft unter dem Gehorsam Christi gefangen nehmen, das heißt: wünschen,

schen, daß man ein Stock und Klotz werden möge, sondern auch — beten — daß man von Gott dumm gemacht werde. Der ehemalige Hofprediger Schmidt versichert in einer seinen Predigten beygefügten Anmerkung: Er habe in Marburg ein Lied gesehen, welches so anfieng: Herr Jesu! mach mich dumm — und fügt hinzu: Ich mag die folgenden Worte die mir noch bekannt sind, mit Fleiß nicht hersetzen.

Aber wenn nun diese treuen Diener des Herrn so dumm und unwissend als die dümmsten und einfältigsten Kinder sind — was thun sie nun bey dem Herrn Christo? Was die Kinder thun! Sie tändeln und spielen mit dem Herrn Christo — mit seinen Wunden — mit seinen Füßen — mit seinen Händen — mit seiner Seite — mit seinem Kreuz — mit seiner Krone. Sie machen ihm ein rein sanft Bettelein — zu ruhen in ihres Herzens Schrein — wenn sie sich müde gespielet haben.

Das ist doch arg über arg? Leider! aber es ist eben einmal so — und wer ist im Stande ihnen von den Worten Jesu: Wer nicht das Reich Gottes nimmt als Kind, der wird nicht hineinkommen, — und welche sie misbrauchen — einen edlern Begrif beyzubringen? Sonst wollen auch manche spitzfindige Theologen aus der vor uns habenden Schriftstelle die

Nothwendigkeit der Kindertaufe herholen. Aber das ist nun freylich weit hergeholt! Man sollte einmal einen solchen Herrn zu einen Missionarius machen, damit er Gelegenheit hätte von einem vernünftigen Heiden eine Erklärung dieser Worte Christi zu hören. Dieser, den er nicht in Verdacht der Partheylichkeit haben könnte; würde mit Hülfe seines gesunden Menschenverstandes ihme gewiß weiter nichts sagen, als: Christus habe eben die Kindlein gern gehabt. — „Aber das Himmelreich ist ihr! Ist das Himmelreich ihr — so muß auch die Taufe ihr — seyn, denn ohne Taufe kann man nicht in das Himmelreich kommen. Es sey denn, daß jemand gebohren werde aus Wasser und Geist, so ꝛc.“ — O, über die Konsequenzmacherey! So könnte man auch beweisen, daß die kleinen Kinder das Abendmahl geniessen müßten, weil Jesus einmal gesagt hat: Wer mein Fleisch isset und mein Blut trinket, der hat das ewige Leben. — Und wenn man es arg machen wollte, so könnte man sogar beweisen, daß die Kinder ohne Taufe in den Himmel kommen könnten! Wer waren denn die Kinder, denen Jesus das Himmelreich zusichert? Judenkinder! Doch wir wollen nicht retorquiren, wir wollen nur darthun, daß die Nothwendigkeit der Kindertaufe überhaupt ein Traum sey. Anstatt daß Christus mit deutlichen Worten einen Befehl gegeben hat Kinder zu taufen,

hat er vielmehr mit deutlichen Worten befohlen, nur Erwachsene zu taufen. Wer dieses nicht in den Worten: Gehet hin in alle Welt — und lehret alle Völker — und taufet sie, finden kann, muß den Nachtschatten haben. Das Lehren ist das prius und das Taufen das posterius. Und alle Drehungen und Wendungen der Schulgerechten Herren werden die Ordnung nicht umkehren können. Da man nun aber kein Wochenkind lehrt — also ists auch nicht eben nöthig, daß man es taufet. „Aber die Apostel haben es doch vor nöthig gefunden, denn sie haben ja ganze Familien getauft?“ — Was dieses wieder für ein Sprung ist? Letzt kam mein Bader und sagte mir: Er habe in des Herrn N. Hause der ganzen Familie zur Ader gelassen. Ich kam nicht in Versuchung zu glauben, er habe auch der achttägigen kleinen Sophie das Blut abgezapft, weil es sich von selbst versteht, daß diese Operation ordentlich nur die erwachsene Familie betreffen kann. — Es giebt auch, denke ich, viele Häuser in denen die Unmündigen vergeblich gesucht werden. Wie wenn nun die Purpurkrämerin Lydia eine ehrliche Wittwe bey Jahren gewesen wäre, und also lauter erwachsene Kinder gehabt hätte? — Und wie! wenn der gute Kerkermeister ebenfalls schon die lieben Söhne und Töchter hübsch groß vom Leibe gesehen hätte? Will man dieses nicht glauben —

warum soll ich das Gegentheil glauben. Eine Vermuthung gilt so viel als die andere. Aber wenn auch wirklich die Purpurkrämerin und der Kerkermeister winzig kleine Ebenbilder in ihren Häusern gehabt hätten, so wurden diese doch von dem Apostel mit keinem Tropfen Wasser berühret; weil der Apostel nur diejenigen taufte, welche zuvor seine Predigt angehört hatten. Es heißt ausdrücklich Act. 15, 13, 14. Lydia hörte zu, und der Herr that ihr das Herz auf, daß sie darauf achtete was von Paulo geredet ward, — und was den Kerkermeister betrift, so heißt es v. 52. Und sie sagten ihm das Wort des Herrn und allen die in seinem Hause waren. Wenn man nun nicht behaupten darf, daß Paulus den Wochenkindern gepredigt habe, so kann man auch nicht behaupten, daß Paulus die Wochenkinder getauft habe. Unter den allen sind nothwendig alle Erwachsene zu verstehen, weil diesen vorher das Wort des Herrn verkündigt ward. Und so bestätigt sichs auch hier, daß die Apostel den Befehl Christi: Gehet hin — und lehret alle Völker, dann taufet sie, nicht umgewendet, sondern akkurat vollbracht haben.

„Aber durch dieses heidnische Philosophiren erschüttert man ja einen Beweis der in dem infalliblen System die schönste Stütze der Kindertaufe war!“ Dafür kann ich nichts. Ich bete nur dem guten

orthodoxen Mosheim nach, welcher in den Instit. Theol. dogm Vol. II. pag. 316 also schreibt: Argumentum alterum sumunt Theologi ex praxi Apostolorum. Apostoli enim baptizarunt infantes. Ergo infantes baptizandi sunt. Si hoc probari posset, hoc argumentum magni esset momenti. Sed fatendum est, hoc non posse probari. Provocant quidem ad dicta Apostolorum, ubi Apostoli dicuntur totas domus baptizasse — in his domibus dicunt, sunt infantes. Sed ad hoc argumentum adversarii respondent: non in omni domo infantes esse. Hoc ergo argumentum veri quidem similitudinem quandam parit, sed non solidam demonstrationem.

Wenn die Apostel Kinder getauft hätten, so müßten sich wenigstens von dieser Gewohnheit Spuren bey ihren unmittelbaren Schülern und bey den Lehrern der zwey ersten Jahrhunderte finden; aber auch diese werden vergeblich gesucht. Tertullian giebt deutlich zu erkennen, daß zu seiner Zeit wegen des Alters des Täuflings gar noch nichts gewisses bestimmt und festgesetzt gewesen sey; und anstatt, daß er die Taufe der Kinder, empfehlen sollte, ertheilt er den Rath die Taufe aufzuschieben. Itaque, sagt er, pro cuiusque personae conditione ac dispositione, etiam aetate, *cunctatio* baptismi utilior est: praecipue tamen circa parvulos. Ait quidem dominus: Nolite illos prohi-

bere

bere ad me venire. Veniant ergo, dum adoleſcunt, veniant dum diſcunt, dumque veniant doceantur. Fiant Chriſtiani quum Chriſtum noſſe potuerint. Quid feſtinat aetas innocens (unſündige) ad remiſſionem peccatorum. — Gregorius von Nazianz wünſchte ebenfalls, daß die Taufe ſo lange möchte verſchoben werden, bis die Jugend von ihrem Glauben könne Rede und Antwort geben. Dieſer ſelbſt, der doch eines chriſtlichen Biſchofs Sohn war, und unter ſeines Vaters Aufſicht erzogen wurde, ward nicht eher getauft als bis er aus ſeinen Kinderjahren getreten war. Hätte dieſes wohl geſchehen dürfen, wenn man ein deutliches Geſetz der Apoſtel von der Kindertaufe, oder nur ihre Gewohnheit gewußt hätte? Auch Chryſoſtomus empfieng die Taufe erſt im dem ein und zwanzigſten Jahre ſeines Alters, und er war doch ebenfalls von chriſtlichen Eltern gebohren.

Ich weis zwar wohl, daß Origenes behaupten will: Die Kindertaufe ſey eine obſeruantia Eccleſiae, und daß Cyprian in ep. ad Fidum 64 ſchreibt — in hoc enim quod tu putabas eſſe faciendum nemo conſentit — ſed univerſi potius judicavimus, nulli hominum nato miſericordiam dei & gratiam denegandam; — Aber dieſes beweiſet weiter nichts, als daß in ſpätern Zeiten die Gewohnheit Kinder zu taufen faſt allgemein geweſen ſey — nicht aber beweiſt es,

daß

daß es von je her die Gewohnheit war. Die bloße Berufung auf die Observanz der ältern Kirche, ohne ein einziges Zeugniß dafür anzuführen, ist doch wohl nicht entscheidend genug. Beruft man sich ja in der Römischen Kirche auch alle Augenblicke auf die Observanz, — aber wer weis nicht, daß dieses leeres Gerede ist. Keiner der Väter die vor dem Origenes gelebt haben, giebt ein deutliches und sicheres Zeugniß das völlig zum Beweise hinreichend wäre, Sie reden zwar viel von der Taufe, aber von der Kindertaufe ist: altum silentium. Gesetzt aber, es könnte höchstwahrscheinlich gemacht werden, daß die erste christliche Kirche die Gewohnheit gehabt habe, die Kinder zu taufen — so ist auch die höchste Wahrscheinlichkeit nicht befugt die Kindertaufe zu einen evidenten Glaubensartikel zu machen, oder diejenigen, welche ihre Nothwendigkeit leugnen, als obstinate Ketzer zum Feuer zu verdammen. Unser Glaube muß auf festen Gründen beruhen, das heißt, auf unwidersprechlichen Zeugnissen.

Zum Beschluß erzähle ich meinen Lesern noch ein Gespräch, welches über diese Sache zwischen einem Theologen der vom Gift der Neuerung angegriffen, und einem Theologen der vom Rost des Alterthums angefressen war, gehalten worden ist. Der eine soll Rost und der andere Gift heissen.

Rost.

Rost. Glaubst du nicht, daß die Apostel kleine Kinder getaufet haben?

Gift. Ich glaube es nicht.

Rost. Warum nicht?

Gift. Weil sie zu denen, welche sie taufen wollten vorher sagten: Thut Busse und lasse lsich ein jeder (gläubig) taufen auf den Namen Jesu Christi, zur Vergebung der Sünde.

Rost. Was folgt hieraus?

Gift. So viel, daß die Kinder, welche die Apostel nach deiner Meynung getauft haben, müßten zuvor Busse gethan, geglaubt, und hierauf Vergebung der Sünden erlangt haben.

Rost. Nicht anders. Aber hast du was dawider einzuwenden?

Gift. Für jetzt nur etwas weniges. Zuerst meyne ich, daß ein Kind nicht der Busse nöthig habe, wenn es auch Busse thun könnte.

Rost. Warum denn nicht?

Gift. Wo noch kein sündliches Leben geführt worden ist, da kann keine Reue darüber statt finden; wo keine Reue ist, da ist kein Vorsatz eines bessern Verhaltens, — und wo dieses alles nicht ist, da ist keine Busse. Nun hat ein Kind das nur etliche Stunden oder Tage das Licht der Welt gesehen hat, noch kein sündliches Leben geführt. Ergo &c.

Rost.

Rost. Aber in unserer Kirchenagende steht ja doch ausdrücklich: Und was es selbst dazu gethan hat.

Gift. Recht vernünftig!! Allein sage mir was ein anderthalb Tage altes Kind gethan haben mag? Hat es schon gestohlen? — hat es schon geliebäugelt? hat es schon getanzt? oder hat es schon Weltgedanken gehabt?

Rost. Dieses scheint zwar nicht. Aber es muß doch was gethan haben, und wenn ich es nicht weis, wird es doch die Kirchenagende wissen.

Gift. Schäme dich des Nachbetens! Du mußt beweisen.

Rost. Nun so mags auf eine Viertelstunde so seyn, daß ein Kind keine wirkliche Sünden begangen hat. — Aber wie stehts um die Erbsünde? Erfodert diese auch keine Busse?

Gift. Antworte mir zuvor: Klagst du dich darüber an, daß dich deine Mutter mit der Krätze angesteckt hat? oder hats deine Mutter zu bereuen.

Rost. Meine Mutter! — aber ich bin dir auf meine Ehre nicht krätzig!

Gift. Kann seyn! Allein so darf ja auch das Kind seine Erbsünde in der es ohne sein Wissen empfangen und gebohren ist nicht bereuen, — folglich ist auch hier wieder keine Buße nöthig?

Rost.

Rost. Es scheint zu folgen. Aber gewiß hat der leidige Satan hier sein Spiel. Doch Satan, ich will dich fangen! — Höre Gift! müssen die Kinder nicht wenigstens glauben.

Gift. Was nennest du glauben?

Rost. Eine deutliche Erkenntniß von Christo und seinem Verdienst haben, — und sich dieses Verdienst zuversichtlich zueignen.

Gift. Gut. Du wirst mir aber zugeben, daß ein Wochenkind noch keinen Vernunftschluß machen kann!

Rost. Dieses kann ich zugeben.

Gift. Nun urtheile ob dieses kein Vernunftschluß ist: Wer mein Erlöser ist, an den muß ich als an meinen Erlöser glauben. (Major) Jesus Christus von Nazareth, Gottes und Mariens Sohn ist mein Erlöser. (Minor) Also muß ich auch an Jesum Christum von Nazareth Gottes und Mariens Sohn glauben. (Concl.)

Rost. Es ist ein Vernunftschluß.

Gift. Da du aber vorhin selbst zugegeben hast, daß ein Säugling von wenig Tagen noch keinen Syllogismus machen kann, so wirst du auch so gütig seyn zuzugeben, daß es nicht den Glauben haben kann, wie du ihn vorhin definirt hast.

Rost. Ich weis mir noch anders zu helfen. Das Kind darf nur implicite glauben!

Gift. Was soll dieses heissen?

Rost. Glauben ohne zu glauben.

Gift. Unsinn! Aber sey klug und vexire mich nicht. Sage mir lieber ob das Kind gleich nach seiner Geburt im Glauben Unterricht bekommt?

Rost. Dieses ist nicht nöthig. In meiner Konkordanz steht mit deutlichen Worten: Die Kinder haben ja auch schon ohnedem den Glauben in Mutterleibe.

Gift. Also auch schon in momento conceptionis? Nun das wäre ganz hübsch, — so würden Erbsünde und Glaube gleich miteinander koncipirt. Das Gift und das Gegengift. Aber nun ruhe mit deiner saubern Konkordanz — und gedenke an den Apostel, welcher nicht sagt, daß der Glaube aus Mutterleibe komme, sondern welcher sagt: daß er aus der Predigt komme. Merke auch noch die Worte die er hinzusetzt: Wie sollen sie glauben, wenn sie nicht hören?

Rost. Du schlägst freylich meine Konkordanz mit der Bibel. Wirst du mir aber auch beweisen können, daß die Kinder keine Vergebung der Sünden erhalten!

Gift. Du hast schon vorhin eingeräumt, daß die Kinder keine Sünden gethan haben. Was brauchts demnach der Vergebung der Sünden.

Rost. Sonach müßten ja die Apostel keine Kinder getauft haben, weil sie nicht vorher zu ihnen sagen konnten: Thut Busse — und glaubet an den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünde?

Gift. Das wirst du nun wohl selbst einsehen?

Rost. Was einsehen! Glauben muß man — glauben was die Kirche glaubt.

Gift. Meinetwegen magst du glauben: Die Kirche sey der heilige Geist.

Rost. Aber noch ein Wort! Willst du etwa die Kindertaufe abschaffen?

Gift. Gott behüte mich. Wie könnte ich auch das. Ich halte die Kindertaufe aus vielen Ursachen für gut. Nur leugne ich ihre absolute Nothwendigkeit, weil sie nicht bewiesen werden kann.

Rost. Um deines Magens willen lasse deinen Gift fahren!

Gift. Um deines Kopfes willen — lasse dich poliren!

Rost. Nun und nimmer. Mit dem Verlust meines Rosts ist der Verlust meines Werths verknüpft. Ich empfehle mich dir Gift! —

Gift. Und ich mich dir Rost!

Ende des ersten Bandes.

Verbesserungen.

Seite 9. Zeile 15. l. fals für fast. S. 11. Z. 8. l. eludiren für kludiren. S. 27. Z. 22. l. Belials-kinder für Beleidskinder. S. 67. Z. 14. l. übler beschaffen, für übelbeschafner. S. 89. Z. 1. von unten l. Dutzend für Tugend. S. 96. Z. 8. von unten l. Wer für Mann. S. 147. Note 2. l. verehrt für zeiget.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vogel, Erhard Friedrich, 1750-1823

Raffinerien für raffinirende Theologen

Bd.: 1

Berlin [u.a.] [i.e. Bayreuth u.a.] 1785
Res/Th.u. 476 w-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10928316-5
VD18 8008625X-001